

Udalbert Volck

Völkisches  
Erleben und  
Wollen



Verlag: Herbert Volck, Lübeck.

# Völkisches Erleben und Wollen

Von  
ADALBERT VOLCK.



Verlag Herbert Volck, Lübeck, Moltkeplatz Nr. 9.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten.

Copyright by Herbert Volck, Lübeck, Moltkeplatz 9.

Den Manen meines Vaters,  
Professor D. Wilhelm Volck.



# Inhalt.

„Zum Geleit“ von Professor Dr. Hofmeister . . . . .	5
Vorwort . . . . .	8
1. Kapitel: Das wahre Gesicht der baltischen Heimat . . .	11
2. Kapitel: 1905 – 1906 . . . . .	42
3. Kapitel: 1912 . . . . .	59
4. Kapitel: 1914 – 1915 – 1916 . . . . .	68
5. Kapitel: 1916 – 1917 . . . . .	117
6. Kapitel: 1918 . . . . .	180
7. Kapitel: Ende 1918 – 1919 . . . . .	245
8. Kapitel: Vom Schutz und Trutzgedanken zur völkischen Bewegung . . . . .	280
9. Kapitel: Russische Kriegsschuld und deutsche Schuldflüge	317
Anhang 1: Kurzer Abriß der russischen Geschichte . . . .	343
Anhang 2: Die Letten in Kurland . . . . .	364
Anhang 3: Gedicht auf Baron Hans Manteuffel . . . . .	376

---

Motto: „Denn die Gesinnung, die  
beständige, sie macht allein  
den Menschen dauerhaft“.

## Z u m G e l e i t.

Wer die nachfolgenden Blätter liest und nicht völlig bar jedes politischen Gefühls ist, wird von steigender Spannung ergriffen. Und wer trotz allem seine Liebe zum deutschen Volke und Vaterlande sich nicht aus der Brust reißen kann und noch nicht rettungslos vom jüdisch-materialistischen Strudel mitgeschleift wird, den wird die Scham packen: Scham über die unverantwortliche politische Gleichgültigkeit des deutschen Volkes und die Unfähigkeit der Regierung, die das herrliche Reich Bismarcks dem feilen Siege der Revolution auslieferten.

Mit tiefer Erschütterung vernehmen wir, daß die Vorgänge im Schandnovember 1918 nichts neues unter der Sonne waren, daß sich vielmehr genau dasselbe in gleicher Form in unmittelbarer Nachbarschaft bei unseren Volksbrüdern im Baltenlande abspielte. Aber Homo sapiens lernt nicht aus der Geschichte, am allerwenigsten die „Gebildeten“. Die Bestätigung dieser Wahrheit ist die trübe Seite der Wirkung von Adalbert Volcks eindringlichen Darlegungen.

Der Hintergrund der geschilderten Ereignisse ist z. T. nicht Deutschland, sondern Rußland. Für das deutschvölkische „Erleben und Wollen“ verschlägt das nichts. Auch in Rußland war es nicht national-russische Einstellung, die den russischen Staat vernichten wollte und das Heldentum der Balten bekämpfte, wie in Deutschland auch nicht national-deutsches Streben

gegen das Reich Bismarcks anging. Der Feind war beide Male derselbe: Das jüdische Zersetzungssystem, das 1905 die völkische Macht der Balten zu brechen suchte und 1918 den Sieg über den letzten Rest deutscher Valuta in Deutschland errang.

So bietet die Schrift vom Anfang bis zum Ende wertvollen Stoff für die Geschichte der deutschvölkischen Bewegung — wissensnotwendig für jeden Mitkämpfer an der großen deutschen Aufgabe, deren Lösung Erbe des nächsten Geschlechts ist.

Trotz der Schilderung einer fortlaufenden Kette völkischer Enttäuschungen ist das Buch keine Schrift des „Verzichts“. Ruhige Beurteilung der völkischen Bewegung führt zu der Erkenntnis, daß wir uns erst im ersten Stadium, im völkischen Erwachen des deutschen Volkes befinden. Vorläufig ist noch keine völkische Frucht reif. Arbeiten an uns selbst und nicht verzweifeln am großen Ziel lautet hier erst recht die Losung.

Gerade der mutige Unterton unverzagten Kämpfertums für das völkische Hochziel ist das Erhebende, Erfrischende und Vorbildliche an dem Verfasser und seinem Werk. Hierin liegt der sittliche Wert der Schrift. Wer an Adalbert Volcks Buch nichts findet als Kritik, hat kein Organ für Treue und Opfermut — oder ein schlechtes Gewissen!

Adalbert Volck ist kein Unbekannter in der völkischen Bewegung. Von allen Kämpfern ist er einer der ältesten und bewährtesten, wenn man nicht mit dem äußerlichen Maßstabe des Reklameparlamentarismus und Demagogentums mißt, sondern auf die ruhig-sachliche Wirkung sieht: auf den Ernst des sozialen Gedankens, der das A und Z des gesamten völkischen Kampfzieles darstellt. Solchem Führer darf man sich getrost anvertrauen. Will man aber ein ehrliches Urteil hören, darf man weder Neider noch Trabanten fragen.

Dann muß man zu den Gegnern gehen. Ein führender Lübecker Jude bezeichnete Adalbert Volck gelegentlich einer völkischen Wahlversammlung als „einen der gefährlichsten Judengegner Deutschlands“. Die großen Gegner kennen die Gefahr einer „Persönlichkeit“, die ohne Reklame durch unverfälschtes Sein und Handeln die Splitter des zerspellten deutschen Volkes sammelt und aufrichtet. Solcher Führer und Erzieher bedarf das deutsche Volk.

In diesem Geist möge der freundliche Leser Adalbert Volcks Offenbarungen aufnehmen — und erwachen.

Lübeck, d. 6. 9. 24.

Prof. Dr. Hofmeister.

## V o r w o r t.

Diese Blätter waren ursprünglich für den Hausgebrauch bestimmt. Sie sollten meinem letzten Sohn und meiner Tochter, die in jungen Jahren Dorpat verlassen mußten, den Zusammenhang mit der Heimat wahren, ihnen das Verständnis für die schwierig zu beurteilenden Verhältnisse erleichtern, vor allem aber verhindern, daß die um sich greifende Pest einer verfälschten Demokratie Streben und Wollen der Heimat in ein falsches Licht rückt, woran die neuen Gebieter ein begreifliches Interesse haben.

Auf Bitten reichsdeutscher Freunde habe ich mich entschlossen die Aufzeichnungen zu veröffentlichen, die von ihnen eine günstige Beeinflussung des völkischen Gedankens erhoffen. Der Möglichkeit einer solchen Wirkung glaubte ich mich nicht entziehen zu dürfen.

Leicht wurde mir der Entschluß nicht. Ich hatte das Gefühl etwas Eigenstes fortzugeben.

Über meine Arbeiten für die deutsche Sache, in der Heimat und im Vaterlande, habe ich nicht gern gesprochen. Was man als selbstverständliche Pflicht tat, trägt man nicht auf der Zunge, und was man „geleistet“, „erlebt“ hatte, verschwand gegenüber den zehntausenden Deutschen, die schweigend Taten vollbrachten, die das eigene Leben überschatteten.

Und doch denke ich mit Dank und Genugtuung an das Durchlebte zurück.

Ein jeder, der an noch so geringer Stelle in deutscher Not mitgerungen hat, sollte das quälende Ge-

fühl haben, viel zu wenig getan zu haben, nur dann werden wir das Höchstmaß der gebieterisch verlangten Leistungen aufbringen.

Nur meine Frau, die mir eine treue Helferin war und die Arbeiten für die Baltische Landeswehr, so lange sie in Berlin geleistet wurden, zum großen Teil auf ihren Schultern trug, weiß, daß diese Blätter mit Herzblut geschrieben sind.

Vieles konnte nicht gesagt, viele Personen durften nicht genannt, viele Erfahrungen und Beobachtungen mußten verschwiegen werden. Oft mußte abgebrochen werden.

Die Kritik an dem „wilhelminischen Zeitalter“, am deutschen „Bürgertum“, kann die deutsche Sozialdemokratie nicht entlasten, die jeden nationalen, geschweige denn völkischen Sinnes und Strebens bar war.

Die spezifisch deutsche, wenn auch jüdisch gemachte Demokratie hat mir einen wachsenden Ekel eingeflößt. Politisch hatte die Demokratie das Heft in der Hand, sie konnte unser Vaterland retten, wenn sie das wahre Wohl des Volkes im Auge gehabt hätte. Mit vollem Bewußtsein hat sie den Untergang, der durch gemeinsame Anstrengung mit dem Bürgertum zu vermeiden war, beschleunigt und vollendet. Die Last des „Dolchstoßes“ wird sie nie abschütteln können.

Unsere gesamte Demokratie hat nicht nur das kämpfende Heer, auch das „Bürgertum“ zu lähmen, zu erdrosseln verstanden. Das entlastet aber unser Bürgertum, die frühere Rechte nicht. Ich glaube noch heute, daß das Steuer durch rechtzeitiges, willensstarkes Eingreifen herumgeworfen werden konnte. Ich will die Frage nicht beantworten, ob denjenigen größere Schuld trifft, der das Unheil schuf, oder denjenigen, der es schaffen ließ? In jedem Fall tragen alle gemeinsame Verantwortung. Das sollte betont werden durch furchtlose Kritik an unserer Vergangenheit. Ob die linken Führer, die wir nie gewinnen wer-



den, über ein solches Zugeständnis triumphieren werden, ist belanglos. Das „Volk“ wird nicht triumphieren. Auch der Arbeiter muß und wird seinen Teil an der Gesamtschuld erkennen; das wird er aber nur, wenn wir unsere Fehler und Schwächen nicht zu bemängeln suchen.

Gerade die Völkischen sollten auf diesem Wege vorangehen. Nur ausgesöhnte Glieder können ein Volk bilden und nichts kann so aussöhnend und Vertrauen verbend wirken, wie ein gegenseitiges Schuldbekennnis.

Niemandem zur Freude, niemandem zum Leide habe ich geschrieben. Ich suchte die Wahrheit, der wir nicht ausweichen dürfen, wenn wir ein völkisches Deutschland aufrichten wollen.

Kritiker werden vielleicht behaupten, ich erwäge und urteilte mitunter ex post. Ich habe für alles und für noch mehr Belege.

Allen, die mir vertraut und geholfen, sage ich wärmsten Dank.

Den Landsleuten drüben, die, zusammengescholzen, unter schier unerträglichen Verhältnissen und Bedingungen, ohne ein strahlendes Deutschland vor sich zu sehen, die deutsche Fahne hoch zu halten suchen, treudeutsche Grüße.

Lüneburg, Juni/Juli 1924.

Adalbert Volck.



## 1. Kapitel.

# Das wahre Gesicht der baltischen Heimat.

Der Kosak Jermak hatte Sibirien erobert, wofür er von Iwan dem Grausamen „mit einem Zobelpelz von den Schultern des Zaren“ (s zarskawo pletscha) belohnt wurde. Rußland blickte nach Osten. Peter der Große hatte Rußlands Gesicht gewaltsam gen Westen gekehrt.

Alexander III. nahm die alte Tradition auf, verlegte das russische Schwergewicht wieder nach Osten; der Instinkt hatte ihn richtig geleitet. Die „Abneigung gegen den Westen“ drängte fort von Europa. Die „große sibirische Eisenbahn“ sollte die russische Herrschaft im Osten bis an den Großen Ozean sichern.

Der Thronfolger Nikolai hatte den ersten Spatenstich für die Bahn getan. Ein Japaner hatte ihn mit einem Säbelhieb verletzt. Der Gelbe wehrte sich gegen die russische Bedrohung. Die Warnung wurde nicht verstanden.

Die Früchte der japanischen Siege im Kriege gegen China heimste Rußland ein. Wilhelm II. glaubte im fernsten Osten Politik treiben zu müssen, drückte mit Frankreich auf Japan, das seine Eroberungen, Port Arthur und Daljni, Rußland abtreten mußte.

„Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter,“ hatte der Nachfahre Friedrich des Großen ausgerufen und so den wortlosen, schleichenden Haß Japans geweckt.

Über Nacht brach Japan den Frieden, russische Kriegsschiffe wurden ohne Kriegserklärung torpediert.

Der russische Goliath stand dem japanischen David gegenüber. Hinter dem kleinen Japan, das um seine Berechtigung als Weltvolk kämpfte, arbeitete die Meisterhand Englands.

Nur wenige Männer mit Weltblick erkannten, daß England auf lange Sicht im fernen Osten durch Verschiebung der Kräfte Entscheidungen im Westen vorbereitete: Abriegelung russischer Expansion nach Osten, Umstellung derselben nach Westen, Druck auf Deutschland-Österreich.

Die ersten Niederlagen überlachte der Russe mit seinem breiten „nitschewo . . .“

Die russische Demokratie regte sich, begrüßte die Niederlagen. Balten, als russische Untertanen, waren betroffen von den russischen Mißerfolgen, sie ersehnten nicht den Sieg Japans.

Das entscheidende Mukden bereitete sich vor.

Der so ferne Krieg lastete mit dem Druck schicksalsschwerer Zukunft auf dem kleinen Kreise im Dorpater Hause an der Wallstraße.

Der deutsche Generalstabshauptmann, der sich „studienhalber“ in Rußland aufhielt, warf mit selbstverständlicher Zuversicht seine Ansicht in das Gespräch.

„Rußland, das Land der Millionenmassen, der unermesslichen Landstrecken, kann vom kleinen Japan militärisch nicht besiegt werden. Doch lassen wir das Zukunftsraten. Was mich zurzeit mehr beschäftigt, mir viel zu denken gibt, sind Sie, meine Herren Balten, russische Untertanen und doch deutschtreuer, als ich ahnte.

„In Ihrer baltischen Heimat kann ich mich schwer zurechtfinden. Sie bildet einen Staat im großen russischen Staat. Sie bekämpfen das Russentum, und betonen doch Ihre Treue zum Zaren. Ich bin viel in der Welt herumgekommen, hier aber glaube ich mich auf einer Insel im brandenden Völkermeer zu befinden. Esten und Letten stehen Ihnen feindlich gegen-

über, Sie aber gehen Ihre Wege, als wenn die vielen Feinde ringsum Sie nichts angingen.“

„Sie wußten natürlich, wie die meisten Reichsdeutschen, nicht, wie deutsch wir sind; das ist uns eine Selbsterständlichkeit, über die kaum gesprochen wird. Sie haben sich vielleicht auch darüber gewundert, daß in unseren Häusern nicht russisch gesprochen wird, denn für den politisch ungeschulten Reichsdeutschen fällt Volkstum und Staatsangehörigkeit zusammen. Schon mancher Reichsdeutscher ist von uns hart angelassen worden, der uns, unseres Passes wegen, einen „Russen“ nannte.

Wir haben dem Zaren Treue geschworen, werden sie halten, solange er sie nicht bricht. Das russische Volk ist in eine künstliche Feindschaft gegen uns hineingetrieben worden. Schutz unserer Rechte haben wir nur beim Zaren gefunden. Wir verteidigen unsere von Peter dem Großen beschworenen Rechte, unsere kulturellen Güter, und so lange Deutschland mächtig dasteht, ziehen wir immer neue Kräfte aus dem deutschen Mutterboden.“

„Aber Deutschland hat ja nichts für Sie übrig, kann nichts für Sie tun.“

„Will nichts für uns tun, das wissen wir, Sie denken ja nur an Erwerb und Vorwärtskommen, und wenn Sie erhaltene Befehle ausführen können, sind Sie zufrieden. Russische Befehle werden von uns nur so weit beachtet, als sie uns in unserem Deutschtum nicht beeinträchtigen. Es ist eine Schande, daß das deutsche Volk für uns, „nichts übrig hat“. Die einzige Hilfe, die wir von dort erhielten, war ein Befehl Friedrich Wilhelms IV. unserer konfessionellen Nöte im Kirchengebet zu gedenken! Das war sehr nett, konnte uns aber nichts nützen. Dank unserer Ritterschaften, die damals um ihre von Peter dem Großen gewährleisteten Rechte noch nicht betrogen waren, Dank unserer kampfesfrohen lutherischen Geistlichkeit, erstritten wir allein unsere konfessionellen Rechte, die

die protestantischen Esten und Letten aus Seelennöten retteten; ihnen wurden von den griechisch-orthodoxen Popen weltliche Vorteile für den Glaubenswechsel geboten, ein Este antwortete den Verführern: „Wenn ich mein Pferd gegen ein anderes tauschen soll, und noch drauf gezahlt bekomme, dann weiß ich, daß ich das bessere Pferd habe.“ —

Auch Bismarck lehnte jedes Eintreten für uns ab; er hätte uns helfen können, ohne Rußland zu vergrämen.“

„Auf Esten und Letten sehen Sie herab?“

„Wenn Sie unsere Geschichte und schwierige Lage kennen würden, würden Sie diese in Deutschland beliebte Frage nicht stellen. Esten und Letten verdanken uns ihre Kultur, der sorgenden Hand unseres Großgrundbesitzes ihren Wohlstand; unsere Agrargesetzgebung ist mustergültig, der Bauer wurde bei uns früher, als in Preußen, wirtschaftlich unabhängig. Der vorteilhafte Bauerlandverkauf, ständige Sorge der Gutsbesitzer um Gedeihen der Bauernschaft, hat zur Folge, daß wir in den Städten einen schweren Kampf um Erhaltung der deutschen Verwaltung gegen estnisch-lettisches Kapital führen müssen. Ein Haus nach dem anderen geht in undeutschen Besitz über. Die so geschaffene Lage nutzt das Russentum, hëtzte Esten und Letten gegen uns auf, pflanzt so den Keim für Unruhen. Wir bilden eine koloniale Oberschicht, heute knapp 200 000 Deutsche, gegenüber fast 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Esten und Letten; es gab nur zwei Wege: entweder, wie die Niedersachsen es mit den slawischen Preußen machten, die Undeutschen auszurotten, oder, nachdem man das unterlassen hatte, zur bewußten deutschen Persönlichkeit zu werden und sich gegen die feindliche Umwelt abzuschließen.“

„Ich muß zugeben, so viele Persönlichkeiten nirgends gefunden zu haben; jeder irgendwie bekannte

Mann ist bei Ihnen eine Institution, die willig als solche respektiert wird.“

„Sie hätten auch hinzufügen können, daß Sie nirgends so viele Originale angetroffen haben; unser Leben abseits oder über der Masse läßt sie gedeihen. Das moderne Deutschland hat den Heerdentrieb erzeugt, dort ist man froh, in der Masse untergehen zu können, nicht bemerkt zu werden, die Geschäfte gedeihen dann besser. Wir wollen, müssen „bemerkt“ werden, denn ein jeder von uns hat die Pflicht in vorderster Reihe gegen Russen, Esten und Letten um Erhaltung unseres Volkstums zu kämpfen. Da in diesem vielgestalteten Kampf gegen eine feindliche Umwelt Parolen, nach denen Sie, vor allem im deutschen Heer, handeln, nicht ausgegeben werden können, muß ein jeder deutschbewußte Balte sein Verhalten selbst regeln, selbst entscheiden, was er in diesem uns aufgezwungenem Kampf zu tun oder zu lassen hat. Auf diese Weise muß das Persönlichkeitsbewußtsein wachsen, woraus uns leicht der Vorwurf des Hochmutes gemacht wird. 700 Jahre sind die Balten gegen Polen, Schweden, Russen, Esten, Liven, Kuren, Letten Sieger geblieben. Das riesige russische Reich hat uns nicht klein kriegen können; ist es da ein Wunder, wenn wir im Stolz — deutsche Kämpfer zu sein — groß werden? Heerdenmenschen können das natürlich nicht verstehen, schelten uns „Herrennaturen“. Gott sei Dank, hier gibt es noch unverfälschtes Herrentum, das nur immer von neuem erwerben will, was es ererbt hat.“

„Unterhalten Sie gar keine gesellschaftlichen Beziehungen zu Esten und Letten?“

„Es gibt Esten und Letten, die im Deutschtum aufgegangen sind, diese gelten als vollberechtigte Glieder der Gesellschaft; zahlreich sind sie nicht, und das ist ein Glück, die Gefahr der Verwaschung deutschen Blutes durch Heiraten wäre zu groß. „Die Lüge ist mein Gott, und der Diebstahl mein Götze,“ lautet ein



estnisches Sprichwort, der Lette müßte dazu noch „Heimtücke“ als seinen Götzen erklären; glauben Sie wirklich, daß man den Umgang mit so eingestellten Menschen sucht? Auch mit den vielen, nach Aufhebung unserer Verfassung, ins Land gesandten russischen Beamten, unterhalten wir grundsätzlich keinen Umgang; wir sind schon zahlenmäßig zu schwach, um uns auf Experimente einlassen zu können, die uns das kostbarste Gut, unser deutsches Blut, kosten könnten. Rein menschlich beobachten wir gute, freundliche Beziehungen zu Esten und Letten; es ist eine Lüge der demokratischen Blätter, daß sie, besonders in dienender Stelle, schlecht behandelt werden, das Gegenteil ist der Fall. Ich könnte Ihnen viele Beispiele treuer gegenseitiger Anhänglichkeit zwischen deutschen Herren und estnisch-lettischen Dienenden nennen. In Deutschland werden die Dienstboten z. B. viel mehr ausgenutzt; auf meinen Reisen habe ich mich oft gewundert über den größeren sozialen Abstand und ich konnte mich des peinlichen Eindruckes nicht erwehren, daß der Grund dazu oft in dem Bestreben liegt, den gezahlten Lohn bis zum letzten herauszuholen. Auf diese Weise wird der Boden für sozialdemokratische Einwirkung geschaffen. Bei uns genießen die Dienstboten mehr Freiheit. Gerade weil wir sogenannte Herrennaturen sind, fühlen wir die Pflicht, für die von uns Abhängigen zu sorgen.

Sie bilden dort ein Volk, stehen sich doch feindlich gegenüber, wir bringen nur zum Ausdruck: Ich bin Deutscher, du Este oder Lette, da gibt es eine Grenze, die du nicht überschreiten darfst.“

„Warum haben Sie Letten und Esten nicht einge-deutscht?“

„Diese scharfsinnige Frage erwartete ich: ich sagte schon, daß Esten und Letten nicht, wie die slawischen Preußen, vernichtet wurden; man mag das bedauern, muß aber mit dieser Tatsache rechnen. Da sie nun da waren, leider erst vor kurzem das 2-Kindersystem

eingeführt haben, bemühte man sich allem zuvor aus Heiden Christen zu machen, sie zu zivilisieren; mit dem Kultivieren haperte es immer, da dem durchschnittlichen Esten und Letten innere, seelische Beziehungen zu der Zivilisation, zumal der deutschen, schwer beizubringen waren; ihnen fehlt das Organ zur Verarbeitung kultureller Werte.

Was aber aus diesen Völkersplittern gemacht werden konnte, das haben Adel und Geistlichkeit im Verein mit Patriziern und Literaten geleistet. Die Verdienste unserer Pastoren in Erziehung der Esten und Letten sind mit goldenen Lettern in unsere Geschichte eingetragen; mit Leib und Leben haben sie für ihre Gemeindeglieder gekämpft und gelitten, als der Panslavismus ihnen ihren Glauben rauben wollte. Hier wird gesucht zu führen, nicht zu herrschen. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es keine Rassenkämpfe bei uns im heutigen Sinn; als der Panslavismus (Katkow, Juri Ssamarin) sein Haupt erhob, gewann er Einfluß auf den Zaren, die russische Regierung und Verwaltung. Esten und Letten wurden als Sturmbock gegen das Deutschtum vorgemerkt; das waren die ersten Vorboten einer möglichen deutsch-russischen kriegerischen Auseinandersetzung. Seitdem hätte die russische Regierung, die auf Betreiben der Panslavisten ihre Krallen in unser Staats-, Wirtschafts- und Kulturleben zu schlagen begann, eine bewußte Eindeutschung der Letten und Esten nicht zugelassen. Im Gegenteil, seit der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts, wurde mit teuflischer Berechnung das Volksbewußtsein der Letten und Esten geschürt; sie wurden sozusagen auf Vorposten gegen Deutschland gestellt mit der Aufgabe, das Deutschtum innerhalb Rußlands zu schwächen. Endlich führten wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen schweren Abwehrkampf um Erhaltung unserer deutschen Eigenart; es wäre ein Widerspruch in sich gewesen, wenn wir gleichzeitig Esten und Letten ihr Volkstum genommen hätten; ein



solcher Widerspruch hätte uns um die Früchte unseres Kampfes gegen Rußland gebracht. Johannes Scherr schreibt: „Die Kultur ist in der Verfolgung ihrer Zwecke ebenso erbarmungslos wie die Natur. Beide wissen nichts von Sentimentalität. Der Rauch vom Herdfeuer der Blaßgesichter tötet den roten Mann.“ Bedeutet das Anerkennung oder Verurteilung unseres Vorgehens? Urteilen Sie selbst.“

„Wie kommen Sie mit den russischen Beamten aus?“

„Sehr gut, sie haben Respekt vor uns, auch bemühte man sich bislang bessere Kräfte als Beamte zu uns zu schicken, um den Abstand gegenüber der aufgehobenen deutschen Landesverfassung nicht zu groß werden zu lassen. Noch größer ist die Achtung, die wir außerhalb unserer Heimat, in Rußland genießen. Ein „Zögling der Dorpater Universität“ ist immer eine Nummer. Oft habe ich es erlebt, daß in Petersburg bei Empfängen durch russische Minister und andere hohe Tiere der Balte außer der Reihe empfangen und immer respektvoll behandelt wurde. Als einmal ein russischer guter Bekannter sich über diese vorzugsweise Abfertigung beklagte, erwiderte ich ihm: „Legen Sie sich doch dieselbe Bildung, dasselbe Auftreten an,“ „das bringen wir nicht fertig,“ antwortete er mit echt slavischer Selbstkritik.

Von einer Nichtachtung des Russen als solchen durch uns ist keine Rede; er ist unser Gegner, ein Feind Deutschlands, nur aus dieser Tatsache ergab sich unsere Abwehrstellung ihm gegenüber. Der Russe hat ein feines Gefühl für Überlegenheit; als ich Referendar an einem russischen Bezirksgericht war, vornehmlich um russisch zu lernen für meinen Beruf als Advokat (in den Schulen weigerten wir uns die russische Sprache uns anzueignen), hatte ich als Deutscher wiederholt Differenzen; ich wahrte energisch meine Stellung, mußte dabei vielen Russen auf die Hühneraugen treten; als ich mein Jahr beendet hatte, wurde ich

von den Richtern mit einem solennen Essen verabschiedet.“

„Begrüßten Esten und Letten den Einzug der russischen Beamten in Ihre Heimat?“

„Anfangs wohl, weil sie eine Schwächung unserer Position voraussahen und diese Wirkung war ihnen auch später willkommen, als sie die beseitigten deutschen Gerichte und Verwaltungen gegenüber den russischen schätzen gelernt hatten; auch kamen Esten und Letten in Amt und Brot, während Balten innerhalb unserer Heimat, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht angestellt wurden. In Rußland mußten viele von uns Brot suchen, dort durften sie als Kulturdünger wirken, eine einschneidende Wirkung der zielbewußten Russifizierung. Wir wurden um gutes Menschenmaterial ärmer und einige ausgewanderte Balten verloren in der rein russischen Umgebung den Rasseninstinkt, gaben, auf sich allein gestellt, den Kampf um deutsches Volkstum auf; „Petersburger Deutsche“ nannten wir diese Abtrünnigen. Aber zur Ehre des in Rußland lebenden Deutschtums muß anerkannt werden, daß viele den Kampf fortsetzten, deren Träger vor allem die an der Dorpater Universität ausgebildeten Lehrer, Ärzte und lutherischen Prediger waren; diese blieben in Verbindung mit der Heimat, aus der sie, wie Antäus aus der Mutter-Erde, immer neue Kraft holten.“

„Ist es wahr, daß Ihr Adel von ganz besonderem Hochmut beseelt ist?“

„Nein; gewiß gibt es einige Wenige, die, je dümmmer, um so hochmütiger sind, aber Glück haben sie nicht damit. Adel und Literaten (Angehörige der freien Berufe) bilden eine große Familie. Daß unser Adel stolz auf seine jahrhundertlange Geschlechterfolge, seine ruhmreiche Vergangenheit ist, ist ein Glück; auf diese Weise wurzelt man bei uns in Überlieferungen. Denselben Stolz finden Sie bei den alten Patriziergeschlechtern in Riga und Reval, den alten

Hansestädten, ebenso bei vielen Literatenfamilien. Grundsätzlich darf man sagen, daß der Adel, nach Gobineau, bei uns im Blut, nicht in der Einrichtung liegt. Adel und Großgrundbesitz fallen bei uns im großen und ganzen tatsächlich, nicht gesetzlich zusammen; der Adel war immer Träger unseres politischen Kampfes, der schon lange ein wirtschaftlicher geworden ist, dessen Mittel in der Hauptsache die Ritterschaften als selbstverständliche Pflicht aufbringen.“

„Heiraten werden bei Ihnen meist im Lande unter den wenigen Deutschen abgeschlossen, macht sich nicht Inzucht bemerkbar?“

„Von Inzucht brauchen wir noch nicht zu sprechen, aber gewisse Degenerationserscheinungen unter Adel und Literaten sind bemerkbar. Unsere Glanzzeit lag in den 60-, 70- und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, als die Dorpater Universität Weltruf genoß. Das Jahr 1889—1890 mit seiner gewaltsamen Russifizierung unserer Gerichte und Verwaltungen bildete die Klimax. Seitdem geht es fraglos bergab mit uns. Wir haben immer daran gekrankt, daß wir nur eine Oberschicht waren. Der deutsche Bauer vertraute sich in früheren Jahrhunderten dem Meere nicht an, das feindlich gesinnte Litauen sperrte den Zugang auf dem Landweg zu unserer Heimat. Deutsche Handwerker kamen gern zu uns, in meiner Jugend saßen sie überall, aber seitdem es Deutschland wirtschaftlich so gut geht, hat der Zuzug aufgehört. Die alten deutschen Handwerkerfamilien sterben aus, billigere, weil anspruchslosere, Letten und Esten treten an ihre Stelle. Eine Schuld auf diesem Gebiet muß ich feststellen: Müller, Pächter der Pferdepoststationen, kleine Kaufleute auf dem Lande waren früher meist Deutsche. Esten und Letten, die geringere Ansprüche ans Leben stellten, konnten höhere Pachten zahlen und mancher brave Deutsche ist dem Mammon zum Opfer gefallen. Dieser Prozeß spielte sich vor der verschärft einsetzenden Russifizierung ab, als man die Gefahr des aufrückenden

Esten- und Lettentums noch nicht erkannt hatte. Im allgemeinen finden Sie bei uns ein Epigonentum, man zehrt von altem Ruhm, unsere Kräfte siechen dahin, unsere Rettung steht bei Deutschland. Die Hoffnung, einmal an Deutschland zu kommen, geben wir nicht auf und dieser Glaube wird uns Kraft zum siegreichen Ausharren geben.“

„Aber Rußland kann Ihr Land doch nicht missen!“

„Da spricht der deutsche Generalstabsoffizier aus Ihnen; man hat Sie gelehrt, daß Deutschland mit Rußland Frieden halten muß, hat aber nicht an die Möglichkeit gedacht, daß Rußland Deutschland mit Krieg überziehen kann; man scheint bei Ihnen russische Zeitungen nicht zu lesen. Sollte es zum Kriege kommen, den Deutschland siegreich bestehen wird, so werden Sie doch fragen: Ob Rußland unser Land nicht missen muß, um Deutschland wirtschaftlich unabhängig zu machen? Des Deutschen Gesicht ist nach Osten gerichtet, die russische Stirn ebenfalls, nur äußerlich konnte Peter der Große durch Gewaltpolitik Rußlands Gesicht nach Westen kehren. Heute dehnt sich Rußland nach Ostasien zum Großen Ozean aus, die große sibirische Eisenbahn geht ihrer Vollendung entgegen, ist das nicht ein Fingerzeig für Deutschland? Bismarck konnte Deutschland für „saturiert“ erklären, er hatte das Reich zu festigen. Heute brauchen Sie Neuland, wenn Sie nicht ersticken wollen, oder wollen Sie dauernd deutsche Menschen exportieren?“

„Aber Rußland kann doch nicht die Dünamündung aufgeben?“

„Das haben Sie auf der Kriegsschule gelernt, Ihr strategischer Aufmarsch ist nach Westen gedacht, vernachlässigen Sie Ihren Osten nicht. Die Rheinmündung des deutschesten Stromes gehört Deutschland auch nicht, Rotterdam ist in fremden Händen, auch Riga kann Rußland missen. Wie nun, wenn Rußland den Krieg gegenüber Japan verliert? Die russische Demokratie wünscht die Niederlage Rußlands. Ein ge-

schlagenes Rußland kann alle Ihre schönen Pläne und Lehren über den Haufen werfen. Ich gestehe offen, daß wir damit gerechnet haben, daß Deutschland die Gebundenheit Rußlands durch Japan so oder so nutzen wird. Aber Sie sind natürlich viel zu korrekt, glauben trotz allem an die „traditionelle russische Freundschaft“. Möchten Sie das nicht zu bereuen haben!“

„An eine Niederlage Rußlands durch Japen glauben wir nicht!“

„In Petersburg, wo ich oft bin und viele Verbindungen habe, können Sie gegenteilige Ansichten hören. Über Absichten der englischen Politik, die doch hinter Japan steht, liest man sonderbare Dinge in den Zeitungen. Wird Rußland aus dem „fernen Osten“ verdrängt, so müßte sein Schwergewicht nach Westen fallen, bitte überlegen Sie sich die Folgen für Deutschland, denen vorgebeugt werden könnte! Ihnen imponiert die Größe Rußlands. Baltischer Glaube an deutsche Kraft ist stärker, wir halten Deutschland, gleichviel bei welcher Konstellation, für unbesiegbar. Allerdings müßten Sie für bessere Diplomaten sorgen, es scheint deutscher Grundsatz zu werden, sich einzubilden: Rußland gegenüber nichts, aber auch garnichts tun zu sollen.“

„Sie werden verstehen, daß ich als deutscher Offizier mich über diese Fragen des Näheren nicht auslassen möchte. Aber mich interessiert die Antwort auf die Frage: Ob nicht ein Teil Ihres Adels innerlich Frieden mit Rußland machen will?“

„Also Verrat an uns treiben, sich mit der Russifizierung aussöhnen will? Es gibt einige Familien, die durch höfische Beziehungen angedorben zum Paktieren bereit sind; sie sind nicht ausschlaggebend. Der weitaus größte Teil des Adels steht nach wie vor treu auf der deutschen Wacht, ebenso das Literatentum. Einigen Literaten ist der Kampf zu schwer geworden. Sorge um deutsche Erziehung ihrer Kinder hat sie nach Deutschland getrieben, manche wertvolle



Kraft haben wir so verloren. Nicht die Schwächsten entschlossen sich, eine neue Existenz zu gründen; wir schätzen ihren Entschluß nicht.“

„Wie wollen Sie aber nach erfolgter Russifizierung auch der Schulen das Deutschtum erhalten?“

„Da kennen Sie den Lebenswillen des deutschen Ostmärkers nicht. Private Schulen, oft aufgelöst und doch wieder aufgemacht, wurden eingeführt; häuslicher Unterricht schuf Ersatz; das erforderte großen Aufwand an Kräften und Geldmitteln, die vornehmlich der Adel gab. Ritterschaftliche Landesschulen sichern eine gewisse deutsche Kontrolle, ein Jahr müssen die armen Kinder länger schuften, um das russische Examen ablegen zu können; es geht, wenn man will. Die wichtigste Aufgabe fällt der Familie zu, wo deutscher Geist doppelt gepflegt werden muß. Der Russe kann sich was husten, er kriegt uns nicht klein — hinter uns steht Deutschland!“

„Sie haben einen unverwüsthchen Glauben an Deutschland?“

„Einen unerschütterlichen, vor allem zum Militär. Jeder deutsche Offizier ist uns ein Halbgott. Sie lachen über diese Verherrlichung? Müssen wir nicht Deutschland glorifizieren, da es doch unsere äußerste Rückendeckung ist? Höben wir in unseren Gedanken und Wünschen deutsche Kraft nicht weit über das Alltägliche hinaus, wir wären schon erlegen. Wir kennen die Schwächen des Reichsdeutschen, seinen Hang nach Geld, aber die große preußische Tradition lebt doch noch in Ihnen allen, vornehmlich in Ihrem herrlichen Militär. Wissen Sie, mit welcher Aufmerksamkeit der deutsche Flottenbau hier verfolgt wird? Ich habe Freunde, die alle deutschen Kriegsschiffe, Tonnengehalt und Bestückung auswendig kennen. Die deutsche Kriegsflotte ist uns ein Mene-tekell für Rußland, England und Frankreich!“

Frei soll sie uns als Deutsche machen. Man kämpft freudig für seine Rasse, seine angestammten Rechte,

aber oft müssen wir sorgend in die Zukunft blicken, uns fragen, ob kommende Generationen, die nicht mehr fest in der Vergangenheit wurzeln, den Kampf fortführen können, fortführen wollen? Bald muß uns Rettung werden, wir sehen Anzeichen beginnender Ermattung.

Sie wunderten sich über unsere Vergötterung der deutschen Armee und Flotte; ein scheinbar belangloses Beispiel mag Ihnen unsere Einstellung verdeutlichen: Nach Deutschland reisenden, alleinstehenden Damen wird der Rat mit auf den Weg gegeben: solche Lokale in Deutschland zu besuchen, in denen deutsche Offiziere verkehren, da passiere ihnen nichts; nach Rußland reisenden Damen wird der umgekehrte Rat erteilt. Daraus spricht beileibe keine Mißachtung des russischen Gentleman, wohl aber unser Zutrauen zu deutschem Blut.

In jedem baltischen Hause finden Sie Bilder der vier großen Hohenzollern, Bismarcks, der deutschen Heerführer, Preußen ist uns Deutschland. Die deutschen Klassiker kennen wir besser, als viele Reichsdeutsche, Clausewitz, Arndt, Fichte, Fritz Reuter sind uns geläufige Lektüre. Sehen Sie sich unsere Bauten an: die Dome und Ruinen, Schlösser und Gutshäuser, das Schwarzhäupterhaus in Riga und viele andere Gebäude in Riga, Reval — der Tochterstadt Lübecks —, alles deutsch. Aus jeder Bodenfalte spricht deutsche Arbeit zu Ihnen, ein deutsches Land finden Sie nicht, und da rümpfen Sie die Nase über die „baltischen Barone“; seien Sie doch froh, daß es solche Kerle noch gibt, die sich nicht unterkriegen lassen, oder hört für Sie der deutsche Volksbegriff an der Grenze Ihres Vaterlandes auf? Fast möchte man es glauben, wenn man die Behandlung beobachtet, die hiessigen Reichsdeutschen von Ihren Gesandten und Konsuln zuteil wird. Wird man der Sorge des deutschen Staates durch Verlassen seiner Grenzen entrückt? Und gehört nicht jeder reinblütige Deutsche,



auch der „fremde Untertan“, zu Ihnen? Versündigen Sie sich nicht an Ihrer Rasse, halten Sie Ihre schützende Hand über alle Deutschen. Sie kennen die Zukunft nicht, ob Sie nicht einmal die Kraft des Auslandsdeutschen als Zuschuß brauchen werden; auch bei Ihnen geht der Geist des Verfalls um.“

„Ich muß zugeben, daß Ihre Ausführungen mich überraschen, daß der reichsdeutsche Gesichtskreis enger, als der Ihrige ist. Mit Ihrer Stellung zum Russentum, zum russischen Staat, kann ich mich noch nicht anfreunden. Sie sind russische Untertanen —“

„Und darum Sklaven? Das könnte Ihnen so passen, wir sind Ihnen als Mahner und Dränger unangenehm, man wüßte lieber nichts von uns. Sie sollen gezwungen werden, Stellung zu nehmen.“

„Aber Politik kann man nicht nach Herzenswünschen machen.“

„Wir verlangen nicht Erfüllung von Wünschen, sondern Einlösung von Pflichten, staatsmännisch sollen Sie handeln, nicht nur politisch schlechthin. Wollen Sie die deutsche Geschichte mit Bismarck abschließen? Sie geht doch weiter. Oft scheint es, als wenn der Deutsche seine staatspolitische Entwicklung stagnieren lassen will. „Vous vous s' embourberiez“ hat Bismarck einmal Napoleon III. zugerufen, er warnte vor dem Sumpf durch riskierte Maßnahmen, Verzicht auf Handeln führt leichter in den Sumpf. Deutschland müßte sich doch entscheiden für den Westen oder den Osten, oft sprechen wir darüber, beruhigen uns bei dem Gedanken, daß Deutschland für alle Eventualitäten gewappnet ist, da es Anschluß nicht nimmt; mit Entschlußlosigkeit wollen wir nicht rechnen, wieweil Wilhelm II. uns mitunter an ihr zu leiden scheint.“

„Wird der Kaiser von Ihnen nicht verehrt?“

„Nein, seit Bismarcks Entlassung nicht mehr. Sein Wort: „Eine Zeitlang lasse ich den Alten verschnaufen, dann regiere ich selbst“, haben wir ihm nicht verges-

sen. Ihnen gegenüber möchte ich über dieses Thema nicht mehr sagen. Wir sind alle monarchisch gesinnt, lassen uns aber das Recht der Kritik nicht nehmen.

Unsere Hoffnung ruht auf deutscher Armee und Flotte.“

„Ich gestehe, daß Sie hier deutscher als wir Reichsdeutschen sind.“

„Ich hoffe, daß dieser Eindruck Sie als Deutschen reicher gemacht hat. Ich bitte Sie nur um Weitergabe des hier Gehörten und Beobachteten, damit das oft törichte Gerede über uns in Deutschland verstummt.“

---

Der „Türmer“ brachte vor vielen Jahren „Aus der Zeit baltischer Kulturkämpfe“, „Erinnerungen eines Deutschrussen“, die ein lebensvolles Bild der Heimat geben; ich lasse sie wörtlich folgen.

Alles in allem, wenn irgendwo in der Welt tapfere und volksbewußte Deutsche leben, so sind es die in den baltischen Landen; wenn irgendwo Deutsche zum Wohle ihres Gastvolkes gewirkt haben, so sind sie es; wenn irgendwo der dauernde Vorteil des Staates mit ihrem Bestehen verknüpft ist, so ist es dort.

Einhart, Deutsche Geschichte.

### 1. General- und Zivilgouverneur.

Es war im Jahr 1866. Die drei Ostseeprovinzen, Liv-, Est- und Kurland, jede einzelne einem Zivilgouverneur unterstellt, waren in Erwägung ihrer politischen Sonderlage, ihrer vom übrigen Reiche abweichenden, analogen historischen Entwicklung und gleichartigen Nationalitätsverhältnisse noch zu einer administrativen Einheit zusammengefaßt, an deren Spitze ein Generalgouverneur stand.

In der alten Hansestadt Riga — als topographischer Mittelpunkt und einziger Großstadt des Baltenlandes naturgemäß dessen tonangebende und führende Kapitale — wurden alljährlich zum bestimmten Termin, nach Eintreffen des Generalgouverneurs aus Petersburg, die Spitzen der provinziellen Verwaltungsorgane nebst den Abgeordneten der Ritterschaften und Stadtgemeinden in offizieller Versammlung ins Schloß gerufen, wo der oberste Regierungsvertreter sie in feierlicher Ansprache begrüßte und ihnen die besonderen Wünsche seiner Majestät des Kaisers und das demgemäße Programm für das kommende Verwaltungsjahr eröffnete, eine jede Gruppe um tunlichste Unterstützung und Mitwirkung ersuchend. Der Zivilgouverneur von Livland hielt die Erwiderungsrede, in welcher die politische Lage, Status und Stimmung im Lande gezeichnet wurden. Solches war der Brauch seit langer Jahresreihe. Die Verhandlungen wurden beiderseits, im Deutschen, der amtlich geltenden Behördensprache der Ostseeprovinzen geführt.

Im Jahre 1866 war es. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl und die Macht der Nationalistenpartei der Reichsregierung. Ihr gegenüber reichten die aufrichtigen deutsch-baltischen Sympathien Kaiser Alexanders II. nachgerade selbst nicht mehr aus, um die Ostseeprovinzen dauernd im unangetasteten Vollgenuß ihrer geistigen und materiellen Güter zu schützen: der Sprache und der Glaubensfreiheit, wie ihrer verfassungsmäßigen Sonderrechte auf politischem Gebiete. Wohl jedes neue Jahr brachte dem Lande die eine oder andere Enttäuschung — Einschränkungen, Angriff und Kampf.

Der Generalgouverneur Graf Peter Schuwalow, der nachmalige Vertreter Rußlands auf dem Berliner Kongreß, war eben zurückgetreten und Fürst Albedinski zu seinem Nachfolger ernannt. Er ist just aus der Residenz in Riga eingetroffen, und vollzählig harrt die Ständeversammlung im großen Saale des alten Schlos-

ses auf sein Erscheinen — an ihrer Spitze der Zivilgouverneur von Livland, Dr. utriusque juris August von Oettingen, eine Persönlichkeit, der inbezug auf Vielseitigkeit und Bedeutsamkeit ihres Wirkens nicht viele aus der Landesgeschichte sich an die Seite stellen lassen: ehemals Landmarschall von Livland, dabei als Kammerherr und später Hofmeister des Allerhöchsten Hofes zu Petersburg, in direkten Beziehungen stehend.

Wohl keiner in der Versammlung mochte sich jetzt so tief und lebhaft betroffen fühlen wie er, der Nächstbeteiligte, als der Generalgouverneur seine Rede anhebt und die von niemand erwarteten Laute der Reichsprache an sein Ohr schallen. Bloß die Einleitungssätze jedoch sind es, die der Fürst — in unwillkürlich gewohnheitsmäßiger Weise versehentlich etwa? — russisch vorbringt; sogleich danach geht er aufs Deutsche über, das im Laufe einer eingehend vertieften, durchaus sympathischen Ansprache nahezu akzentfrei von seinen Lippen tönt. Die Versammlung ist mit dem flüchtigen Mißgriffe bereits gänzlich ausgesöhnt und folgt mit Aufmerksamkeit den weiteren Ausführungen, als plötzlich, nach einer Fermate, der Redner Atem holt und aufs neue die fatalen Laute ertönen. Fürst Albedinski motiviert, in eigentümlich gesuchter Weise, daß es einmal „seine Gewohnheit“ sei, ein für allemal in derjenigen Sprache zu schließen, in welcher er gerade begonnen, daher wolle die hohe Versammlung ihm gestatten, sich für die wenigen Worte, welche er noch auf dem Herzen habe, des Russischen zu bedienen.

Die Worte sind verhallt, der Redner nimmt seinen Platz ein.

„Man merkt die Absicht und man wird verstimmt“: ein offener Verstoß gegen Brauch und Satzungen, ein beabsichtigter, wohlerwogener Eingriff in die garantierten Privilegien und Gerechtsame des Landes, der entschiedenste Zurückweisung heischt! Was wird Oettingen tun? . . . Wie wird, wie kann er reagieren: er selbst, als Gouverneur, ja nur ein Beamter, ein Ver-

treter derselben russischen Regierung, in deren Namen Albedinski soeben gesprochen! — Diese Gedanken, diese Frage, beschäftigen jeden der Anwesenden, und atemlose Stille herrscht, als jetzt der Gouverneur einen Schritt vortritt, als er, sein mächtiges Haupt nach rechts und links wendend, die Versammlung mit ruhigem, klarem und festem Blicke überfliegt und dann zu seinem hohen Vorgesetzten gerichtet, beginnt.

In lateinischer Sprache ertönen seine Worte, unbekümmert darum, daß der Generalgouverneur als einstiger Zögling einer russischen Militäranstalt

„Nimmer lernte den Jargon

Des Hellenen und des Römlings.“

Klangvoll fließen sie ineinander, als strömten sie von den Lippen Ciceros. Sobald jedoch die einleitenden Perioden ihren Abschluß erreicht haben, führt der Redner seine Entwicklungen in der deutschen Landessprache fort: mit der exakten Präzision, mit der pointierten Schärfe, den überraschenden Wendungen und geistvollen Anknüpfungen und Übergängen, die man an ihm gewohnt ist. Nichts scheint mehr zu erübrigen; die Lage ist jedem in durchsichtiger Klarheit vor Augen geführt, Licht und Schatten aufs feinste verteilt und abgetönt — das Letzte erschöpft, als der Gouverneur sich der Versammlung zuwendend, mit erhobener Stimme die Worte äußert: „Da auch ich, gleich meinem erlauchten Vorredner, meine Ausführungen in keinem anderen Idiom zu Ende führen mag, als in demjenigen, mit welchem ich begonnen, so lassen Sie mich jetzt, in Ihrem Namen mit ausrufen:

„Vivat terra Baltica

Et qui illam regit!“

Der Eindruck auf allen Seiten war ein faszinierender: Auf den Generalgouverneur und seinen Beamtenstab schien er eine eigentümlich verblüffende Wirkung auszuüben, während in den baltischen Reihen allenthalben das Bewußtsein Platz griff, daß Livland der Entwicklung der Ereignisse ruhig entgegensehen



könne, solange dieser Mann von der Regierung selbst an die Spitze der Provinzialverwaltung gestellt bleibe.

Sein Name hat einst im Baltenlande in aller Munde gelebt: von seinem sprühenden Witz, von seiner Schlagfertigkeit, aber auch von seiner unermüdlichen Arbeitskraft und seinem scharfen Blick für Verwaltungsangelegenheiten, wie von der durch keine Menschenfurcht und keine äußeren Schwierigkeiten unterdrückten Energie seines Strebens und Schaffens, weiß jeder zu erzählen, dem die Geschehnisse Livlands in den sechziger bis achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht unbekannt geblieben sind.

## 2. Im Vorzimmer des Ministers.

Allsonnabendlich von zehn bis eins die offiziellen Sprechstunden, Empfang für jedermann, und der Vor-salon von Antichambrierenden gefüllt.

Militärpersonen, Hof- und Zivilbeamte jeden Ranges und Alters, Adelsmarschälle aus den entlegensten Provinzen mit straußenfedergarniertem Dreimaster in der Hand und dem Galanteredegen an der Seite, der Kopf aus goldgesticktem rotem Stehkragen ragend; Gouverneure im Vizefrack und junge Aspiranten und Kandidaten in Balltoilette. Hier und da eine Dame in ernster schwarzer Kleidung — mitunter schön und selbstbewußt, unter kostbarem Hute hervor um sich schauend, öfter wohl in unauffälliger Reserve oder gar mit sorgenvoll in sich gekehrtem Ausdrücke.

Ein Schreiber im Nebengemache trägt die Namen in das Buch, der „Beamte zu besonderen Aufträgen“ mit den verbindlichen Manieren, der säuselnden Sprache und dem Stanisläuschen im Knopfloche überbringt, Anmeldung erstattend, die Liste Seiner „Hohen Exzellenz“, und wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

In der Nähe eines Fensters saß und stand eine Gruppe von 7 oder 8 Herren, aus deren taktvoll gedämpfter Unterhaltung gelegentlich ein deutsches Wort

vernehmbar ward. Baltische Herren ohne Frage, mehrere davon in Adelsuniform — Landedelleute, die wohl in dem stets ernster werdendem Kampfe ihrer Provinz gegen die gewaltsamen Russifizierungsmaßnahmen als die historisch berufenen Hüter und Vorkämpfer um die alten Rechte und Freiheiten des Landes an höchster resp. allerhöchster Stelle zu persönlichem Appell in die Schranken traten. Doch auch die Amtstracht eines Stadthauptes bemerkt man in der Gruppe, und dort, jenes markante Profil mit dem klar und sicher blickendem Auge und dem humorvoll überlegenen Zuge um den Mundwinkel, vom schneeweißen Spitzbart kaum verhüllt, — ein Typus des alten, ehrenfesten Mitauschen Oberhofgerichtsadvokaten aus der Mitte des Jahrhunderts, wie er prägnanter und charakteristischer nicht gefunden werden könnte.

Ihnen gegenüber zur Rechten eine andere Gruppe — an Zahl etwas geringer; Militärs und dekorierte Würdenträger in Staatsuniform, kaum ein oder der andere Zivilist darunter. Sie blicken wiederholt zu jenen hinüber; ab und zu mit flüchtiger Gestikulation die Lippen verziehend, wengleich durchaus in angemessener Zurückhaltung. Wer in ihrer Nähe weilt, vermag aus dem halblaut geführten Austausch dann und wann das Wort: „Njemzy“ (d. h. „Deutsche“) zu unterscheiden — seit Ssamarins und Katkoffs Zeiten, vollends seit der Thronbesteigung Alexanders III. und Pobedonoszeffs Wirken im Munde eines Russen zu oft nur von einem fatal-ominösen Beigeschmacke begleitet, dem gegenüber man nie recht weiß, welch innerer Akzent darauf gelegt, welch Nebensinn damit verbunden wird.

Doch da, mit einem Mal, ertönt ein anderes Wort vernehmlich hervorgebracht, und mehrfaches Schmunzeln wird in der Gruppe bemerkbar. Der es geäußert, kichert in sich hinein, und blickt bald einem, bald dem anderen seiner Genossen mit dem Ausdrücke



wunschloser Seligkeit ins Angesicht. Seine wohlgerundeten Formen sind in die knappe Uniform eines Garderegiments gezwängt, die ihn als Oberst kennzeichnet, wie wohl der globusförmig hypertrophierte Umfang seiner Leibesmitte, auf niedrig-untersetztem Gestelle ruhend, ihn für den beschaulicheren Beruf eines Professors der Himmelskunde von Hause aus ungleich besser zu qualifizieren schiene. Ein kleiner Kopf mit eben solchen Augen und rötlich gedunsenem Antlitze auf kurzem, dickem Halse, der eine apoplektische Konstitution andeutet, grau meliertes Haupt- und Barthaar, sorgfältig unter dem Schermesser gehalten, vervollständigen das Signalement.

Schienen die Schallwellen seines Ausspruches auch nicht bis an das Fenster der deutschen Herren hinzudringen, so ließ das Wort, welches die heitere Bewegung in der Gruppe wachgerufen, sich gleichwohl noch mehrfach über die Peripherie seines intimsten Kreises hinaus deutlich genug unterscheiden. Es lautete: „Kolbassniki“, zu deutsch so viel wie „Wurstmacher“; der an sich harmlose *nom de guerre*, den unsere Ostnachbarn seit alters her den Deutschen beigelegt — gegenüber dem nicht tragischer zu nehmenden „Kapustniki“ (Kohlesser), das andererseits in den deutschen und polnischen Provinzen des Reiches für das russische Volk, vorzüglich die Armeesoldaten, altüberliefertermaßen in Brauch ist. Befremden durfte billigerweise die bis dahin nicht erhörte Tatsache, daß ein Vertreter der hohen russischen Dienstkreise nicht Anstand nahm, an solchem Orte, bei solcher Gelegenheit den zugereisten Spitzen des inländischen Deutschtums gegenüber, den trivialen Spottnamen in Anwendung zu bringen! Und mehrfach konnte man wahrnehmen, daß einzelne Köpfe aus dem übrigen Teile der Gesellschaft sich in die Richtung des Sprechers wandten — kaum einer darunter mit vergnügtem Blick und beifällig gekräuselter Lippe; die Mehrzahl in kühlster Gleichgültigkeit, wo nicht viel-

leicht mit dem Ausdrücke der Verwunderung oder offenen Unwillens auf den Zügen.

Bemerkte der vorlaute Witzbold letzteres nicht, oder fühlte sich vielleicht sein kriegerisches Selbstgefühl dadurch gerade erst gestachelt, und herausgefordert — genug, seine Bemerkungen begannen sich zu mehren, und nahmen einen immer indiskreteren Ton, immer anmaßendere Formen an.

Auch in der ersten Gruppe begann man nachgerade aufmerksam zu werden; die gelegentlichen Gespräche gerieten ins Stocken, und in den Mienen malte sich mehrfach ein Ausdruck gespannter Obacht und Erwartung.

Just in diesem Augenblick erschloß sich aufs Neue die Tür, und eine Erscheinung trat in den Saal, die keiner, der sie einmal gesehen, vergessen wird. Ein ausgesprochener Löwenkopf, mit breit auseinanderstehendem, kurzgehaltenem, buschig dichtem, weißem Barte, fiel zunächst ins Auge. In vornehmer Ruhe und ungezwungenster Natürlichkeit langsam und gemächlich wendet er sich nach rechts, wendet sich nach links, die Versammlung mit einem vollen Blicke der großen runden Augen musternd. Die breite, mächtig gewölbte Stirn über diesem alles durchdringenden hellblauen Auge mit den zwei charakteristischen Denkerfalten in der Mitte, verläuft ohne wahrnehmbare Demarkation in einen Schädel von gewaltigen Verhältnissen, und einer wunderbaren Regelmäßigkeit der Modellierung, die dem Phrenologen die glücklichste Vereinigung eminenter Eigenschaften des Willens und des Verstandes dartut, und jedem auf den ersten Blick den geborenen „Herrenmenschen“ ins Bewußtsein ruft; den prädestinierten Befehlshaber und Gebieter, fähig, sich selbst und seine Umgebung zu beherrschen.

Mit kurzen, langsam-bedächtigen, sicheren Schritten nähert sich die vollgedrungene Gestalt von knapp Mittelwuchs dem ersten Fenster. Das rote Moiré des Stanislausbandes hebt sich über der tief ausgeschnitte-

nen Weste vom Weiß des Hemdes ab, und schillert bei jeder Bewegung des mächtig geformten Oberkörpers; auf dem schwarzen Frack fallen die glänzend gekanteten Strahlen des dazu gehörigen silbernen Sternes in die Augen, und daneben gewahrt man das fremdländische Kreuz des Dannebrogordens.

Aller Blicke richteten sich auf die auffallende Erscheinung, vor allem innerhalb des kleinen deutschen Kreises am Fenster zur Linken. Die Mienen nahmen einen veränderten Ausdruck an, und ein paar Herren erhoben sich von ihren Plätzen — augenscheinlich im Begriffe entgegen zu treten, — als plötzlich die Stimme des Obersten vernehmbar wurde:

„Schon wieder ein Wurstmacher,“ wandte er sich an seinen Nachbar: „ein Ältester von der Zunft, wie es scheint: ein „Alderman!“ Wo man hinblickt, stößt man hier auf einen; überall müssen die sich hereindrängen!“

Gewiß der halbe Saal hat die herausfordernden Worte vernommen; tiefste Stille tritt ein, und aller Blicke ruhen wechselweise auf dem Sprecher und dem neuen Gast.

Die Schritte kürzend, verhält der Letztere in der Gangart. Sein Oberkörper wendet sich zurück, dem dreisten Spottredner voll zu, und ein Blick trifft diesen, welcher allein ausreicht, die unvergleichliche, allseitige Überlegenheit des Eintretenden über seinen Gegner vor der Versammlung mit einem Schlage darzutun, und dem davon betroffenen noch manche Woche auf jedem Nerv gelastet haben mag. Sekundenlang mit seinem Blicke die unvorteilhafte Gestalt von oben bis unten messend, wendet er sich alsdann von ihr ab, und spricht, zu seinen Landsleuten gekehrt, in ruhigem Tonfalle eines tiefen, klangvoll weichen Organs — jede Silbe wägend, und einzeln hervorhebend — klar vernehmlich die Worte:

„Wo sich gemästete Schweine finden, da pflegt gemeinhin auch der Wurstmacher nicht lange auf sich

warten zu lassen.“ Die Äußerung fiel in russischer Sprache, doch kein störender Zwischenfall trat im Saale ein. Der Oberst mochte fühlen, daß er die allgemeine Sympathie gegen sich erweckt, und keine moralische Unterstützung zu gewärtigen habe. Er zog sich in angemessene Reserve zurück, und vertiefte sich in eine etwas nervös geführte, sachlich-allgemeine Diskussion mit seinen Nachbarn.

### **3. Ein halbvergessener baltischer Dichter.**

Der Name Viktor Andrejanoffs zählt heute zu den fast vergessenen. Und doch wäre so manches von den Erzeugnissen seiner eigentümlich frisch und lebenswarm pulsierenden Lyrik des dauernden Fortlebens wert gewesen und würde ohne den grellen Mißklang seines persönlichen Finale zweifellos noch heute, als ein wertiges Vermächtnis gepflegt, auch über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausgetragen werden.

Sein letztes Auftreten an der Öffentlichkeit zerstörte manch schöne Hoffnung, gar manche an sich gewiß berechtigte Illusion, die seine baltischen Freunde und Verehrer in die Kraft seines Wortes, seiner Feder und die Treue seiner Gesinnung während der trübsten politischen Zeiten Livlands gesetzt hatten. War es doch ein Abfall von der deutschen Sache in dem schwergeprüften Lande just in dem Augenblicke, als seine Sprache und seine altbewährten Erziehungsanstalten ihm genommen wurden, ja als von seiner durch Alexander den Gesegneten begründeten Universität, dem alten Dorpat, dem einigenden Mittelpunkte der Provinzen und ihrem geistigen Bollwerk wider Mongolisierung und asiatische Barbarei, der Name selbst durch einen Ukas Alexanders des Dritten vom Erdboden getilgt werden sollte!

Der gegenwärtige Zeitpunkt rechtfertigt es, ein aus naheliegenden Gründen im Baltenlande unveröffentlicht gebliebenes, nur wenigen Personen überhaupt be-

kannt gewordenes Gedicht des Sängers, das einen tiefen Einblick in die Seele des viel Bewunderten und viel Geschmähten eröffnet, aus seinem Gewahrsam hervorzuholen und weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Augenblick ist vielleicht mehr als ein anderer dazu geeignet, den Mahnworten des verewigten Dichters im Herzen eines jeden treuen Deutschen lebendigsten Widerhall zu verleihen.

Zum Verständnis der Leser seien einige Mitteilungen über die Person und Lebensverhältnisse des Verfassers, wie gleichfalls über einige Vorfälle auf dem politischen Gebiet jener Tage voraufgeschickt. Gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Sohn russischer Eltern geboren, gelangte Viktor von Andrejanoff in frühestem Kindesalter nach Riga, wohin sein Vater als Regierungsbeamter versetzt ward. Nach Absolvierung des von der russischen Staatsregierung unterhaltenen deutschen klassisch-humanistischen Gymnasiums am genannten Orte, wandte er sich dem Universitätsstudium in Dorpat zu, wo er mehrere Jahre hindurch als beliebter „Landsmann“ aktives Mitglied des Livländerkorps „Livonia“ war. Trotz äußerer Zugehörigkeit zu der herrschenden griechisch-orthodoxen Staatskirche, war er so vollkommen in das baltische Deutschtum aufgegangen, daß er nicht nur in bezug auf das allgemeine Kulturleben, sondern auch politisch in rückhaltloser Offenheit dazu hielt, sich selbst ausdrücklich als „Livländer“, nicht als „Russen“ bezeichnend.

Nun war im Jahre 1888 in Riga, der führenden Hauptstadt und dem Brennpunkt der gemeinsamen Landesinteressen der Ostseeprovinzen, ein Zeitungsblatt gegründet worden, das es sich zur Aufgabe machte, das deutsche Baltentum auf eine ausgesprochen schmähliche Art und Weise anzufallen, es herabzuwürdigen und zu verunglimpfen, die Mittelschichten der Bevölkerung nach Möglichkeit dagegen zu hetzen und



seine Leser zu dem „einzig natürlichen“ Anschlusse an das Russentum zu mahnen.

Der Entrepreneur — man kann keine bezeichnendere Qualifikation für den Begründer dieses Blattes finden — war ein Reichsdeutscher, der zuvor zeitweilig in einer ziemlich elenden Stadt am mittleren Lauf der Düna als kleiner Privatlehrer ein ärmliches Dasein gefristet. Wie in seriösen Rigaschen Kreisen in Ermittlung gebracht ward, hatte ihm ehemals, noch in seiner Heimat, eine mit rührigem Eifer, dabei durchaus auf eigene Hand! — in freier Praxis — betriebene politische Tätigkeit ein längeres Internat auf preussische Staatskosten in Spandau erschlossen. In späterer Folge verhalfen ihm seine in Riga geknüpften Beziehungen zu gewissen russischen Regierungskreisen bei einem der größten reichsdeutschen Tagesblätter zu vorübergehender Anstellung als Petersburger Korrespondent, die er sich jedoch in Bälde genötigt sah, infolge mangelnder Übereinstimmung seiner Auslagenrechnungen mit den verfügbaren Belegen niederzulegen.

Unter die harmloseren Kampfmittel seines Blattes gehörte zu den mit besonderer Vorliebe gehandhabten die frei erfundene gänzlich aus der Luft gegriffene Anekdote peinlichen, wohl direkt skandalösen oder ridikulösen Inhalts über angesehene und ehrenwerte Rigauer Bürger und sonstige bekanntere Vertreter der deutschen Gesellschaft; volle Namensnennung, genaue Angabe von Zeit und Ort und mehr oder minder detaillierte Aufführung einer Reihe phantasievoll konstruierter Nebenumstände verliehen den zynisch-frivolen Unterschiebungen, nicht selten einen gewissen Grad äußerer Wahrscheinlichkeit. Stil und Diktion der Beiträge trugen weit überwiegenden Teils den Stempel niederer Halbbildung: schwerfällige Unbeholfenheit des Satzbaus, Trivialität des Ausdrucks und gewöhnlichste Geschmacklosigkeit, bildeten ihre äußeren Kennzeichen.

Verleumdungsklagen gegen das Blatt verhallten wirkungslos: trotz ausgiebigster Beweismittel der Kläger,

trotz öffentlicher Vertrauenspersonen als Alibi-Zeugen, trotz Appellation an die Gouvernementsregierung wurden jegliche Beschwerden ohne Erfolg gelassen, wo nicht einfach zurückgewiesen. Als dann eines Tages der hochgeachtete Rechtsanwalt Büngner, Sprößling einer altangesehenen Rigaischen Patrizierfamilie und Sohn des einstigen Stadthauptes, zu einer ultima ratio griff: zu der exemplarischen Züchtigung des Herausgebers in einem öffentlichen Park, vor zahlreichen Anwesenden, ward er noch in der folgenden Nacht in seinem polizeilich umstellten Hause aus dem Schlaf geweckt, an Ort und Stelle verhaftet und unmittelbar, auf administrativem Wege: ohne Verhör, noch gerichtlichen Urteilspruch — „par ordre du Moufti“ — nach einem der nördlichsten Gouvernements deportiert. Längst ist er seither reichsdeutscher Staatsangehöriger geworden.

Bei der geringen Abonnentenzahl des Blattes und andererseits der völligen Mittellosigkeit des Herausgebers, lag es auf der Hand, daß er mächtige Gönner hinter sich haben mußte: genoß er doch sogar für die Herausgabe des Organs eine öffentliche Subvention von seiten der Gouvernementsregierung! Unter diesen Umständen griff die deutsche Bevölkerung Rigas zur Selbsthilfe.

Eines Morgens gelangten in jedes Haus und jede Einzelwohnung der Stadt und der drei Vorstädte, sowie der beiden Vororte Thorensberg und Hagensberg hektographierte Aufrufe mit der Ankündigung, daß jeder Abonnent und Inserent, jeder Käufer, Verkäufer, Austräger oder auch nur Gelegenheitsleser des Blattes fortan den unbeugsam durchzuführenden, keine Ausnahme zulassenden Verruf seitens der treu-patriotisch gesinnten Balten zu gewärtigen habe. Keine Gastwirtschaft, kein Kaffeehaus, die das Blatt hielten, würden Zuspruch finden; von keinem Bäckergeschäft dürfe Brot gekauft werden, dessen Laufjungen (nach alter Riga-

scher Sitte) auch das betreffende Blatt noch fernerhin in seine resp. Abonnentenhäuser austragen sollten; kein Hausbesitzer, der einen Leser des Blattes unter seinem Dach dulde, würde fortan noch begrüßt werden, geschweige einen neuen Mieter erhalten, vielmehr seine bisherigen Einwohner von Ablauf des Vertrages an, verlieren, usw. Vom selben Tage hörten die Annoncen auf, und vier Monate später war das Unternehmen, welches seither sein Papier von auswärtigen Fabriken beziehen mußte, eingegangen.

Ungefähr um die Zeit des Büngnerschen Zwischenfalls wurden die deutschen Balten, und unter ihnen vor allem die Freunde und Bekannten Viktor Andrejanoffs, wie vom Donner gerührt, als von ihm im Feuilleton des verpönten Schandblattes ein spaltenlanger Artikel erschien, worin er ausführte, daß ihm plötzlich die Schuppen von den Augen gefallen seien: jetzt endlich habe er sich selbst gefunden und erkannt, daß sein bisheriges Leben, Streben und Fühlen ein langer Irrtum gewesen sei. Russe sei er und habe es zu sein; seine Eltern treffe die Schuld seiner Untreue an den heiligsten Gütern seines Volkes. Die germanisierende Erziehung habe ihn mit einem schleichenden Gift durchzogen, das aber nun von seinem starken Organismus besiegt und ausgeschieden sei. Dank sage er seinen russischen Freunden, die ihm hierzu geholfen, und gelobe ihnen, die Sache seines russischen Vaterlandes zu fördern als Treuester unter den Treuen.

Er gelangte nicht mehr dazu: bald hierauf zerfiel er mit sich selbst und starb wenige Jahre später.

Am Tage seines Abfalls erhielt sein liebster Freund, der vortreffliche derzeitige Professor D. am Rigaschen Polytechnikum, Kanzelleidirektor und die Seele des Instituts, der ihm kurz zuvor wegen seiner Charakterschwäche und Haltlosigkeit den Bruch ihrer Beziehungen eröffnet hatte, das folgende Gedicht ohne sonstige Zeile von ihm zugesandt.

Glückauf, glückauf am baltischen Strand,  
Ihr treuen deutschen Brüder!  
Gedrängt an des schwindelnden Abgrunds Rand,  
Ermannt euch zur Hoffnung wieder!

Ermannt euch und haltet das Banner hoch  
Der deutschen Sprache und Sitte;  
Die alten Helden, sie leben noch,  
Sie wandeln in eurer Mitte:

Martinus Luther gibt, unverzagt  
Wie einst, euch seinen Segen,  
Und Hutten donnert: „Ich hab's gewagt!“  
Den feindlichen Schergen entgegen.

Und Goethe blickt aus olympischer Wolk'  
Hinunter auf das Getriebe:  
„Ich schrieb für das ganze deutsche Volk —  
Es wahr' mein Gedächtnis in Liebe!“

Doch an der himmlischen Harfe sitzt  
Beethoven und greift in die Saiten —  
Wie Wetterleuchten es niederblitzt  
In die dunk'le Nacht der Zeiten . . .

Das deutsche Lied und das deutsche Wort,  
Und der deutsche Gott im Himmel,  
Sie halten Wache, fort und fort,  
Hoch über dem Kampfgetümmel.

Wer will der heiligen Dreieinigkeit  
Entreißen der Zukunft Fahnen? . . .  
Nach Asien, Slave, trage den Streit —  
Europa gehört den Germanen!

Nach mehr als einer Richtung bemerkenswert erscheint diese tief und feurig empfundene, genial komponierte und mit begeistertem Schwunge in Worte gebrachte Ermahnung aus dem Munde eines

Russen an alle Deutschen! Und nach mehr als einer Richtung scheint der gegenwärtige Zeitpunkt geeignet, sie aus dem Gedächtnis ans Tagelicht zu holen — nicht allein als eine versöhnende Erinnerung an den abtrünnig gewordenen Dichter, sondern ebenso als erhebenden Mahnruf an jedes deutsche Herz.

---



## 2. Kapitel.

### 1905—1906.\*)

Der russisch-japanische Krieg ging seinem für Rußland kläglichen Ende entgegen. Graf Witte befand sich in Portsmouth, um einen billigen Frieden zu erreichen. Japan war erschöpft, mit einem Teil Sachalins ließ es sich abfinden. Der russische Einfluß in Korea war gebrochen, in der Mongolei beschränkt; das war für Japan die Hauptsache. Japan wußte, daß Rußland für lange Zeit auf aktive Politik im fernen Osten verzichten mußte.

Der japanische Krieg hatte in Rußland keine Kriegspsychose erzeugt, wohl aber der Demokratie starken Antrieb gegeben, die den Krieg und seine Folgen als willkommenen Anlaß benutzte, um der Selbstherrschaft des Zaren zuleibe zu gehen.

Ein unterirdisches Grollen wurde vernehmbar, das durch jahrelange, mühsame Arbeit vorbereitet worden war.

Der Russe selbst hatte kein revolutionäres Ziel, außer dem der Zerstörung. Nur der Jude, der Vater aller Revolutionen, wußte, wohin die Reise gehen sollte. Die staatliche Selbstvernichtung als Ausdruck eigenster staatlicher Machtvollkommenheit — diesen Satz kann man als Motto dem „revolutionären“ Triebe des Russen voranstellen.

---

\*) Zum Verständnis der russischen Revolution der Jahre 1905—1906, des Auftaktes der „großen“ Revolution des Jahres 1917, findet sich im Anhang I ein kurzer Abriß der russischen Geschichte.

Darum fand der Jude in Rußland ein zerstörendes Element höchster Vollendung. Frei von Überlieferung, glaubte der Russe an Verbesserung durch Vernichtung des Bestehenden.

Daß die Wellen auch die baltischen Ostseeprovinzen überspülen würden, konnte keinem Zweifel unterliegen. Esten und Letten fletschten die Zähne. Die russische Macht durch Krieg und Revolution gebunden, hätte ihnen freie Bahn geben müssen.

Wieder saßen in Dorpat, im Hause an der Wallstraße, einige Freunde beisammen. Abermals gehörte zu der kleinen Runde ein Reichsdeutscher, der aus Riga herübergekommen war, um die Ansicht eingessener Männer über die Lage zu hören. Ihn trieb die Sorge um sein in Riga und Rußland befindliches Vermögen. Wissen wollte er, ob und welche Maßnahmen er treffen sollte, um sich vor Verlusten zu schützen. Unwillig-erstaunt war er, als seine Fragen keine rechte Antwort fanden. Nicht Schutz von Hab und Gut, nein Kampf gegen möglichen Aufstand der Undeutschen war das leitende Thema der Unterhaltung, der er widerstrebend folgte.

„Ihr kleines Häuflein kann doch nicht mit den zahlenmäßig weit überlegenen Esten und Letten fertig werden?“ fragte der reichsdeutsche Gast.

Schweigend wurde ihm ein Zeitungsblatt gereicht.

„Sie haben öffentlich zur Bildung eines Selbstschutzes aufgerufen?“ fragte der Gast.

„Was haben Sie dagegen?“

„Sie werden damit die revolutionären Esten, Letten und Russen nur reizen, Sie gefährden dadurch nicht nur Ihre Person, sondern auch das ganze hiesige Deutschtum. In Rußland stehen sich weniger Klassen, als Regierung und Volk feindlich gegenüber. Die Revolution, die noch garnicht begonnen hat, wird sich gegen den Zarismus und die Regierung richten. Durch Ihre Maßnahmen ziehen Sie die Wut der Volksmassen auf sich und Ihre Landsleute. Sie sollten nicht so aus-

gesprochen Stellung nehmen. Der gegen Japan verlorene Krieg mußte Unruhen auslösen, gelangt die Demokratie in Rußland ans Ruder, oder auch nur zu Einfluß, so können die hiesigen Deutschen in eine schlimme Lage geraten.“

„Allem zuvor die Zurechtstellung, daß der verlorene Krieg nur ein Anlaß, nicht die Ursache der Revolution ist; es handelt sich um ein post, kein ergo propter hoc. Revolutionäre Vorbereitungen sind schon lange im Gange, über kurz oder lang wären in Rußland auch ohne japanischen Krieg Unruhen ausgebrochen. Die Revolution hat noch garnicht begonnen, meinen Sie? Ich danke! Truppenmeuterungen wären nicht vorgekommen, wenn es nicht gären würde. Umtriebe sind aus dem Inneren des Reiches in die Truppen hineingetragen worden. Gewiß, in Rußland ist es noch ruhig, was ich aber in Petersburg beobachten konnte, genügt mir. Ich sage Ihnen heute, Anfang August 1905, daß wir unmittelbar vor einer sehr ernstesten Revolution stehen. Der russische Staat wird sie niederwerfen, aber uns Deutschen garnicht oder zu spät helfen. So ein kleines Deutschenmassacre würde den Panславisten, die die Regierung beherrschen, sehr genehm sein, und Esten wie Letten werden die Gelegenheit gern wahrnehmen, um ihr unsauberes Mütchen an uns zu kühlen. Ich hoffe, daß abschreckende Maßnahmen genügen werden, diese müssen aber vor aller Öffentlichkeit unternommen werden. Demnächst werde ich in der Presse erklären, daß der ins Leben gerufene Selbstschutz nur defensive, keine politischen Aufgaben hat; wir wollen Raub, Plünderung, Mord und Brandstiftung verhindern; um die Auf- und Umzüge, die Versammlungen (Schodken) werde ich mich nicht kümmern. Ihre Warnung „nicht zu reizen“ verstehe ich nicht, das sind wohl reichsdeutsche Gedankengänge? Sollen wir uns totknüppeln lassen? Kennen Sie die tierische Roheit der Esten und Letten, wenn sie losgelassen werden? Wir haben

Pflichten gegenüber Frau und Kind, Hab und Gut. Jetzt sollen Sie erkennen, daß und warum wir sogenannte Herrennaturen sind. Natürlich werden wir der Regierung den Vortritt lassen, erst eingreifen, nachdem diese sich zu schwach erwiesen oder nichts getan haben wird; mit letzterem rechnen wir.“

„Geht die Bildung des Selbstschutzes gut vonstatten? Wie steht es mit der Bewaffnung? Übrigens mögen Sie recht haben, wenn die Anzeichen nicht trügen, ist die Revolution nicht mehr zu vermeiden.“

„Wir stehen mitten drin; mit dem Semesteranfang ist ein Heer russischer Studenten nach Dorpat gekommen, darunter auffallend viele Juden. Auf den Straßen können Sie ihre hetzerische Tätigkeit beobachten, die Polizei tut so gut wie nichts dagegen, also hat die Regierung Angst, glaubt vielleicht, die Massen sich austoben lassen zu müssen! Ich werde mit blumenreichen Drohbrieffen bedacht, auf offener Straße wird man angepöbelt, glauben Sie, daß das hier möglich wäre, wenn nicht eine zielbewußte Leitung hinter den Massen stände? Mit Waffen, Geld zum Ankauf von Waffen und Munition sind wir versorgt. In der Stadt Dorpat haben wir zwölf Selbstschutzstationen, die auch nachts, durch den eingeführten Meldedienst in knapp einer Stunde mobilisiert sein können. Der Dorpater Bürger beweist, Gott sei Dank, Entschlossenheit und Mut. Schwere Sorge macht mir das flache Land. Eine fliegende Kolonne ist hier gebildet worden; wenn die Güter auch einen Selbstschutz aufstellen, hoffe ich bestimmt, daß der Dorpater Kreis geschützt werden kann. Wir wollen vor allem abschrecken.“

„Haben Sie mit der Regierung Fühlung genommen?“

„Dem Gouverneur habe ich ausführlich geschrieben und ihn gebeten, in unsere Maßnahmen nicht störend einzugreifen. Auch den hiesigen Generalmajor T. habe ich eingeweiht, er war sehr einverstanden (hat eine Deutsche zur Frau) und versprach Unterstützung durch

seine etwa 200 Infanteristen, die ich nachts für Expeditionen aufs Land zur Hilfe rufen darf; viel Nutzen werden wir von ihnen nicht haben, der russische, hierher versetzte Linienoffizier mag uns nicht.

---

Unterdessen „stieg die Stimmung“. Nachrichten aus Rußland überstürzten sich. Letten und Esten wurden frech und aufsässig. Plötzlich senkte sich Nacht über Rußland: Eisenbahn, Post, Telegraph standen still. Der Rechtsanwalt Chrustalew-Nossar, ein Jude, war der Organisator dieses meisterhaft durchgeführten Streikes. Ohne Nachrichten tappte man im Dunklen, die wildesten Gerüchte gingen um, die Revolution schien zu siegen. Auch in Dorpat erhoben die russischen Studenten immer dreister ihr Haupt als Führer der Revolution. In die ehrwürdige Aula der Dorpater Universität wurde der süße Pöbel getrieben, um dort in „Menschenrechten“ zu machen; aufgepeitscht, zu allen Exzessen bereit, strömte er nach genossenem revolutionärem Unterricht auf die Straßen, er sollte plündern — wagte es aber nicht, noch nicht — der Selbstschutz hatte schwere Tage. Mitte Oktober erklärte sich die revolutionäre Führung in Permanenz, wich nicht mehr aus der Aula.

Auch manchem Deutschen sank der Mut, man sprach von Paktieren, verlangte Auflösung des Selbstschutzes, was ich verweigerte. Nur die wiederholte Erklärung in der Presse bewilligte ich, daß der Selbstschutz in die Politik nicht eingreifen, auch Umzüge nicht verhindern, aber sofort handeln würde, sobald Gewaltakte vorkommen sollten; sie unterblieben!

Die örtliche jüdische Gemeinde bat um Schutz. Sie bestand aus wenigen, mehr oder weniger harmlosen Handeltreibenden, die um ihr Hab und Gut besorgt waren. Der Este liebt die Juden nicht; Plünderungen waren bei letzteren, trotz jüdischer revolutionärer Lei-



tung, möglich. Da Exzesse gegen Juden auf andere Teile übergreifen konnten, wurde ihnen Schutz bewilligt. Den Juden geschah nichts.

Eines Morgens empfing ich als Leiter des Selbstschutzes den Besuch dreier deutscher älterer Herren; es kam zu folgender Unterhaltung:

„Die Aufregung über den Selbstschutz nimmt zu, er ist zur Gefahr geworden, er muß aufgelöst werden, die revolutionäre Leitung hat sich für Ruhe und Ordnung verbürgt.“

„Der Selbstschutz wird nicht nur nicht aufgelöst, sondern verstärkt werden, die Aufregung über ihn ist der beste Beweis für seine Unentbehrlichkeit.“

„Sie tragen eine furchtbare Verantwortung, wenn Sie sich weigern, unsere wohlüberlegte Bitte zu erfüllen.“

„Ihre wohlüberlegte Bitte entspringt der Furcht. Die Verantwortung für Auflösung des Selbstschutzes kann ich nicht tragen, die Verantwortung dagegen, mit der Sie mich erdrücken wollen, kann ich mit gutem Gewissen übernehmen. Ich bin jede Nacht auf der Straße, weiß, daß die bloße Existenz des Selbstschutzes Ruhe und Ordnung verbürgt. Die Sicherheitsorgane wären nicht mehr auf dem Posten, wenn sie nicht Rückhalt am Selbstschutz hätten, ihre Patrouillen werden durch Teile des Selbstschutzes gedeckt, sonst wären sie schon verschwunden. Wenn Sie bisher ungestört geschlafen haben, so verdanken Sie das dem Selbstschutz.“

„Wenn aber der Selbstschutz angegriffen wird?“

„Dann wird er schießen; glaube aber nicht, daß es in der Stadt dazu kommen wird, auf dem Lande sieht es schlimmer aus.“

„Dann trügen Sie Verantwortung für das geflossene Blut.“

„Diese Umkehrung der Begriffe und Tatsachen ist stark, kann mich aber nicht irre machen; ich werde aber anordnen, daß in den von Ihnen bewohnten

Straßen der Wachtdienst abgestellt wird. Sie können sich der revolutionären Leitung anvertrauen.“

„Das werden Sie doch nicht tun. Denken Sie an Ihre Frau und Ihre unmündigen Kinder und helfen Sie die Bevölkerung beruhigen.“

„In drei Teufelsnamen, ich plage mich doch nicht zu meinem Vergnügen, anstatt gegen die Revolutionäre anzukämpfen, eifern Sie gegen mich, wo steht denn der Feind? Hängt Ihre Begriffsverwirrung mit Ihren demokratischen Neigungen zusammen?“

„Wir verstehen Ihre Erregung, können aber nicht ganz unverrichteter Sache fortgehen, wir bitten Sie dringend, wenigstens in der Aula zu erklären, daß der Selbstschutz keine offensiven Absichten hat, und sich politisch nicht betätigen wird.“

„Sie haben wohl geschworen, mich, „diesen verrückten Kerl“, — klein zu kriegen? Die von Ihnen gewünschte Erklärung habe ich mehrfach abgegeben, glauben Sie, daß sie durch Wiederholung gewinnt? „Wenigstens in der Aula“ ist gut. Sie wissen, daß sich dort der aufgepeitschte Pöbel drängt, Sie wissen, wie gegen mich gehetzt wird, sieht das Pack mich in der Aula, so werde ich wohl zerrissen werden, dort bin ich wehrlos, denn unter Begleitung eines Selbstschutzkommandos kann ich dort doch nicht erscheinen, damit würden ja Ihre frommen Pläne zerstört werden.“

„Wir wissen, daß Sie sich Gefahren beim Gang in die Aula aussetzen, aber die revolutionäre Leitung will für Ihre Sicherheit einstehen. Wir bitten Sie dringend, bringen Sie dieses Opfer, machen Sie dem versammelten Volk die erbetene, wiederholte Erklärung, die allgemein beruhigend wirken wird.“

„Sie scheinen recht nahe Beziehungen zu den russisch-jüdischen Studenten zu haben! Ich will Ihnen etwas sagen: Um Ihren Auftraggebern, die Sie zu Ihrem gewiß nicht leichten Gang zu mir bewogen haben, meine Verachtung auszudrücken, will ich den

verlangten Gang machen. Ich hoffe, daß Sie sich in jedem Fall schämen werden, ob ich nun heil herauskommen werde oder nicht.“

---

Den folgenden Tag, an einem Sonntag, war großer Betrieb in der Aula. Einem ruhigeren russischen Studenten hatte ich mitteilen lassen, daß ich eine vorbereitete, schriftliche Erklärung über die Ziele des Selbstschutzes in der Aula verlesen würde.

Begleitet von meiner treuen Sekretärin, Anna Walter, begab ich mich dorthin. Vor den Toren unserer deutschen alma mater Dorpatensis drängte sich „das Volk“; die Gänge dicht besetzt, so daß man sich mit Gewalt durchdrücken mußte, als besser Gekleideter angepöbelt von besoffenen Weibern und Männern. In der Tür zur Aula wurde ich von russischen Studenten empfangen, die mich umringten, um mich zu schützen, wie sie sagten.

Nie vergesse ich das Bild, das sich meinen Blicken bot: Unsere ehrwürdige Aula vollgepfropft mit Bassermannschen Gestalten, die Hölle schien losgelassen. Ein ohrenbetäubendes Gebrüll durchflutete den großen Raum. Schillers Worte aus dem Taucher fielen mir ein: „Und es waltet und siedet und brauset und zischt.“ Ich glaubte nicht an heiles Entkommen aus dieser Unterwelt. Auf dem Katheder, von dem aus mein Vater oft seine geistvollen Vorträge gehalten hatte, tagte die revolutionäre Leitung, von der mir einige russische Studenten bekannt waren. Ich wurde an das Katheder herangeschoben. Der Vorsitzende verkündete dem harrenden Volk, daß der Leiter des Selbstschutzes eine Erklärung abgeben wolle. Bei Nennung meines Namens erhob sich ein viehisches Gebrüll. „Laßt alle Hoffnung fahren, die Ihr hier eintretet,“ dachte ich mit Dante, und wollte auf das Katheder; da stürzten von allen Seiten russische Studenten auf mich zu, drängten

mich in den Vorraum und erklärten, daß ich angesichts der Stimmung des Volkes mich nicht sehen lassen dürfe, sie könnten für mein Leben nicht bürgen, würden meine schriftliche Erklärung den lieben Heimatgenossen verlesen.

Ich verließ, um eine traurige, mit Landsleuten gemachte Erfahrung reicher, die geschändete Universität, gab meiner mich draußen erwartenden Sekretärin den Auftrag, die Befehle für Bereitstellung des Selbstschutzes herauszugeben; nach den gewonnenen Eindrücken konnte man in der Nacht Exzesse erwarten. Außer einer belanglosen Schießerei passierte nichts.

In den nächsten Tagen kamen schlimme Nachrichten vom Lande; Güter, Höfe gingen in Flammen auf, Raubüberfälle, Mordanschläge wurden gemeldet. Flüchtlinge kamen in die Stadt, die russische Regierung tat nichts. Für den äußersten Notfall wurden einige große, leicht zu verteidigende Steinhäuser für Aufnahme von Frauen und Kindern hergerichtet; man mußte auf alles gefaßt sein.

Mitte Oktober hatte ich einen Ritt aufs Land gemacht, um Freunde auf einem einsam gelegenen Gut zu warnen. Eben dort angelangt, wurde ich telephonisch in die Stadt zurückgerufen, die Lage hatte sich verschlechtert, überall Menschenansammlungen, das erste „Opfer“ war gefallen, ein Revolutionär sollte erschossen worden sein. Tatsächlich handelte es sich um einen Spitzel, einen Schuldiener, der auf eine Telegraphenstange geklettert war, um festzustellen, ob Zöglinge der Realschule sich an einer Versammlung vor der Pferdepoststation beteiligten. Soldaten hatten die ersten Angstschüsse, die garnicht nötig waren, abgegeben und einen elenden Kerl getroffen.

Die Volksseele kochte und verlangte nach Rache. Der Schuldige sollte ich sein, man wollte mich zu Pferde diesen Schuß haben abgeben sehen. Von diesem schrecklichen Verdacht wußte ich nichts. Ich hatte einen Gang zu machen, der mich in die Nähe des

großen Platzes vor der Pferdepoststation führte. Eine Kreuzung vor ihr, begegneten mir die Herren, die ich aufsuchen wollte, liefen händeringend mir entgegen, baten mich sofort umzukehren, und erzählten folgendes: tausende drängen sich dort um die Ecke, man habe mich in optima forma zum Tode verurteilt und beschlossen auszuziehen, um meiner habhaft zu werden.

Ich eilte nach Hause, brachte Frau und Söhne zu Bekannten, bat einige Freunde zu mir. Etwa zwölf Mann stark, alle gut bewaffnet, warteten wir der Dinge, die kommen sollten. Gegen 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends kamen die ersten Banden, die vor meinem Hause halt machten, tierisch brüllten und mich zu sehen wünschten; sie rüttelten an der Haustür, wagten aber nicht, von meinen estnischen Dienstboten vor meinen bewaffneten Freunden gewarnt, das Portal einzudrücken. Dieser Haufe wollte abziehen, wenn ich zu Ehren der Revolution an jedem Fenster der Hausfront je zwei brennende Lichte aufstellen ließe. Diesen Gefallen konnte ich nicht erweisen. Nachdem die ersten Brüller abgezogen waren, erschien ein noch größerer Haufe, der sich schon schon frecher gebärdete. Er wollte mit mir verhandeln.

Inzwischen waren meine estnischen Dienstboten in eine große Aufregung geraten. Um sie zu beruhigen, zeigte ich mich am geöffneten Fenster des Leutezimmers dem „harrenden Volk“: ein infernales Gebrüll setzte bei meinem Anblick ein, das mir noch heute in den Ohren gellt. Ein Frechling schwang sich auf die Fensterbrüstung, um in mein Haus zu dringen. Die auf ihn angelegte Büchse veranlaßte ihn zu raschem Rückzuge.

Unterdessen hatte sich auf der Gartenseite meines Hauses ein zweiter Haufe gebildet, der von dort stürmen sollte. Ein mir bekannter, vernünftiger russischer Student veranlaßte ihn abzuziehen.

Bis etwa 3 Uhr morgens zogen noch verschiedene Haufen auf, die aber schon matter schrien. Man



wurde müde, mit den bewaffneten Herren wollte man nicht anbinden, und ging schlafen. Meine Freunde, die treue Wacht gehalten hatten, verließen mich. Ich begab mich zur Ruhe. Gleich darauf von erneutem Gebrüll aufgeweckt, mußte ich feststellen, daß Nachzügler sich eingefunden hatten. Mit der Büchse im Arm erwartete ich auf der Treppe zum Eingang die Helden; sie rüttelten wohl an dem Portal, wagten aber nicht einzubrechen, wußten nicht, daß meine Freunde mich verlassen hatten.

Am nächsten Morgen empfing ich wieder den Besuch besorgter Landsleute, die wegen Sicherheit der Stadt mein Verschwinden aufs Land forderten: Ich und mein Haus seien eine beständige Bedrohung der Einwohnerschaft. Sie waren so dringend, daß ich ihnen scheinbar folgte, mich aber nicht aufs Land, sondern in das Konventsquartier der Livonia begab, wo ich einige Tage verblieb. Wäre ich aufs Land gegangen, so wäre das das Signal zum Auseinanderfallen des Selbstschutzes gewesen, so konnte ich die Leitung in der Hand behalten. Im Konventsquartier der Livonia hatte sich ein gut organisierter Studentenselbstschutz gebildet. Ein von den Revolutionären geplanter Überfall auf die Livonia unterblieb; sie hätten sich furchtbar verbrannt.

Nach Hause zurückgekehrt, empfing ich eines Nachts den Besuch des kommandierenden Generals und seines Adjutanten, die, in voller Uniform, sich für die ergriffenen Schutzmaßnahmen bedankten!

Einige Tage darauf, es schien unruhiger werden zu wollen, begegnete mir der General auf der Straße und erklärte wörtlich: „Mein Chef ist losgezogen, ich ziehe auch los, helfen Sie sich, so gut Sie können, Sie werden allein fertig, meine Soldaten können Sie zu Hilfe rufen.“

Der Mann ist bei Tannenberg gefallen.

Die Leiche des erwähnten zufällig erschossenen Spitzels Adamson (kein Jude, ein Este) war aufgebahrt worden. Seine Beerdigung sollte ein revolutionäres Fest ersten Ranges werden, man brauchte neue Reizmittel für die müde werdende Volksseele: ein riesiger Zug bewegte sich durch Dorpats Straßen, der Sarg versank unter roten Lappen und Blumen, rote Fahnen und Embleme schmückten die Prozession, auch einige Gebildete nahmen an ihr teil, sogar ein deutscher angerufter, demokratisch-verwirrter Dozent der Universität! Verschwommene Freiheitsbegriffe hatten politischen Irrsinn auch bei sonst ganz vernünftigen Leuten ausbrechen lassen — oder trieb sie das Streben rechtzeitig Deckung zu nehmen?

Der Este schwärmt für Beerdigungen; wie wurde Adamson beneidet, und der Arme konnte nicht mit genießen!

Aber die Beerdigung hatte nicht den gewünschten Erfolg, manche Esten schämten sich. Zwei russische Studenten, die mich besuchten, um sich für die „korrekte“ Leitung des Selbstschutzes zu bedanken, erklärten ihr Unvermögen, Esten und Letten so aufzupeitschen, daß die „große, russische Revolution“ durch sie eine nennenswerte Hilfe hätte. Als ich auf die zerstörten Gutshöfe, Morde und Überfälle hinwies und sie fragte, ob sie mit diesen Ergebnissen ihrer Tätigkeit nicht zufrieden sein könnten, meinten sie resigniert: das seien Kleinigkeiten (pustjaki).

Übrigens muß zum Verständnis der damaligen Lage festgestellt werden, daß die revolutionären russischen Studenten uns Deutschen als solchen nicht feindlich gesinnt waren, nur als Hindernis für ihre Pläne bekämpften sie uns. Die russische Regierung dagegen brachte mit Vorbedacht keine Hilfe, mit der Schädigung des Deutschtums war sie einverstanden.

Daraus zogen Esten und Letten Nutzen; immer häufiger wurden die Hilferufe vom Lande. Und allen

Pazifisten ins Stammbuch: Die milden, nachgiebigen Gutsherren wurden vornehmlich bedrängt, die strengen Herren schonend, weil achtungsvoll behandelt!

In der Stadt hatte der Selbstschutz sich durchgesetzt, wurde von der Regierung nach endlosen Verhandlungen anerkannt. Aber schwere Sorge bereitete das flache Land. Die fliegende Kolonne des Selbstschutzes wurde oft alarmiert; über den Dorpater Kreis durfte sie nicht hinaus, nur einige Teile des Werroschen Kreises konnten mit betreut werden; man mußte sich beschränken, um sich nicht zu verzetteln. Die Ablehnung von Bitten um Schutz von Gütern, die außerhalb des festgesetzten Rayons lagen, war eine schwere Pflicht. Nur einmal konnten wir es uns nicht versagen, weit ins Land hinaus an eine bedrohte Stelle zu fahren, der Erfolg lohnte den Entschluß.

In einer Nacht, von einer Expedition zurückgekehrt, erhielt ich den dringenden Hilferuf von zwei Freunden, die auf einem ca. 40 Kilometer von Dorpat entfernten Gute von Banden eingeschlossen waren, nachdem sie sich glänzend geschlagen hatten. Nie vergesse ich die fieberhaften, glatt von statten gehenden Vorbereitungen; eine Stunde nach erhaltenem Hilferuf konnten wir abfahren. Einen russischen Offizier bat ich mit 10 Mann zu folgen, da wir mit einer ernsten Aktion rechnen mußten; aber auf den langweiligen Aufbruch dieser Truppe durften wir nicht warten. Zivilpersonen waren schneller marschbereit, als die in einer Kaserne konsignierten Soldaten!

Das Schicksal unserer Freunde machte uns große Sorgen; das Telephon war unterbrochen; wir konnten feindliche Posten feststellen, die sich bei unserer Annäherung auf Pferden und Wagen schon von weitem entfernten, um unseren Anmarsch zu melden. Würden wir die Belagerten noch lebend vorfinden? Bei Annäherung an den Gutshof sahen wir sich zerstreute Banden, das war ein gutes Zeichen. Als wir in den

Hof einführen, war kein Feind mehr zu sehen und unsere Freunde begrüßten uns wohlbehalten am Portal des Schlosses; das Wiedersehen wurde gefeiert.

Die Rettung eines Gutshofes ist mir besonders lebhaft im Gedächtnis geblieben. Der größte Teil der fliegenden Kolonne war ausgeschickt, nur 12 Mann waren noch in der Stadt, die an einem Sonntag Ruhe zu haben hofften. Da kam die Nachricht, daß aus dem Werroschen Kreise eine Bande sich einem weitläufig angelegten Gutshof mit Fabrikgebäuden näherte, um den Hof einzuäschern. Auf 6 Schlitten jagten die zwölf Mann hinaus, dem etwa 50 Kilometer entfernten bedrohten Gutshof zu. Sie hatten Befehl, rücksichtslos vorzugehen, es sollte ein Exempel statuiert werden. Als sie nach rascher Fahrt, wie man sie nur bei uns kennt, dem Gute näherten, betrat gerade die Spitze der Bande den Hof von der anderen Seite — und zog es vor, schurstracks Kehrt zu machen. Eine Wache blieb auf den Hof, der nicht mehr bedroht wurde.

Wenn in Dorpat und im ganzen Kreise nichts von belang passierte, so war das dem Selbstschutz von Stadt und Land zu danken, den man als Störenfried auflösen wollte!

Handeln, nicht verhandeln, lernten wir von neuem. Wie oft dachten wir damals an Deutschland, an deutsche Kraft. Schwach werdende Gemüter wurden durch Beispiele aus unserer und der deutschen Geschichte aufgerichtet. Einige deutsche Offiziere weilten 1905 als Gäste in der Heimat, vorbildlich beteiligten sie sich auf dem Lande an den Schutzmaßnahmen und bestärkten das Zutrauen zum deutschen Heer. Auch geldliche Unterstützung kam aus Deutschland und in stillen Stunden erhofften wir ein Eingreifen des deutschen Reiches. Wird Deutschland müßig zusehen, wie die älteste deutsche Kolonie zerstört wird?

In unserer begeisterungsvollen Ahnungslosigkeit wußten wir nicht, daß die deutsche Kraft schon damals

gelähmt wurde, daß die deutsche Diplomatie Verhandeln, Nachgeben dem Handeln vorzog. Wer aber das auszusprechen, Deutschland zu schmähen gewagt hätte, dem wäre solcher Unglaube schlecht bekommen. Instinktiv fühlten wir, daß mit dem Irrewerden am deutschen Volk auch unsere Kraft zerbrechen mußte.

Rückschauend darf festgestellt werden, daß sich 1905—1906, trotz aller Tatkraft, aller Opferfreudigkeit, Zeichen inneren Verfalls bei uns bemerkbar machten. Die russische Demokratie hatte Schule gemacht, ein schemenhafter Liberalismus durchsetzte auch unsere Reihen. Der Hang zum Paktieren war ein pazifistisches Gewächs, das wir als solches nicht erkannten. Das selbstverständliche Herrentum hatte einen Stoß erhalten: „Letten und Esten sind doch auch Menschen“, lautete die gangbare Phrase.

Nie war ihnen das Menschentum abgesprochen worden, aber unser kolonialer deutscher Mensch, der sich durchsetzen wollte, mußte wissen, daß Letten und Esten andere, nicht deutsche Menschen waren. Nur diese Erkenntnis, die nicht als Überhebung gedeutet werden darf, konnte unsere Eigenart, unser Deutschtum erhalten. Aber trotz aller Anzeichen von Schwäche — diejenigen, die sich aufbäumten, sich durchsetzen wollten, konnten das Heft in der Hand behalten.

Umgekehrt in Rußland. Dort tobte eine sinn- und systemlose Revolution. Die Regierung wagte nicht durchzugreifen. Die Revolutionäre konnten sich zu den letzten Konsequenzen nicht entschließen. Die studentische russische Jugend spielte eine Hauptrolle.

Eine Verquickung der Lehren Tolstojs, der Panslavisten und der Revolutionäre hatte eine nur in Rußland mögliche Verwirrung der Geister heraufbeschworen. Lehren, die sich gegenseitig aufhoben, befruchteten einander. Was der Panslavist wollte, mußte der Revolutionär verwerfen und umgekehrt, beide sogen Honig aus Tolstojs mißverständlicher Lehre: der Revolutionär aus Tolsteis Anarchismus, Bildungs- und



Kirchenfeindlichkeit, der Panslavist aus Tolstois Kreuzzuge gegen die verdorbene Menschheit, der ihm die Hetze gegen das Deutschtum erleichterte.

Das Oktobermanifest des Jahres 1905, das Rußland mit einer von Volk und Regierung verschieden aufgefaßten Konstitution (der Zar blieb „Selbstherrscher“) beglückte, wurde freudig begrüßt. Man illuminierte, flaggte, küßte sich, aber es wollte nicht ruhig werden.

Die Ostseeprovinzen litten immer mehr unter Raub, Mord und Brandzügen der Esten und Letten, denen die Tatenlosigkeit der Regierung Freibriefe ausstellte. Vertreter der Ritterschaften und Städte baten vergeblich in Petersburg um Schutz. Auch Durnowo griff anfangs nicht so durch, wie die immer ernster werdende Lage es erforderte. Als ich, auf Verlangen des Selbstschutzes, von ihm in einer Audienz rücksichtsloses Einschreiten verlangte, gab Durnowo die zynische Antwort: „Sie sollen ja einen sehr guten Selbstschutz haben.“ (!)

Endlich waren unsere Vertreter zum Zaren durchgedrungen, auf dessen persönliche Initiative Gardetruppen ins Land kamen, die rasche Arbeit verrichteten und die äußerliche Ruhe wieder herstellten. Nun ging auch Durnowo energisch vor.

Die russische „Gesellschaft“ begnügte sich mit den erreichten Reformen, sie wurde „staatserhaltend“.

Aber bis in den Sommer 1906 hinein blieb auch bei uns die Lage gespannt.

Im Juli dieses Jahres erinnerten mich die Revolutionäre noch einmal an ihre freundliche Gesinnung zu mir.

Im Herbst 1906 ebten die Unruhen ab, unser Leben lenkte in seine alten Geleise ein.

Mit einer neuen Weichenstellung: vom Tisch der Revolutionäre waren auch einige Brocken für uns abgefallen. Die konfessionellen Verfolgungen waren gesetzlich beseitigt worden, das Reversale bei Mischchen wurde aufgehoben, deutscher Unterricht, deutsche

Vereine wurden gestattet. Die studentischen Korporationen durften ihr öffentliches Leben wieder aufnehmen; das war uns eine besondere Genugtuung, da unser häusliches und geselliges Leben mit den Korporationen verwachsen war.

Die zerstörten Güter und Höfe wurden wieder aufgebaut, überall ging man an die deutsche Arbeit — aus Ruinen blühte neues Leben! Eine Vergeltung an Esten und Letten wurde in keiner Weise geübt, wir waren nicht nachtragend, vergaßen vielleicht zu schnell! Wir glaubten unser ererbtes Recht an die Heimat von neuem erworben zu haben; fester, sicherer denn je, dachten wir auf unserer Scholle zu sitzen. Wie ein für Jahrhunderte gefestigter Bau erschien uns unsere deutsche Heimat. Im Schutz des Zaren, dem wir Rettung in zwölfter Stunde verdankten, wollten wir sie weiter ausbauen.

---

### 3. Kapitel.

1912.

Dieses Jahr führte mich zweimal nach Deutschland. Wenn die Reichsdeutschen unsere Stimmung beim Antritt einer Reise nach Deutschland gekannt hätten, sie hätten uns nicht „Russen“ genannt! Eine Feiertagsstimmung kam über einen. Das Land, das wir mit unserer Seele suchten, das wir auf Grund unserer Vorstellungen von ihm gefunden zu haben glaubten, sollte uns Erholung und neuen Antrieb zu deutschem Schaffen geben. Allen Tagesdreck warfen wir hinter uns, der hochwertige Rubel erleichterte das Genießen. An der deutschen Grenze in Eydtkuhnen erwachte man, keine Esten und Letten umgaben einen, mit jedem konnte man deutsch sprechen. Die Schaffner des D-Zuges werden sich oft über die vielen Fragen gewundert haben, die oft nur gestellt wurden, um die Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande zu betonen. Man genoß alles in vollen Zügen, jeder Blick aus dem Fenster des Speisewagens war ein Einatmen deutscher Eindrücke. Alles sah man in verklärtem Licht; war ein Nörgler zugegen, der auf diese oder jene Schwäche, Sonderbarkeit aufmerksam machen wollte, so wurde er ab und zur Ruhe verwiesen. Wir wußten, daß wir manches vor den Reichsdeutschen voraus hatten, aber Überheblichkeit übten wir nicht.

Auf den Reisen in diesem Jahre lag ein Schatten, den der große Krieg vorauswarf. Rußland hallte damals schon wieder von Hetze gegen Deutschland, gegen das Deutschtum. Die ganze russische Demokratie von Miljukow bis Plechanow hatte sich deutschfeindlich

eingestellt. Wer oft in Petersburg war, über gute Beziehungen dort verfügte, konnte sorgenvolle Beobachtungen machen.

Gutschkows Äußerung war bekannt geworden, daß „alle Maßnahmen für einen Krieg mit Deutschland zu treffen seien.“ Mitarbeitern der „Nowoje Wremja“, „Golos Moskwy“, „Golos Prawdy“ gegenüber hatte er geäußert: „Es muß mehr mit den Waffen geklirrt werden, ich ersuche Sie, die öffentliche Meinung auf einen Krieg mit Deutschland vorzubereiten. Schreiben Sie Artikel, in denen man zwischen den Zeilen hindurch schon Kanonendonner hören kann.“

Zu Ehren einer englischen Militärkommission hatte Gutschkow folgenden Toast gehalten: „Meine Herren! Ich erhebe mein Glas zum Wohle der uns nicht nur befreundeten, sondern auch mit uns verbündeten englischen Armee und Flotte.“ Die häufigen gegenseitigen Besuche russischer und französischer Würdenträger erregten Aufsehen — nur nicht in Deutschland. Wiederholt haben wir gewarnt, klopfen auch in der Wilhelmstraße an, begegneten aber ungläubigem, senilem Lächeln. Als Ausfluß unserer „Russenfeindschaft“ wurden unsere Mahnungen gewertet. Es war, als wenn Deutschland seinen staatsmännischen Verstand eingeschlossen, den Schlüssel fortgeworfen hatte — er war nicht zu finden. Heute wissen wir, daß er dem Juden anvertraut war.

Aber auch die gewöhnlichsten Kenntnisse, die sich jeder Sterbliche verschaffen konnte, vermißte man in Deutschland. Vom Panslavismus hatte man einiges gehört, wußte aber nicht, daß er sich zum Neoslavismus gewandelt hatte, dem die Polen unter Dmowski sich angeschlossen hatten, wodurch die polnische Frage eine neue Bedeutung gewann. Über die allslavischen Kongresse (Masaryk, Kramarsch, Klofac, Wladimirow, Brancaninow) regte man sich nicht auf. Hatte vergessen, daß Brancaninow einige Jahre vor Ausbruch des Krieges in der „Nowoje Serno“ schrieb: „Und

so ist das Schicksal Ungarns besiegelt, wie der Untergang Österreichs schon längst im Rate der Slaven beschlossen ist.“ Die „Narodna Odbrana“ wurde ignoriert, desgleichen die von Dr. Josef Scheiner gegründeten Sokolorgane, deren es schon 1908 gab: in Böhmen 800 Vereine mit 75 000, in Galizien 150 Vereine mit 20 000, in Posen 162 Vereine mit 7 000 Mitgliedern. Auf der Fahrt durch Posen erregte das Sokolabzeichen immer wieder unser Erstaunen, nur nicht das der Reichsdeutschen. Von diesen Sokols schrieb General Kusmin-Karawajew 1912: „Die Sokols (Falken) sind ein fertiges Heer, bloß ohne Kanonen und Gewehre“, und derselbe nach dem, von englischen und französischen Gästen besuchten Sokolkongreß 1912 (auf dem die russische Regierung offiziell vertreten war): „... es war gleichsam eine feierliche Erklärung aller Brüdervölker am Vorabend ernster Entschließungen, heroischer Ereignisse.“ Drei Monate darauf brach der Balkankrieg aus.

Die Tätigkeit des russischen Gesandten von Hartwig auf dem Balkan, die uns Balten oft Sorgen bereitete, wurde in Deutschland ignoriert. Ssasonows Besuch im Spätsommer 1912 in London, seine Versicherung auf dem Rückwege über Berlin, daß alles, auch auf dem Balkan, in bester Ordnung sei, mußte den Dümmlen mit der Nase auf die Wahrheit stoßen, aber der deutsche Staatsmann (er war wohl nur Politiker) behielt die rosa Brille auf der Nase und als sie sich dunkler, endlich schwarz färbte, bildete er sich ein, daß eben nichts wahrzunehmen sei!

Frymanns „Wenn ich der Kaiser wär“, herbe Urteile der „Hamburger Nachrichten“, der „Täglichen Rundschau“, der „Deutschen Tageszeitung“, Veröffentlichungen des Grafen Reventlow, gelegentlich zu uns fliegende Blätter des „Hammer“, von Theodor Fritsch, zeigten, daß es noch Männer gab, die auf treuer Wacht standen. Der Alldeutsche Verband erfreute sich bei uns großen Vertrauens. Wilhelm II. genoß bei uns seit



der Entlassung Bismarcks keine Zuneigung, aber die ernstesten und darum berechtigtesten Mahnungen hielten wir damals für übertrieben, so wenn die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ schon 1906 schrieb: „Wir genießen die Früchte einer Regierung voll großer Phrasen und schwächlicher Taten“, oder der „Hannoversche Kurier“ feststellte: „Unsere Diplomatie, mit ihr aber leider unser Land, erntet die Folgen einer Haltung, der Stetigkeit und Festigkeit dauernd abzugehen scheinen und die vergebens die ihr mangelnde Würde durch tönende Phrase zu ersetzen sucht,“ endlich die „Hamburger Nachrichten“ erbittert schrieben: „Seit anderthalb Jahrzehnten herrscht der Kultus des äußeren Scheines, wir leben nicht im Zeichen des Verkehrs, sondern in dem der schönrednerischen Phrase.“ Wohl machte uns das Urteil eines Franzosen vom Jahre 1911 stutzig: „Hinter der mächtigen Vorderseite der kaiserlichen Politik erscheint die Fratze der Anarchie,“ aber diese Front hielten wir für so stark, daß wir uns letzten Endes Deutschlands wegen keine Sorgen machten.

Wir sahen den wachsenden Materialismus, waren entsetzt über die immer wiederkehrenden Gespräche der Reichsdeutschen über Erwerb und Verdienst, aber den in die Augen springenden sittlichen Niedergang gestanden wir uns nicht ein. Auch die soziale Zerrissenheit blieb uns nicht verborgen. Der plutokratische Hochmut widerte uns an, Geld war uns nur Mittel zum Zweck, Protzigkeit bei uns verpönt; wir konnten uns aber zu der vollen Erkenntnis nicht aufraffen, daß die Mark der Gott der Deutschen geworden war.

Für alle Mißstände fanden wir Entschuldigungsgründe, waren wir doch mit Deutschlands Ansehen auf Gedeih und Verderb verbunden. Als ultima ratio sahen wir zur Armee und Flotte auf, deutsche Offiziere und Soldaten konnten nicht angedorben sein. Das Heer als Erziehungsanstalt bürgte für Sicherheit und Sieg!

1912 erhielten diese naiven Vorstellungen einen Stoß, über den ich zu Hause nicht zu sprechen wagte, man konnte mißverstanden werden, oder, was schlimmer war, den Widerstand der Landsleute gegen Entdeutschung schwächen, so schwieg man lieber. Nur mit einem verstorbenen Freunde pflog ich besorgten Gedankenaustausch.

Ein Schuster in der sächsischen Schweiz erschütterte als erster meine Zuversicht in Deutschlands Kraft, er sagte: „Wir brauchen einen schweren Krieg, den Sieg, an den ich glaube, dürfen wir nur unter schwersten Opfern erkämpfen. Unsere Jugend wird haltlos, die Religion hat man über Bord geworfen, unsere Pastoren leben nicht mit dem Volk, wir nörgeln an allem, wo es uns doch gut, zu gut geht. Für diesen Undank müssen wir bestraft werden. Auch unser Militär bedarf eines baldigen Krieges, da ist auch manches faul. Lassen Sie sich durch die Außenseite nicht täuschen. Bald schafft es unser Heer noch, ob noch nach einigen Jahren?“ Erschüttert von dem Ernst der Ausführungen verließ ich diesen schusternen Weisen.

Aber die Ferienstimmung zerstreute alle Bedenken; Wien, Reichenhall, München sorgten für Ablenkung, überall sah man deutsche Tatkraft, deutschen Wagemut. Das „deutsche Museum“ in München hinterließ einen tiefen Eindruck, ein Volk, das solche Werke schuf, konnte nicht innerlich krank sein. Und dazu diese prächtige bayrische Bevölkerung, ehrlich, gradeheraus, immer gefällig und bald vertraut. „Ihr Balten seht in jedem Deutschen einen Schiller, Goethe, Bismarck, Moltke,“ mahnte ein Vetter. So töricht waren wir nicht, aber ein Körnchen Wahrheit lag in dieser Warnung. Nachdenklicher stimmte die Kritik meines jüngsten, verstorbenen Sohnes: „Papa, du siehst in die Deutschen zu viel hinein.“ Dies Wort ist mir lange nachgegangen. Sollten uns Begeisterung, Liebe zu unserem Volk blind gemacht haben? Fast schien es so,

wenn ich den Worten eines Würdenträgers, eines alt-preußischen Adligen, Glauben schenken sollte, der mir auf der Rückfahrt einen erschütternden Einblick in die Lage gab. Er sagte sinngemäß: „Ich kenne Ihre Heimat und wäre froh, wenn wir Reichsdeutschen so wären, wie Sie dort oben. Sie kämpfen und arbeiten, wurzeln tief in Ihrer Vergangenheit und lassen sich in Ihrer Herrenruhe nicht stören. Alles Fremde halten Sie sich vom Leibe, halten das richtige „Pathos der Distanz“. Trotz Gegnerschaft zu Letten und Esten handeln Sie sozial an ihnen, weil Sie innerlich unabhängig sind. Wir in Deutschland sind es nicht mehr. Die Regierung Wilhelms II. hat äußerlich aufbauend, innerlich verwüstend gewirkt: sie hat uns die Ehrfurcht genommen. Gewiß, es gibt eine große preußische Tradition, sie lebt aber nicht mehr in uns, steht gewissermaßen neben uns, wie ein kostbares Kunstwerk. Von Zeit zu Zeit holen wir es heraus, um uns an ihm zu erfreuen, uns wohl auch damit zu brüsten, um uns selbst zu beruhigen. Aber den ruhigen, festen Glauben an unsere Kraft haben wir verloren. Er lebt noch im Militär, in der Flotte, aber dort auch nicht mehr so, wie es den Anschein hat. Wilhelm II. ist sein eigener Feind, ein Feind der Monarchie. An die Stelle beherrschter Kraft ist die Mache getreten. Die Monarchie hat ihre gefährlichsten Widersacher nicht im sozialdemokratischen aufgehetzten Arbeiter, sondern in den oberen Schichten, die voller Kritik stecken, sie aber nicht auszusprechen wagen. Der Kaiser hört nicht die Wahrheit, fürchtet sie. Höflinge, die ihn umschmeicheln, sorgen dafür, daß er nicht erfährt, wie es im Inneren und draußen aussieht. Die Folge ist, daß der Kaiser alles rosig sieht, Unangenehmes nicht hören will. Aber die von Ihnen so verehrten Generale werden dem Kaiser die Wahrheit doch nicht schuldig bleiben, werden Sie fragen? Auch diese versagen. Wir sind Unfreie geworden. Sie erzählten begeistert von einem kleinen Manöver, daß Sie

gesehen haben. Wissen Sie, wie das Militär über die Kaisermanöver urteilt? Wer beherrscht uns denn? Juden! Sehen Sie sich den Umgang des Kaisers an: Rathenau, Bleichröder, Ballin, Friedländer und andere jüdische Finanzmagnaten haben den größten Einfluß. Das Geld regiert in Deutschland! Das Auswärtige Amt ist eine Schreibstube geworden, regiert wird nicht mehr. Ich habe mitunter den Eindruck, als wenn irgend welche geheimen Mächte unser politisches Geschick nach ganz bestimmten Plänen lenken. Aber was das Schlimmste ist: die Bundesfürsten versagen auch, sie haben sich in der Furcht des Herren erziehen lassen, der Kaiser ist nicht mehr primus inter pares, die Fürsten haben nichts, aber auch garnichts zu bestellen. Bismarck hat uns auf eine Höhe gehoben, der wir nicht gewachsen waren, sein Erbe wird vertan. Wir sind eine konstitutionelle Monarchie, aber oft sage ich meinen Freunden, daß wir mit einem Fuß schon im parlamentarischen System stehen. Die Furcht vor dem Reichstage, der Volksvertretung, leitet des Kaisers Beschlüsse. Mit Recht weisen Sie auf die riesige Schöpfung der Flotte hin, an der der Kaiser große Verdienste hat. Tirpitz ist fraglos unser überlegenster Kopf, ob der Kaiser ihm aber Freiheit des Handelns geben wird, bezweifele ich. Ich glaube nicht, daß er ihn auf die Dauer ertragen wird. Das System ist unser Unglück, das in dem Bestreben besteht, mit allen sich zu vertragen, Gefahren nicht zu sehen und überragende Männer nicht hochkommen zu lassen. Gehen Sie doch in die Wilhelmstraße, berichten Sie dort von Ihren Eindrücken und Beobachtungen in Rußland, man wird Sie lächelnd anhören und wenn Sie dringend werden, wird man Sie hinauskomplimentieren. Wir sind keine, noch keine Epigonen, dazu liegt unser Aufstieg zu nah, aber Byzantiner und Phraseure sind wir geworden, im Nebenberuf fleißige Arbeiter, die viel Geld verdienen, das unser Unglück werden kann. Sie betonen die monarchische Einstellung unseres Volkes, ob Sie

sich nicht täuschen? Sie lesen zurechtgemachte Zeitungsberichte, sehen Deutschland nur in Sonntagsstimmung, ich könnte Ihnen sonderbare Anzeichen umsichgreifenden demokratischen Geistes nennen und was mich mit besonderer Sorge erfüllt: gerade die Byzantiner haben demokratische Anwandlungen. Dafür gibt es nur zwei Erklärungen, entweder eckelt die Byzantiner ihre Verlogenheit und Kriecherei, aus der sie herauswollen, oder sie sind Puppen an Drähten, die in feindlichen Händen ruhen, die die unerkannte Aufgabe haben, die Monarchie zu untergraben. Und Wilhelm II. kommt diesen charakterlosen Gesellen entgegen. Was ist nun Ursache, was Wirkung? Kaiser und Byzantiner begegnen sich und befruchten sich, wir haben keinen Mann, der mit der Faust dreinfahren könnte. Aber in einem gebe ich Ihnen recht: kommt es zum Kriege, so werden wir siegen. Die breiten Massen unseres Volkes sind noch gesund, Heer und Flotte noch auf der Höhe, nur darf der Kaiser die Leitung des Krieges nicht in die Hand nehmen, seine Nerven würden versagen. Grüßen Sie Ihre schöne Heimat und kämpfen Sie weiter.“

1917 sah ich meinen Gewährsmann unter völlig veränderten Verhältnissen wieder. Mit einer schmerzlichen Genugtuung erinnerte er mich an sein gerechtfertigtes Urteil.

Das Gehörte hatte einen tiefen Eindruck hinterlassen, aber ich sagte mir: „Glaubst du allem, so muß deine Widerstandskraft brechen, da es sich nicht zu kämpfen lohnt ohne Glauben an Deutschland.“ So unterdrückte ich die aufkeimenden Bedenken, die der sorgende Alltag in Vergessenheit geraten ließ.

Berlin wurde, wie es auf der Rückfahrt nach Hause üblich war, noch einmal gründlich genossen; mitunter schämte ich mich der sorglosen Vergnügungen, leistete ich durch Teilnahme an ihnen doch Vorschub dem Geist, der in Deutschland umging.



Auf der Rückreise machte ich die Bekanntschaft einer russischen Familie, die in Kissingen gebadet hatte. Mann, Frau und Kinder lobten Deutschland in allen Tonarten, sprachen voller Entzücken von deutscher Ordnung und Sauberkeit. Als wir die Grenze zwischen Eydtkuhnen und Wirballen passierten, spuckte der Mann wiederholt aus dem Fenster des Wagens und brach erleichtert in die Worte aus: „Slawa Bogu my w Rossii, teperj moshno plewatj, w Germanii wsje wospreschtscheno“ (Gott sei Dank, wir sind in Rußland, jetzt kann man wieder spucken, in Deutschland ist alles verboten). — Ja, wir waren in Rußland. Mit drei Rubeln wurde die Gepäckkontrolle „erledigt“, ein bequemer Schlafwagen nahm einen auf, der Schaffner sorgte in Erwartung eines guten Trinkgeldes, wie für seinen angestammten Herrn. Nach 14 Stunden war man in Riga, der Feiertag war vorüber, die rauhe und doch so anheimelnde Wirklichkeit umfing einen. Wie war sie doch schön, die alte Heimat mit all ihren vertrauten Gesichtern.

---

## 4. Kapitel.

### 1914 - 1915 - 1916.

Die beiden Balkankriege hatten aufwühlend in Rußland gewirkt. Die russische Psyche war eine andere geworden. Eine Kulissenverschiebung hatte stattgefunden, das revolutionäre Moment trat nicht mehr so deutlich in die Erscheinung. Deutschland, das Deutschtum war Gegenstand der Unterhaltungen von hoch und gering. 1913 machte ich wiederholt berufliche Fahrten in das Innere Rußlands (von Hause fuhren wir immer nach „Rußland“). Der Empfang war nicht mehr derselbe. Alten Bekannten konnte man Verlegenheit anmerken, als wenn sie etwas zu verbergen oder ein schlechtes Gewissen hätten. Sonderbare, früher nie gehörte Fragen wurden gestellt, über das Verhalten der Balten zu Rußland, dem Zarenhause. Auf die Versicherung, daß wir zarentreu seien, erfolgte die fast höhrende Antwort: „Ja, zum Zaren steht Ihr, aber von Rußland wollt Ihr nichts wissen.“

Eine nur in Rußland mögliche Begegnung sollte den Schleier ein wenig lüften. Nach Abschluß eines größeren Geschäftes für eine reichsdeutsche Aktiengesellschaft speiste ich mit zwei Reichsdeutschen in Petersburg bei Contant. In dem noch wenig besuchten, mächtigen Raum, saß hinter mir ein russischer General, der nach den Weisen einer Zigeunerkapelle mit der Hand den Takt schlug. Meine Tischnachbarn, die ihm gegenüber saßen, blickten sorgenvoll zu ihm hin. Von Zeit zu Zeit hörte man offenbar an uns gerichtete Zurufe, wie „deutsche Balten“ und ähnliche. Die Herren fühlten sich so ungemütlich, daß sie das Diner

frühzeitig abbrechen wollten, „er wird noch schießen“, meinten sie. Eine solche Flucht erschien mir ausgeschlossen. Bald darauf kam ein Kellner an unseren Tisch, auf den er drei Gläser mit Sekt stellte, mit dem Bemerkten: „Seine Exzellenz bitten zu trinken.“ Da auch wir Sekt tranken, schob ich die Gläser an den Rand des Tisches, beauftragte den Kellner, „Seiner Exzellenz“ zu bestellen, daß wir mit allem versorgt seien. Unverständliches Gemurmel hinter meinem Rücken war die Antwort. Meine Tischnachbarn wurden immer unruhiger. Plötzlich erhob sich Seine Exzellenz, trat an unseren Tisch, stellte sich vor und ließ sich ohne Aufforderung nieder. Auf meine unwirsche Frage, warum er uns mit Sekt beschenken wollte, erwiderte er im guten Deutsch, aber mit lallender Zunge: „Sie sehen mich in meinen Mukdenschen Stiefeln, in denen ich gegen die Japaner gekämpft habe. Vor dem Kriege wurde ich zum Unteroffizier degradiert, habe mich aber im Kriege rasch aufgedient. Sie sind Balten, wie stehen Sie zu Rußland? Sind Sie auch so zarentreu, wie Sie behaupten? Bitte trinken Sie auf das Wohl Ihrer Majestäten und des Thronfolgers (stehend wurden die Gläser geleert). Ich verehere Deutschland, bewundere den deutschen Kaiser, dessen herrliches Heer ich anstaune; es gilt für unbesiegbar, aber wir Russen werden es in Stücke zerschlagen und die Balten werden auch die Zeche bezahlen. Ich liebe die Balten, aber in einem Kriege gegen Deutschland können wir sie nicht gebrauchen.“ Auf meine Frage, ob Rußland den Krieg allein führen würde, erfolgte die Antwort: „Das sind diplomatische Geheimnisse, die ich nicht verraten darf, aber soviel kann ich Ihnen sagen: Rußland hat mächtige Bundesgenossen, und Deutschlands Schicksal ist besiegelt. Mir tut das furchtbar leid, aber da ist nichts zu machen.“ Die Unterhaltung nahm auch im Ton immer unangenehmere Formen an, der dadurch ein Ende bereitet wurde, daß ich Seine Exzellenz aufforderte, je ein Glas auf

das Wohl des deutschen Kaisers, seiner Gemahlin und seiner sechs Söhne zu leeren. Die großen Gläser wurden von ihm stehend vollständig geleert, die erwartete Wirkung trat ein. Seine Exzellenz fiel ermattet auf den Tisch. Wir entfernten uns. Im Vorraum hörten wir einen Schuß, den Seine Exzellenz aus seinem Dienstrevolver abgegeben hatte, ohne Schaden anzurichten.

Die Besorgnisse meiner reichsdeutschen Begleiter waren also nicht unbegründet gewesen.

Im Hotel d'Europe in Petersburg speiste ich oft mit Russen, von denen bis dahin die Aufforderung dazu ausgegangen war. Das hörte auf, man wurde gemieden. Der Warnungsruf der „Kölnischen Zeitung“ im Frühling 1914 erhellte blitzartig die Lage. In den russischen Zeitungen tobte eine sinnlose Hetze gegen Deutschland. Das ganze Deutschtum wurde begeistert, nur die äußerste Rechte hielt sich noch zurück. Alle linken Zeitungen stimmten in den offenbar parolemäßigen Ton ein. Es gab keine Schändlichkeit, die den Deutschen nicht zugemutet wurde. Die Absicht Deutschlands, Rußland die Lebensmöglichkeiten zu nehmen, wurde mit Behagen breitgetreten. Das neutrale Verhalten im japanischen Kriege wurde für eine „nem-jetskaja chitrostj“ (deutsche List) erklärt, Deutschland sei damals noch nicht „fertig“ gewesen, jetzt aber wolle es zum großen Schlage ausholen. Armes, harmloses Deutschland! Du ahntest nichts, glaubtest mit Beteuerungen und Vogelstraußpolitik alle Gegner entwaffnen zu können. Private Nachrichten aus Deutschland lauteten beruhigend, der deutsche Kaiser denke nicht an Krieg, Englands sei man sicher. Gegen Anfang Juni beruhigte man sich. Entweder mußte man die Leiter der Geschicke Deutschlands für blödsinnig halten oder, Kriegsgefahr war tatsächlich nicht vorhanden. Natürlich nahmen wir die zweite Möglichkeit an. Da kam die Nachricht vom Fürstenmorde in Serajewo. Anstatt Empörung zu äußern, tobte die russische Press:

von neuem. Die ganze Hölle schien man auf Deutschland loslassen zu wollen. Sonderbare Nachrichten kamen aus England. Sollte die deutsche Diplomatie von allen guten Geistern verlassen sein?

Den Tag der Kriegserklärung erlebte ich in Petersburg. Mit baltischen Freunden, die mich in Vorahnung ernster Ereignisse begleiteten, speisten wir im Dachgarten des Hotel d'Europe. Der große Raum, angefüllt mit russischen Offizieren, meist von der Garde, die alle in lebhaftem Gespräch begriffen waren. Wir fast die einzigen Zivilisten. Da stürzten gegen 5 Uhr nachmittags die Zeitungsjungen mit Extrablättern in den Raum. „Kriegserklärung Deutschlands an Rußland“!!! Diese Wendung hatten wir nicht erwartet, einer der Freunde fragte: „Ist Deutschland verrückt geworden, konnte es die Kriegserklärung nicht seinen Feinden überlassen?“

Eine sonderbare Wandlung war mit den tafelnden Offizieren vor sich gegangen. Die Gespräche hörten auf, einer nach dem anderen beglich seine Zeche und ging still hinaus. Der bevorstehende, unvermeidlich gewordene Waffengang mit Deutschland hatte eine niederschlagene Wirkung ausgeübt. Das Maulheldentum verstummte, Taten sollten geleistet werden, die teurer als Worte waren.

Die Rückfahrt über Gatschina nach Dorpat glaubte ich stehend zurücklegen zu müssen, in der Annahme, daß nunmehr alle Plätze für das Militär in Anspruch genommen werden würden. Der mit Offizieren überfüllte Zug bestätigte diese Vermutung. Wie erstaunt war ich, als bald nach der Abfahrt des Zuges der mir bekannte Schaffner mich heranwinkte und mir mit listigem Augenaufschlag, in Erwartung des obligaten Trinkgeldes, ein Abteil im Schlafwagen mit zwei Lagern aufschloß, von dem ich eilends Besitz nahm. Ich kann aber nicht behaupten, daß ich mich angesichts der sich im Gange drängenden Offiziere in rechtmäßigem Besitz fühlte. Die Männer gingen den schwersten Strapazen



entgegen, und ich sollte es bequem und ungestört haben! Auch diese Herren waren still, nur ein junger Offizier, der seiner Natur offenbar einen Stoß gegeben hatte, meinte: „Rasgromim chwalenuju Germaniju, isbawim mir ot njemtza, wraga tschelowetschestwa“ (zerstören wir das gelobte Deutschland, befreien wir die Welt vom Deutschen, dem Feinde der Menschheit). Als Antwort erhielt er eine verweisende Bemerkung eines älteren Offiziers. Einen auf der Kante eines Fensters kauern den General forderte ich auf, das Abteil mit mir zu teilen; er lehnte dankend ab, bis Dorpat würde er es so aushalten. Wollte er von einem Deutschen eine Aufmerksamkeit nicht annehmen, oder war er auch so erschüttert durch den Ernst der Ereignisse, daß er an Bequemlichkeiten nicht dachte? Die letztere Annahme erwies sich wohl als richtig. Wir kamen ins Gespräch. „Ich kenne Deutschland,“ sagte er, „ich halte das deutsche Heer für unbesiegbar. Wir gehen einem furchtbaren Kriege entgegen, anfängliche Erfolge werden wir haben, aber die Rückschläge werden uns vernichten und als Folge dieses Krieges sehe ich den Zusammenbruch Rußlands voraus.“ Deutschland unbesiegbar! das war auch unser Glaube.

Zu Hause angelangt, fand ich den Befehl vor, meine Reitpferde „zu stellen“; für je dreihundert Rubel mußte ich einen Vollbluthengst und eine hohe Halbblutstute opfern, viel Freude werden ihre Reiter nicht an ihnen gehabt haben.

Leider mußte eine recht gedrückte Stimmung in Dorpat festgestellt werden, ängstliche Gemüter sprachen von Deutschlands Vernichtung.

Die zu erwartenden Verfolgungen aller Deutschen erzeugten Unsicherheit.

Das durfte nicht sein.

Aber diese Sorgen traten zunächst zurück hinter der Verpflichtung für die ausgewiesenen Reichsdeutschen zu sorgen. In der rücksichtslosesten Weise wur-

den diese Unglücklichen vertrieben. Viele lebten jahrzehntelang in Rußland, hatten keine Verbindung zu Deutschland. Verwandte und Bekannte hatten viele drüben nicht mehr; es half nichts, der deutsche Paß war der entscheidende Makel. Geschäft, Haus und Hof mußten im Stich gelassen werden, oft mußten die Bedauernswerten stante pede das ihnen zur Heimat gewordene Land verlassen. Mittel zur Reise über Finnland fehlten vielen. Da mußte geholfen werden. Und mit welcher Freudigkeit wurde gegeben! Meine „deutsche Kasse“ wurde nicht leer, drohte Ebbe, so genügte ein Gang zu Bekannten, und sie füllte sich wieder.

Herzzerreißende Szenen spielten sich ab. Alte Mütterchen, die kaum mehr gehen konnten, mußten den Wanderstab ergreifen, schwer Kranke wurden gezwungen, ins Ungewisse hinauszuziehen. Als Advokat wurde man angefleht, dem Unrecht Einhalt zu tun; die Rechtlosigkeit und Vogelfreiheit wollten viele nicht fassen. Es half nichts, sie mußten sich dem rohen Zwang fügen. Nur mit Geld und warmen Sachen konnte man, oft nur notdürftig, helfen, denn der Andrang wuchs. Immer neue „Deutsche“ schnüffelte die Polizei auf, von estnischen und lettischen Denunzianten unterstützt. Der Gouverneur von Livland suchte zu mildern. Die erste Welle der Verschickten ebte im September ab. Im November erhob sich eine zweite, schlimmere. Die letzten Reichsdeutschen mußten weichen. Ich entsinne mich eines Morgens: ein örtlicher Pastor W., der sich in aufopfernder Weise der Verschickten annahm, telephonierte, daß er am übernächsten Tage eintausend Rubel für eine Partie Ausgewiesener brauchte. Nach wenigen Stunden konnte ich ihm die doppelte Summe übergeben.

Aber was galten diese Sorgen gegenüber den Qualen um Deutschland!

Die russischen Zeitungen berichteten dauernd von großen Siegen. Insterburg wurde genommen, Königsberg bedroht; da kamen über Dänemark Nachrichten von

Tannenberg! Der Name Hindenburg ging in Rußland um. Bald darauf mußte die russische Armeeführung die Wahrheit bekennen. „Ein großes Unglück ist geschehen“, mit diesen verheißungsvollen Worten leitete der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch den Bericht über die russische Niederlage ein.

Alle Zweifler atmeten auf, nun mußte der Krieg bald mit einem deutschen Siege enden. Auch aus Frankreich erhielten wir auf Umwegen und überraschend schnell Nachrichten von deutschen Siegen, die die russischen Berichte Lügen strafen. Unsere Freude aber mußten wir unterdrücken, überall saßen Spione; unseren estnischen und lettischen Dienstboten durften wir nicht trauen; deutsch durfte an öffentlichen Orten nicht gesprochen werden, stumm begegneten wir uns, leuchtende Augen sagten genug. Damals gedachten wir des ersten „Tannenberg“ des Jahres 1410! Der livländische Ordensmeister Konrad von Vietinghoff brachte die Nogat herunter der Marienburg Hilfe, so daß sie sich unter Heinrich von Plauen halten konnte! Ob Deutschland Vergeltung üben wird?

In bestimmten Häusern trafen wir uns, um zu beraten und Kriegsnachrichten auszutauschen. Auch von meinen Söhnen gelangten Nachrichten zu mir. Mein ältester, nicht dienstpflichtiger Sohn hatte sich als Freiwilliger gemeldet. Mein zweiter Sohn, der als Lüneburger Dragoner ins Feld zog, hatte sich im Westen gleich zu Beginn des Feldzuges das Eiserne Kreuz verdient.

Die russischen Generalstabsberichte lernten wir richtig lesen! Allwöchentlich zweimal versammelte man sich im Klub. Dort konnte man wirken, Kleinmütige schelten, aufrichten. Der Glaube an deutsche Kraft durfte nicht versiegen, mußte aber immer wieder genährt werden. Schlimme Nachrichten, die auf geheimen Wege zu uns kamen, wurden mitunter verheimlicht oder beschönigt; nur nicht schwach werden; davor hatten wir eine furchtbare Angst, weil sie uns

die Würde dem verfolgenden Russentum gegenüber genommen hätte. Schwarzseher wurden hart angelassen, einige angerußte Höflinge gesellschaftlich kalt gestellt. Nun galt es Farbe bekennen; wer jetzt in der schweren Zeit nicht zu Deutschland hielt, galt als Aussätziger.

Der Zar erklärte, daß der Krieg gegen „das Deutschtum“ geführt wurde, er duldet keine Verfolgungen, er hatte die Treue uns gebrochen, wir waren sittlich der Treue zu ihm enthoben. Die Lage war restlos geklärt, Versteckspielen half nichts, die Zeit des Mundspitzens war vorüber, jetzt mußte deutsch gepfiffen werden.

Aber die schwerste Probe stand uns noch bevor. Auch Balten, russische Untertanen fielen der Verfolgung anheim. Esten und Letten konnten ihrem Haß unbesorgt die Zügel schießen lassen. Die sinnlosesten Denunziationen wurden gemacht: wir sollten deutsche Flieger, ja sogar ganze Zeppeline in Wäldern und Gärten bergen, mit Deutschland drahtlos in Verbindung stehen; verzweigte Telephonanlagen auf großen Gütern sollten die Anlagen dazu sein, dauerhaft angelegte Tennisplätze waren schon seit Jahren von uns „vorsorglich“ als Plattform für die deutschen Geschütze hergerichtet worden. Für solche und ähnliche Schandtaten wurden Balten scharenweise verschickt, mitunter bis ans Eismeer. Ein Landsmann fiel einem Kinderballon zum Opfer, der ohne seine Beteiligung auf seinem Gut niederging; er sollte zu Signalzwecken für Deutschland benutzt worden sein. Oft wurden die Unglücklichen in der Nacht aus dem Bett gerissen und abgeschoben.

Ein besonders empörender Fall kommt mir ins Gedächtnis: ein lungenkranker Pastor war auf dem Wege nach Sibirien ins Dorpater Gefängnis eingeliefert. Seine Frau flehte mich an, den Tag zur Weiterbeförderung festzustellen, sie wollte ihren Mann begleiten. Benachrichtigung wurde von der Gefängnisverwaltung

zugesagt. Als die Frau am festgesetzten Tage im Gefängnis erschien, um ihren Mann mit warmen Sachen und Lebensmitteln zu versorgen, war er schon fort; die Frau fuhr ihm nach, am Ural erreichte sie seinen Zug, durch das Gitter eines Gefangenenwagens sah sie ihren Mann zum letzten Mal, er erlag den Strapazen der Verschickung.

Einer ins Innere Rußlands ausgewiesenen Frau starb ihr kleines Kind in den Armen; sie wollte aussteigen, um es zu beerdigen, das wurde nicht gestattet; erst an ihrem Bestimmungsort sei das möglich, aber sie könne ja die Leiche aus dem Fenster werfen! Wie eine Löwin verteidigte die Mutter die Hülle ihres Kindes. Am Ort der Verbannung angelangt, wurde das Kind vom Pastor L. bestattet. Zur Strafe für diese geistliche Handlung am Kinde einer Verbannten, wurde der Seelsorger ans Eismeer verwiesen, später nach Irkutsk „begnadigt“, dort sah ich den pflichttreuen Mann.

Die Verschickten trugen ihr Los mit Stolz und Würde, keine Klagen kamen über ihre Lippen. Aber der rasende Verfolgungswahnsinn hatte doch Entmutigung erzeugt. Viele wurden nervös: Wann kommt die Reihe an mich und wohin wird man mich jagen? diese bangen Fragen drohten manchen die Haltung zu nehmen. Da galt es zum Standhalten anfeuern, auf würdige Beispiele Gemaßregelter hinweisen, den Stolz wecken. Und wieder leisteten unsere deutschen Pastoren Bewundernswertes. Mit Glücksgütern nicht gesegnet, kam für sie eine Verschickung der Vernichtung der Familie gleich. Ungebeugten Mutes waren sie ein Vorbild und richteten Kleinmütige auf. — Die russische Gendarmerie kam auf die sonderbarsten Methoden, um Opfer zu finden: harmlose Besucher erschienen mit geschäftlichen Anliegen, stellten verfängliche Fragen. Ein solcher Neugieriger fragte mich nach meiner Stellung zum „Ruhm des russischen Heeres“. Ich wies auf Bismarcks Bildnis und



erklärte, daß der Krieg mit Deutschland nicht ausgebrochen wäre, wenn dieser Mann noch leben würde; ratlos sah er mich an und verschwand. Den Gang der Kriegsereignisse konnten wir an dem russischen Verhalten wie an einem Barometer ablesen: ließen die Verfolgungen nach, so hatten die Russen Erfolge oder bildeten sich solche ein, setzte neuer Sturm ein, so frohlockten wir: aha, der Russe hat Prügel bezogen!

Die Sorge um die eigene liebe Person wurde am nachhaltigsten unterdrückt durch eine neue Aufgabe, die uns gestellt wurde.

Die „Magdeburg“ war bei Reval aufgelaufen, die Nachricht von den ersten deutschen Gefangenen ging wie ein Lauffeuer durch das ganze Land. Für sie mußte gesorgt werden; das war der Anfang einer herrlichen Arbeit, an die wir heute noch mit Hochgefühl zurückdenken. Unterdessen waren in den Kämpfen in Ostpreußen auch andere Deutsche in russische Gefangenschaft geraten. Aus Moskau kam die Bitte um Hilfe. Dort wirkten in vorbildlicher Weise Pastor Richard Walter, seine Frau geb. Erdmann, seine 16jährige Tochter, seine Schwägerin Frau Doktor Hoerschelmann geb. Erdmann, Fräulein Sachsendahl, Baron Ungern-Sternberg und andere mutige Deutsche.

Vor allem galt die Hilfe den unglücklichen deutschen Verwundeten, die fast alle über Moskau „evacuiert“ wurden, oft, sehr oft unverpflegt, kaum bekleidet, so kamen sie bei rasender Kälte in Moskau an. Walters hatten sich die Erlaubnis zum Besuch der Lazarette erwirkt; nur nebenbei und oft verstohlen konnten sie den Deutschen helfen, der Russe ging vor und ihr deutsches Herz durften sie nicht zeigen. Im Pastorat in Moskau war ein Warenlager entstanden, alle nur erdenklichen Sachen kamen dort zusammen, aber sie schmolzen dahin wie Schnee an der Sonne. Da mußte immer für Nachschub gesorgt werden. In den Erdgeschossen vieler Häuser wurden Arbeitsstätten eingerichtet, unsere Damen nähten,

strickten und häkelten, alte Gewänder wurden aufgebessert, umgearbeitet; sobald eine größere Partie fertig war, wurde sie abgeschickt. Da aber Diebstähle die Mühen zunichte machten, wurden Boten mit den Sachen nach Moskau gesandt. Aber mit Sachen war der Not allein nicht zu steuern. Geld, immer wieder Geld wurde angefordert, und wieder füllte sich meine „deutsche Kasse“. Jeder gab freudig, nur einmal tat ich eine Fehlbitte; ein reicher, aber ängstlicher Landsmann wollte sich an dieser streng verbotenen Tätigkeit nicht beteiligen; er wurde so hart angefahren, daß er in der Folge immer freiwillig gab, „um nicht geschimpft zu werden,“ wie er meinte.

Weihnachten 1914 hatte ich ein Erlebnis, das festgehalten zu werden verdient: zwei kleine Schülerinnen brachten mir 30 Rubel „für deutsche Verwundete“. Auf meine Frage nach der Herkunft dieser für Kinder nennenswerten Summe, antworteten die rührenden Geschöpfe: das sei das Reisegeld für die Weihnachtsfahrt nach Hause, sie verzichteten aber lieber auf das Wiedersehen mit den Ihrigen, um den Deutschen helfen zu können.

Damals kamen oft einfache, ärmliche Leute, die einige, gewiß mühsam ersparte Groschen „für Deutschland“ opferten. Solche Erfahrungen spornten an. An barem Gelde wurden trotz der schweren, oft verdienstlosen Zeit hunderttausende von Rubeln in Dorpat, Riga, Mitau, Reval, Pernau, Fellin und auf dem Lande, ungerechnet ganze Waggonsendungen von Sachen aufgebracht.

Am mutigsten waren unsere Frauen; unerschrocken und geistesgegenwärtig verstanden sie es, die suchenden Augen der Polizei, Gendarmerie und Spitzel von ihrer „hochverrätischen“ Tätigkeit abzuwenden. Keine Arbeitsstätte wurde entdeckt, manche Sendung wohl konfisziert, aber solche Erfahrungen regten nur zu vermehrter und sorgsamere Tätigkeit an.

Der Vorsteherin der Schule, deren Zöglinge mir die oben erwähnte Summe brachten, hatte ich in einem Brief für den guten Geist gedankt, der in ihrer Anstalt herrschte und hinzugefügt: „Unsere Wüstenwanderung geht zu Ende, das kommende Jahr (1915) wird uns nach Kanaan bringen“; damit meinte ich den deutschen Sieg und Frieden. Dieser Brief sollte den Häschern die ersehnte, erste Handhabe bieten, um mich unschädlich zu machen.

---

Der Beginn des Jahres 1915 beflügelte unsere Arbeit für die deutschen Verwundeten und Gefangenen.

In Frankreich hatte sich die Lage der Deutschen befestigt, aus dem Osten kamen verheißungsvolle Nachrichten über eine zweite polnische Offensive: der Name Ludendorff ging von Mund zu Mund, er klang so voll und stark; wieder ein Zweigestirn in Deutschland, Hindenburg—Ludendorff, das wir aus der deutschen Geschichte als verheißungsvoll kannten. Kutno, Wlotzlawek, Lowitsch, Lodz — ein Sieg nach dem anderen, Kämpfe an der Bsura und Rawka bewiesen, daß das deutsche Heer nicht nur in der Offensive, auch im Standhalten unbezwingbar war. Der Durchbruch von Gorlice löste Jubel aus. Wir waren so gut unterrichtet, daß die Siege Mackensens seinem Generalstabschef von Seeckt zugeschrieben wurden. Als wenn zwischen uns und dem kämpfenden Deutschland eine Telepathie bestand, so überraschend schnell konnten wir uns auf dem Laufenden halten. Die Russen hatten schon recht, uns der „drahtlosen“ Verbindung mit Deutschland zu zeihen, aber diese Seelensprache konnten sie nur materialistisch deuten. Unsere ganze Heimat lag im ringenden Gebet um deutschen Sieg, auch von unserem kleinen Häufchen sollte Kraft ausstrahlen. Nur die Tatenlosigkeit der deutschen Flotte brachte uns zur Verzweiflung.

Einmal sollte mein Glaube an das deutsche Heer

besonders glänzend gerechtfertigt werden: Eines Abends traf ich im Klub eine kopfhängerische Gesellschaft. Ich wetterte über die Mutlosigkeit, da wurde mir geantwortet: Russische Extrablätter berichten von der Einkesselung eines deutschen Korps, das sich ergeben wolle. 40 Eisenbahnzüge seien abgegangen, um die Gefangenen aufzunehmen. „Und diesen Unsinn glaubt Ihr? Ein deutsches Korps läßt sich nicht gefangen nehmen, es schlägt sich durch und macht selbst noch Gefangene.“ „Diesmal irren Sie sich,“ war die fast höhnende Antwort. Ich schlug eine Wette vor, daß die Lage umgekehrt sein würde. „Verrückt sind Sie,“ meinten die Kleinmütigen. Bald kam die Wahrheit heraus: Lietzmann war durchgebrochen, hatte Gefangene und Beute gemacht!

Ich bekam meinen Lohn in Gestalt von Sekt mit Zubehör. —

Ein mir wohlwollender Spitzel warnte mich: ich würde scharf beobachtet, eine Haussuchung stände bevor. In eine Banksitzung wurde mir die Nachricht gebracht, daß bei der erwähnten Schulvorsteherin eine Haussuchung im Gange sei. Mein Brief fiel mir ein, meine Sekretärin wurde hingeschickt, um für seine Vernichtung zu sorgen, oder ihn an sich zu nehmen — es war zu spät; der törichterweise aufbewahrte Brief war schon in den Händen der Späher!

Nun mußte eine Haussuchung mich beglücken.

Abends hatten wir einen Gast, mitten im vierhändigen Klavierspiel gegen ein Uhr morgens wurde geklingelt, wir kannten die Besucher. Drei Polizeibeamte betraten mein Haus, ein vierter blieb draußen. „Wir müssen Haussuchung machen,“ erklärte der Polizeioffizier. „Seien Sie so freundlich, tun Sie sich keinen Zwang an,“ lautete die entgegenkommende Antwort, „vorher aber gestatten Sie mir die Dame, meinen Gast, nach Hause zu begleiten.“ Ganz gegen die Regel wurde dieses überraschende Verlangen bewilligt. Ein

Spitzel schlich hinter mir her, ich sagte ihm, daß er ein Esel sei, ich würde doch nicht fliehen. „Bei Ihnen ist alles möglich,“ meinte er. Ich bedankte mich für diese gute Zensur, die doch Respekt bekundete.

Unterdessen hatte meine Frau die Beamten zum Sitzen genötigt. Am brennenden Kamin sollten sie mit Wein und Obst bewirtet werden. Trotz der beruhigenden Versicherung, daß nichts vergiftet sei, verweigerten die Herren Speise und Trank. Zurückgekehrt bat ich die unfreiwilligen Gäste in mein Kabinett. Der höhere Beamte wollte sich an meinen Schreibtisch setzen, das paßte mir nicht, umgekehrt sollte die Tischordnung sein; er mußte mit seinem Begleiter auf den Klientenstühlen Platz nehmen, ich setzte mich an meinen gewohnten Platz, hatte so in der Situation einen Vorteil: die Leute waren Bittsteller. Neugierig sahen sie sich um, warfen erstaunte Blicke auf die Bilder Bismarcks und Friedrich des Großen.

„Haben Sie diesen Brief geschrieben,“ wurde ich gefragt und aus einer großen Aktentasche kam mein Brief an die Schulvorsteherin zum Vorschein. Ich bejahte. „Sie haben eine Organisation für deutsche Verwundete geschaffen, Sie müssen wissen, daß das streng verboten ist.“ „Das weiß ich garnicht, meine Tätigkeit ist eine rein charitative, wir sorgen für russische und deutsche Verwundete, das ist Christenpflicht,“ erwiderte ich. „Aber Sie stehen mit Moskau, Pastor Walter, in Verbindung?“ „Was haben Sie dagegen einzuwenden? Pastor Walter hat Erlaubnis, Lazarette zu besuchen.“ „Sie wird ihm entzogen werden,“ glaubte der Offizier zu wissen. „Hängt das von Ihnen ab?“ fragte ich zurück, „wollen Sie die unglücklichen, russischen und deutschen Verwundeten der Hilfe berauben?“ Etwas betreten schwieg der Mann.

„Wie ist der Inhalt Ihres Briefes zu verstehen? Was verstehen Sie unter „Wüstenwanderung“ und „Kanaan“?“ „Das ist doch sehr einfach,“ entgegnete



ich, „die russischen Zeitungen berichten von großen Siegen der Alliierten, sprechen vom nahen Sieg, also gehen wir baldigem Frieden entgegen, kommen also in übertragenem Sinn nach „Kanaan“. Sie wissen, daß wir Balten in sinnlosester Weise verfolgt werden, das ist unsere „Wüstenwanderung“, die mit dem Frieden ein Ende nehmen wird.“ Mit ungläubigem Lächeln wurden meine Aussagen wörtlich protokolliert. Kreuz- und Querfragen nützten nichts, ich blieb ein unschuldiges, freiwillige Wohltaten austeilendes Menschenkind. Nach einem flüchtigen Blick in meinen Schreibtisch, Geldschrank und mein zweites Kabinett, verabschiedeten sich die Herren, die sich auch Wein von mir nicht geben ließen, den ich während des Verhörs mir um so besser munden ließ.

„Ihre Sache ist so wichtig, daß ich mit Ihrer Akte persönlich zum Gouverneur nach Riga zum Vortrag fahren werde.“

„Es tut mir aufrichtig leid, Ihnen so viel Mühen zu machen, aber ich tröste mich damit, daß Sie gute Fahrgelder erhalten und diesen Extraverdienst können Sie armen Tschinowniks gut brauchen.“ Damit entließ ich die Herren.

In der nächsten Nacht fuhr der Polizeioffizier tatsächlich mit „meiner Akte“ nach Riga. Ich hatte gerade einen Boten mit Sachen nach Moskau zu schicken; der Zufall wollte es, daß der Bote in einem Abteil mit dem Polizeioffizier Platz nahm, der ersterem beim Verstauen der umfangreichen Gepäckstücke behilflich war. So war der Mann doch zu etwas nütze. Nach einigen Wochen wurde ich zu Herrn von Morr (so hieß der verrußte Polizeioffizier) gebeten. Ein dickes Aktenstück lag vor ihm. „Wie kann denn meine Akte so schnell Kinder gekriegt haben,“ fragte ich. Als Antwort wurde mir die Belehrung zuteil, daß mein Fall so wichtig sei, daß auch Petersburg, auf Bericht des livländischen Gouverneurs, sich mit ihm

befäße. Petersburg und Riga schenkten meiner Deutung von „Kanaan“ und „Wüstenwanderung“ nicht Glauben, vermuteten eine furchtbare deutsche Tücke; ich mußte noch einmal meine Auffassung wiederholen. „Ob Sie nicht an deutsche Siege und deutschen Frieden, an Eroberung der Ostseeprovinzen durch Deutschland gedacht haben?“ wurde ich gefragt. Ich blieb bei meiner Deutung. „Wenn man Ihnen nun aber nicht glaubt und Sie ausweist, stellen Sie sich vor, was für ein Skandal.“ „Warum soll das solch ein Skandal sein, Sie haben Tausende ausgewiesen, warum nicht auch mich?“ fragte ich. „Weil Sie so bekannt sind, so gute Beziehungen haben.“ „Meine guten Beziehungen sind heute keinen Pfifferling wert,“ antwortete ich, im Grunde erfreut über die zutage tretende Scheu. „Man hat Sie in Petersburg in guter Erinnerung wegen Ihrer Tätigkeit während der Revolution 1905—1906, ich kann Ihnen vertraulich verraten, daß ich beauftragt bin, nicht zu scharf gegen Sie vorzugehen,“ meinte Herr von Morr.

Das war eine schöne Musik; so konnte ich hoffen, noch einige Monate Galgenfrist zu haben. Trotz des von mir abgelehnten Versprechens, nicht mehr für deutsche Verwundete zu sorgen, schieden wir freundschaftlich von einander.

Die liebgewordene Arbeit für Deutschland ging weiter; daß ich „fällig“ war, wußte ich, da hieß es schaffen, so lange es Tag war.

Immer weiter dehnte sich die Organisation aus, neue treue Freunde unserer heiligen Sache gewannen wir, wie mit einer Verschwörung wurde das ganze Land überzogen.

Walters in Moskau waren des Hochverrats angeklagt worden, 5 Personen sollten sofort ins Gefängnis wandern, nur gegen eine Kautions von je 75 000 Rubeln (Goldrubeln) konnten sie auf freiem Fuß bleiben. Reiche Deutsche Moskaus sprangen für den ver-

ehrten Pastor und Familie ein, für einen Angeklagten fehlte der Betrag. Ein Bote erschien in Dorpat, mit Hilfe unserer Bank konnte die benötigte Summe rasch beschafft werden.

Wohl wußten wir, daß unsere Arbeit gegenüber der wachsenden Not der deutschen Verwundeten Stückwerk bleiben mußte, aber wir hofften doch dem größten Elend steuern zu können. Da kam ein Notschrei aus Moskau: Das tapfere Fräulein von Knierim schilderte in einem herzzereißenden Schreiben die entsetzliche Lage der Verwundeten, die aufopfernde, aber doch nicht genügende Tätigkeit Walters. Das Schreiben wurde vervielfältigt, kursierte im ganzen Lande. Durch estnischen Verrat fiel es in russische Hände, zog neue Verfolgungen nach sich; gelegentlich eines weiteren Verhörs wurde es auch mir wutschnaubend vorgehalten.

Das Schreiben hatte eine wunderbare Wirkung. Die materiellen Nöte hatten auch uns ergriffen, Geschäfte standen still, Forderungen gingen nicht ein. Aber als wenn wir in den Besitz der „sieben Brote“ gelangt wären: Kasse und Körbe füllten sich, wie eine Flut strömten die Gaben. Walters konnten reich bedacht werden. Der Sommer 1915 sah die Arbeit auf der Höhe.

Das deutsche Heer ging uns mit glänzendem Beispiel voran, da konnten auch wir nicht müßig bleiben. Die polnischen Festungen wurden wie die Nüsse geknackt, endlich fiel auch Nowo-Georgiewsk, „die unnehmbare Festung“, Warschau fiel! War das ein Jubel; auch Kurland wurde, bis auf eine kleine Ecke besetzt. Die Deutschen standen an der Düna, Riga hörte deutschen Kanonendonner.

Die Empfindungen, die sich unserer bemächtigten, lassen sich nicht in Worte fassen. Was kümmerten uns die Verfolgungen, Verluste, Entbehrungen, wir standen vor dem größten Erleben, die Tore ins deutsche Paradies brauchten nur noch aufgestoßen zu werden.

Deutschland, das deutsche Heer begehrte Einlaß! Die Russen räumten überstürzt einen Teil der Dünafront, strategischer Rückzug hieß es; jawohl, das kannten wir, geschlagen waren sie und bangten um Petersburg. Natürlich werden Hindenburg und Ludendorff auf Petersburg marschieren, jetzt wird die zurückgehaltene deutsche Flotte eingreifen, Rußland geschlagen, voller Sieg im Osten, dann noch eine Anstrengung im Westen und der deutsche Siegfrieden ist erfochten! — So dachten wir ahnungslosen Waisenknaben, hatten die Rechnung ohne die deutsche Diplomatie, ohne den deutschen Generalstab gemacht.

Daß dieser der Lage damals nicht gewachsen war, kam uns nicht in den Sinn, solche Vermutung wäre Frevel gewesen.

Eine fieberhafte Spannung bemächtigte sich der Heimat, wir sahen den Schrecken der Russen, wußten, daß die Anstrengung nicht mehr groß war, um Rußland völlig zu schlagen.

Auf einer geschäftlichen Fahrt war ich Zeuge einer erfrischenden Unterhaltung. Der Wagen, angefüllt von sich „zurückziehenden“ russischen Offizieren, von denen die Jüngeren mit Schaum vor dem Munde renomierten, wie sie Deutschland vernichten würden. Ein alter Oberst hörte schweigend zu; als ihm der Wahnsinn zu bunt wurde, pfiff er das junge Volk an: „Haltet den Mund, Ihr kennt den Deutschen nicht; dort unten steht eine eiserne Mauer, die wir niemals durchbrechen werden. Wißt Ihr wie der Deutsche kämpft? In Polen wurde kürzlich ein deutscher Flieger abgeschossen, wie eine Ente kam er herunter, landete selbst unverletzt inmitten unserer Reihen, der Beobachter war tot. Glaubt Ihr, daß der Flieger sich ergab? Er zog seinen Revolver, erschob drei unserer Helden, dann wurde er auf die Bajonette genommen, ohne einen Laut von sich zu geben, starb er. Das nennt man Pflichterfüllung bis zum letzten Atemzuge. Und solche Männer wollt Ihr überrennen?“

Unsere Ungeduld wuchs, nur den Russen keine Ruhe zur Sammlung neuer Kräfte geben. Dieser simple Grundsatz mußte den Deutschen doch nicht fremd sein? Über Schweden kam zum erstenmal eine Falschmeldung: Verdun gefallen, Belfort bedroht! Da entschuldigtem wir die Ruhe im Osten. Als wir über die Falschmeldung aus dem Westen aufgeklärt wurden, murrten wir von neuem. Sollten wir die deutsche Kraft überschätzt haben? Ausgeschlossen. Wir mußten uns aber bescheiden. Die deutsche Front erstarrte, Hindenburg und Ludendorff, die großen Strategen des Bewegungskrieges, sollten, kaltgestellt, ein Jahr lang Nachwächterdienste an der toten Front tun.

Der auf Deutschland eingestellte Alltag ging weiter. Der Russe atmete auf, restaurierte sein aus dem Leim gegangenes Heer.

Persönliche Sorgen, noch mehr aber die Sorge um die uns anvertraute Sache, lenkten vom Kriegsschauplatz ab.

Eine Flut neuer Haussuchungen und Ausweisungen brach über uns herein. Die Meisten von uns, soweit sie nicht gefänglich eingezogen und per Etappe befördert wurden, erhielten einen sogenannten Wolfspieß, in dem ihr Verbannungsort verzeichnet war. Das Ungewitter sollte sich auch über meinem Haupte entladen.

Eines Nachts, gegen drei Uhr morgens, wurden meine Frau und ich vom Dienstmädchen geweckt. In der erleuchteten Tür sah ich russische Uniformen, aha, Haussuchung und wohl Abführung. Ich befahl die Tür zu schließen, warf meiner Frau ein verhängnisvolles Notizbuch zu, das sie in einem Pantoffel verbarg. Wir kleideten uns an und empfingen im Nebenraum unsere lieben Gäste, die wir schon kannten.

„Wir müssen Haussuchung machen, Sie sollen Waffen und Mauserpatronen verbergen,“ erklärte der Polizeioffizier. „Da können Sie lange suchen,“ erwiderte



ich. Von der Selbstschutzzeit her lagen bei mir Mau-  
sergewehre und Patronen; erstere hatte ich schon lange  
im Garten eines Freundes vergraben und tausende  
von Patronen blutenden Herzens in den Abtritt ver-  
senkt. Wandschränke mußten wir aufschließen und  
wahrhaftig! hinter Silberkasten entdeckten die Schuffte  
viele Schachteln mit Patronen, die ich vergessen hatte.  
„Also Sie haben Patronen, mit denen die Deutschen  
unsere Helden totschiessen, das kann Ihnen teuer zu  
stehen kommen.“ „Erzählen Sie keinen Unsinn,“ be-  
ruhigte ich den Frager, „die Patronen gehören zu  
einem Modell, das in Deutschland nicht mehr im  
Gebrauch ist. Sie wissen sehr gut, daß ich das Recht  
hatte, Waffen und Patronen zu besitzen.“

„Das war damals, jetzt ist Krieg, wir wissen, daß  
Sie die Deutschen erwarten, die Sie wohl mit diesen  
Patronen versorgen wollen.“

Das übliche Protokoll wurde aufgesetzt; die unter-  
brochene Nachtruhe wieder aufgenommen. Nun han-  
delte es sich wohl nur noch um Tage bis zur Ein-  
sperrung oder Verschickung; aber es sollten noch meh-  
rere Wochen vergehen, in denen fleißig für Moskau  
gearbeitet wurde.

Das schon bekannte Frage- und Antwortspiel bei  
Herrn von Morr begann wieder; mehrfach mußte ich  
zu ihm oder er suchte mich heim. Der alte Brief  
wurde wieder herausgezerrt, er war durch viele Be-  
hörden gegangen, mußte die Russen doch sehr inter-  
essiert und beunruhigt haben. Ich erfuhr auch, daß  
die letzte Haussuchung auf Anstiften eines estnischen,  
benachbarten „Freundes“ vorgenommen worden war.  
Der Schufft erinnerte sich der Zeiten des Selbstschut-  
zes und kam auf den glücklichen Gedanken nach Waf-  
fen und Patronen suchen zu lassen. „Wir brauchten  
einen triftigen Grund gegen Sie. Ihre „Tätigkeit für  
die Verwundeten“ wurde in Petersburg nicht für ge-  
nügend erachtet, um Sie zu maßregeln,“ meinte Herr  
von Morr.

„Und diese albernen Patronen halten Sie für einen triftigen Grund? Machen Sie doch Schluß, diese nächtlichen Besuche öden mich an.“ Wieder erfolgte die törichte Bemerkung von meinen Beziehungen und dem Aufsehen, das meine Maßregelung hervorrufen würde. „Übrigens“, bemerkte Herr von Morr, „es liegt noch etwas gegen Sie vor, Ihre Söhne dienen im deutschen Heer.“ „So ein Unsinn, sie leben in der Schweiz, seit Kriegsausbruch habe ich von ihnen keine Nachrichten,“ suchte ich abzulenken. „Der Sohn meines Bruders dient mit Auszeichnung im russischen Heer,“ fügte ich hinzu.

Es half nichts, nun waren die gesuchten, stichhaltigen Anhaltspunkte gegen mich gefunden, beide entstammten estnischer Denunziation. Kurz zuvor hatte ich die Nachricht erhalten, daß mein zweiter Sohn als Flieger im Osten abgeschossen, in russische Gefangenschaft gefallen war.

Ende Oktober 1915 teilte mir der Polizeimeister mit, daß der Gouverneur auf Anordnung aus Petersburg mich ausgewiesen habe, eine Woche sollte mir für Ordnung meiner Geschäfte gewährt werden. Leider war ich so töricht, den Gouverneur Kelepowski noch vor Ablauf der wöchentlichen Frist telegraphisch um Verlängerung derselben zu bitten; umgehend telegraphierte das hohe Tier zurück, daß ich in 48 Stunden Dorpat verlassen müsse, mich im Innern Rußlands dort nur aufhalten dürfe, wo kein Kriegszustand erklärt war; das waren nur einige Gouvernements im Süden und in Sibirien. Mein Paß wurde aber nicht verschmiert, ich konnte als freier Mann reisen, also doch eine Ausnahme, trotz meiner furchtbaren Verbrechen.

Hals über Kopf wurden die dringendsten Geschäfte erledigt; am Tage meiner Abfahrt, den 30. 10. 1915, konnte ich noch bei Abschiedsbesuchen reiche Ernte für die „deutsche Kasse“ halten.

Mein Entschluß, so oder so nach Deutschland zu entkommen, stand fest.

„Sorgen Sie dafür, daß wir an Preußen kommen,“ rief mir ein Landsmann nach. Ein Spitzel war bei meiner Abfahrt zugegen, er sollte sich vergewissern, daß der „verrückte Deutsche“, wie die Russen mich nannten, auch wirklich abgefahren war.

Die Schwere des Abschieds kam mir nicht zum Bewußtsein, es gab so viel zu tun und es ging Deutschland entgegen! Nur die bevorstehende Beschlagnahme meines Hauses durch russisches Militär, die bislang vermieden wurde, beunruhigte mich. Aber meine Frau würde mit den Leuten schon fertig werden, um sie brauchte ich mich nicht zu sorgen und von mir erwartete sie selbstverständlich Gelingen meiner Flucht nach Deutschland; sie hätte mich verachtet, wenn ich, ergeben in mein Schicksal, als Ausgewiesener irgendwo im heiligen Reich vegetiert hätte.

In Gesellschaft eines Leidensgefährten ging die Reise auf das Gut eines Freundes in Ingermanland. Durch seine Frau, eine geborene Finnländerin, hoffte ich Beziehungen anknüpfen zu können, um über die finnländische Grenze zu entweichen. Da die Frau aber durch unseren dort verbotenen Aufenthalt beunruhigt wurde, fuhren wir weiter nach Petersburg. Zu meiner großen Enttäuschung mußte dort durch einen erfahrenen Juden, der gute Kourtagen durch mich als Advokat verdient hatte, festgestellt werden, daß ein Entkommen für uns als Gemaßregelte über die streng bewachte finnische Grenze nicht möglich war. Da wir in Petersburg, wo wir wegen des „Kriegszustandes“ nicht weilen durften, aufgegriffen werden konnten, wurde beschlossen, nach Charkow zu fahren; dort herrschte kein „Kriegszustand“ und die nicht weit entfernte rumänische Grenze lockte mich; das mit Deutschland verbündete Ungarn mußte doch zu erreichen sein.

Vorher sollte aber in Moskau Station gemacht werden, um Walters zu begrüßen. Die dort gewonnenen Eindrücke waren ein Erlebnis. Das Pastorat belagert von deutschen Gästen, die dort wohnten oder speisten; allen aus der Heimat Ausgewiesenen war es ein Sammel- und Ruhepunkt. Der Pastor war sofort bereit, mich zu beherbergen, obgleich er sich dadurch neue Verfolgungen zuziehen konnte. In seinem Arbeitszimmer wurde mein Lager aufgeschlagen. Nun ging es an den Austausch von Erfahrungen bei der deutschen Verwundetenpflege; die Lagerräume im Pastorat (2 Zimmer) wurden mit Stolz gezeigt; alle möglichen Sachen stauten sich dort. Ein beständiges Kommen und Gehen war in diesem echt lutherischen Hause; wahrer, furchtloser Kampfesgeist herrschte dort. Einen Gottesdienst machten wir mit, in dem Pastor Walter zum Ausharren in der deutschen Not mahnte. Viele ausgewiesene Freunde wurden besucht, auch die Frau eines lieben Freundes, Manfred Baron Wolff-Dickeln, der in den Kämpfen der baltischen Landeswehr fallen sollte. Seine Frau war verschickt, weil ihre Brüder deutsche Offiziere waren. — Lange durfte ich die Gastfreundschaft des Pastors nicht in Anspruch nehmen, ich hätte entdeckt werden können, wodurch mein Entschluß nach Deutschland zu fliehen, unausführbar werden konnte, auch wollte ich Walters nicht erneuten Bedrängungen durch die russische Polizei aussetzen.

So ging es nach Charkow und wieder nahm mich ein deutscher Pastor auf: Pastor Stender, dessen Frau eine Schwester der Pastorin Walter in Moskau war. Dasselbe Bild unerschrockenen Ausharens im Vertrauen auf den deutschen Sieg. Ein Landsmann, Dr. Schlieps, der wohl den viehischen Bolschewisten zum Opfer gefallen ist, stellte uns seine freien Zimmer zur Verfügung.

Bald begannen die Vorbereitungen zur Flucht über Rumänien. Den Landsleuten, die meinen Plan für unausführbar erklärten, wurde wenig davon mitgeteilt,

sie sollten auch nicht durch Mitwissen belastet werden. Ein Schweizer, der denselben Weg machen wollte, fuhr als Probereisender voraus; die Nachricht von seiner Verhaftung vor Erreichung der Grenze und andere Erkundungen, überzeugten mich von der Unwahrscheinlichkeit über Rumänien zu entkommen.

Eine quälende Unruhe überfiel mich. Bald würden Hindenburg und Ludendorff den Vormarsch in Rußland antreten, die Heimat würde besetzt, erlöst werden, da wollte ich dabei sein; diesen Triumph, die Krönung unseres Kampfes, mußte ich miterleben. So wurde der Entschluß gefaßt, mit Frau und Tochter über Wladiwostok zu entfliehen. Von Hause kamen beunruhigende Nachrichten, Teile meines Hauses waren mit russischer Einquartierung belegt, für die meine Frau sorgen mußte; mit diesem Zustand mußte Schluß gemacht werden. Allein reisend wäre ich nicht entkommen, Begleitung durch Frau und Tochter sollte meiner Reise einen harmlosen Touristeneindruck geben. Wäre ich allein ausgerückt, so hätten die russischen Schergen sich an meiner Frau rächen können, solche Beispiele lagen schon vor. Wieder erklärten meine Freunde meine Pläne für wahnsinnig, ich schlug ihnen eine Wette für Gelingen der Flucht vor.

Am 15. 12. 1915 verließ ich Charkow. Gerüchte, daß regelmäßige Verbindungen nach Petersburg aufhören könnten, beschleunigten die Abreise. Nach kurzer Rast in Moskau, wo Walters besucht wurden, ging es nach Petersburg, der für mich strengverbotenen Stadt. Bei fast 30 Grad Reaumur unter O traf ich dort ein und fand am verabredeten Ort Frau und Tochter; das war ein freudiges Wiedersehen! Für 10 Rubel verzichtete der Portier des Hotel „Selekt“ auf die vorgeschriebene polizeiliche Anmeldung meiner Person. Meine Frau bemühte sich bei hohen Würdenträgern einen Auslandspaß nach Japan zu erhalten. Da mir aber Überschreiten der Grenze verboten war und eine telegraphische Anfrage in Dorpat zur Erteilung des Passes verlangt



wurde, gaben wir weitere Bemühungen auf, da die Anfrage meine Ausweisung erweisen und unangenehme Folgen nach sich ziehen mußte. Ein Judchen beschaffte „sichere“ Pässe nach Finnland für „nur 1000 Rubel“, da ich aber verlangte Papiere nicht beschaffen konnte, erwies sich auch dieser Weg als nicht gangbar.

So blieb nur die Reise um die Welt übrig. Nach Flüssigmachung der erforderlichen Reisemittel verließen wir am 21. 12. 1915 vom Nikolaibahnhof Petersburg.

Trotz vorausbestellter Fahrkarten war kein Platz zu haben; aber der spekulative Schaffner verhalf uns zu einem Abteil, das uns bis Omsk beherbergte. In Omsk trafen wir am 26. 12. abends mit einer Verspätung von 18 Stunden ein. Unterwegs waren wir alle drei an Influenza erkrankt. Bei 30 Grad unter 0 mußte ich auf den Stationen an die oft weit entfernten Büfette laufen, um Tee und Kohlsuppe heranzubringen. In Omsk langten wir bei 35 Grad Reaumur unter 0 an, bei schneidendem Winde fuhren wir in kleinen Schlitten in die 4 Werst von der Station entfernte Stadt. Das „beste“ Hotel der Stadt „Rossija“ nahm uns auf, in dem nach zwei Jahren mein Sohn auf seiner Flucht aus russischer Gefangenschaft auch wohnen sollte. Nachdem wir das Badezimmer hatten reinigen lassen, wurde ein Bad genommen, Influenza trieb uns gleich ins Bett. Schmutz und Unordnung im Hotel spotteten jeder Beschreibung. Am nächsten Tage besuchte ich Pastor Koch, einen Schüler meines Vaters, der uns freundlich aufnahm und meine Grippe mit einer Flasche starken Beerenweines dämpfte. Der Weihnachtsbaum wurde angesteckt und von der fernen Heimat geplaudert. Am 29. 12. 1915, noch halbkrank, ging es weiter.

In Krasnojarsk ging ich mit meiner Frau ins Stationssgebäude. Unsere zehnjährige Tochter blieb im Zuge; als wir nach einverleibter Kohlsuppe (Tschi) den Perron betraten, setzte sich unser Zug in Bewegung,

unsere Tochter stieß einen gellenden Schrei aus; unser Wagen wurde aber nur ausrangiert, nach einer kleinen Spazierfahrt war das Kind wieder bei uns. Ohne Benachrichtigung mußten wir mit einem anderen Zuge weiterfahren. Unsere in Folge tagelangen Aufenthaltes im Zuge verstreuten Sachen konnten in den neuen Zug nur geworfen werden; unmittelbar vor der Abfahrt stellten wir fest, daß wir unseren Vorrat an Goldmünzen im alten Wagen gelassen hatten, sie konnten noch geborgen werden. Schlechter plaziert, ging es Irkutsk entgegen, wo wir am 1. 1. 1916 abends eintrafen.

In tiefster Finsternis mußten wir über die brückenlose, reißende Angara, teils auf einem Dampfer, teils zu Fuß auf brüchigem Eise. Gepäckträger keuchten mit unseren vielen Gepäckstücken hinterher. Am Dampferhalteplatz angelangt, wurden wir von einer besoffenen Bande umringt, die uns als „Flüchtlinge“ erkannte; zudringliche Anerbietungen von Pässen „für nur 500 Rubel“ waren mühsam abzuwehren. Grobes, in Rußland übliches Schimpfen, einige Stöße, endlich Einschreiten russischer Soldaten, befreiten uns aus der ungemütlich werdenden Lage.

In Irkutsk fanden wir eine Baltenkolonie Verschickter vor. Unseren alten Freund, Herrn von S., trafen wir als gebrochenen Greis im Hotel „Central-Modern“. Unmittelbar vor mir war er grundlos ausgewiesen worden, er konnte die Verbannung mit über 70 Jahren nicht verwinden und starb bald darauf.

Der örtliche Pastor S., auch ein Schüler meines Vaters, stand uns mit Rat zur Seite, einen Auslandspaß konnte auch er uns nicht beschaffen.

Am 4. 1. 1916 brachen wir auf, die Landsleute prophezeiten, daß man uns aus der „Festung“ Wladiwostok, wo verstärkter Kriegszustand herrschte, mit wendender Post zurückschicken würde.

An der Angara angelangt, wurde uns eröffnet, daß der Kronsdampfer infolge Eisganges nicht fahren dürfe. Ein privater, alter, mit einer Angströhre ver-

sehener, überfüllter Kahn, vermittelte trotz des Verbotes die Überfahrt. Ich konnte mich aber nicht gleich entschließen, Frau und Tochter diesem, von einem betrunkenen Verbrecher geführten Seelenverkäufer anzuvertrauen. Sorgenvoll beobachtete ich die dank der Eisschlollen schwankende Fahrt ans jenseitige Ufer. Drei Stunden warteten wir am Ufer bei Wind und Kälte, unsere Tochter weinte vor Frost, es wurde dunkel, der Zug drohte ohne uns abzugehen, was einen achttägigen Aufenthalt bedeutete, der für uns verhängnisvoll werden konnte, wußten wir doch nicht, ob nicht Telegramme hinter mir hergeschickt wurden, um mich vor Betreten der verbotenen Stadt Wladiwostok zu haschen. Endlich entschlossen wir uns mit dem zurückgekehrten alten Kasten die Überfahrt zu wagen. Wie die Heringe zusammengedrängt, saßen wir eng beieinander, um wenigstens gemeinsam zu ersaufen. Von den Eisschollen gehoben und gestoßen, schwankte der Kahn unheimlich, der betrunkene Kapitän meinte: „nitschewo, dojedem“ (macht nichts, wir kommen an). Und wir kamen an. Dreißig Rubel knüpfte der Schufft uns ab. Glückselig angelangt, sahen wir, daß der große Kronsampfer abstieß, um seine wenigen Passagiere über die Angara zu bringen. In ruhiger Fahrt zerteilte er die Eisschollen, nur 50 Kopeken kostete die Überfahrt auf ihm; sein Kapitän war vom Besitzer unseres Kastens bestochen worden, trat die Überfahrt so spät an, um die zum Zuge eilenden Passagiere zu der gewagten und teureren Fahrt mit dem kleinen Dampfer zu zwingen; so spielt man in Rußland mit Menschenleben!

Wir erreichten rechtzeitig den Expreßzug mit Speisewagen und fuhren bequemer nach Wladiwostok weiter, wo wir am 8. 1. 1916 anlangten. Japaner, die überall herumschnüffelten, machten uns auf die Schönheiten des Baikalsees aufmerksam. Truppenbewegungen konnten beobachtet werden, alles wurde notiert. In Charbin konnten wir die Gerissenheit feststellen, mit

der Opium nach China geschmuggelt wurde. Auch unser Wagen wurde von englischen Kontrolleuren durchsucht, nichts wurde gefunden. Jenseits der Grenze zeigte uns der Schaffner strahlend seine an den unwahrscheinlichsten Stellen verborgenen Schätze.

In Wladiwostok machten die ersten Kulis, die wir sahen, einen entsetzlichen Eindruck; auf gekrümmten Rücken schleppten sie die schwersten Lasten, von russischen Polizisten mit Füßen gestoßen. Im Grande Hotel erhielten wir ein geräumiges Zimmer mit eigenem Telephon, das uns gute Dienste leisten sollte.

Nun galt es einen Paß nach Japan zu erhalten. Von Doktor Schlieps hatte ich Empfehlungsschreiben an einen ihm bekannten japanischen Professor erhalten, der meine Frau „wegen eines Halsleidens“ behandeln sollte; das erschien mir der harmloseste Grund für unser Streben nach Japan zu sein.

Der Chef des Wladiwostoker Handelshafens war ein Balte, an den ich in Irkutsk Empfehlungsschreiben erhalten hatte; ein Besuch bei ihm verlief völlig resultatlos, der Mann war korrekt und ängstlich. Kapitän 1. Ranges, Baron O. S., ein Schüler meines Vaters in der von ihm gegründeten „Volckschen Schule“, war aus anderem Holz geschnitzt, gab sich redlich Mühe, aber alle seine Ratschläge und Bemühungen, uns einen Paß zu beschaffen, hatten keinen Erfolg.

Auch der Polizeimeister T., ein Este, konnte uns nicht helfen. Außerhalb der Heimat waren Esten und Letten anders, betonten ihre Zugehörigkeit zu uns. Drei Pastoren estnischer Nationalität, estnische und lettische Polizeibeamte in russischen Diensten, haben uns in Sibirien geholfen, ein Beweis dafür, daß zu Hause die Verhetzung eine künstliche war, und wir von ihnen garnicht so gehaßt wurden; also muß doch die Behandlung gut gewesen sein!

Wieder sollte der örtliche, lutherische Pastor, auch ein Schüler meines Vaters, uns weiterhelfen. Er zeigte

uns voller Stolz eine seiner Kirche von Kaiser Wilhelm II. geschenkte Bibel mit seinem eigenhändigen Namenszuge. Es gab ein beständiges Hin und Her zwischen Hotel und Pastorat — es half nichts, wir kamen nicht vorwärts. Inzwischen mußte ich feststellen, daß ich beobachtet wurde. Verhaftung in Wladiwostok war nicht verlockend; für Frau und Tochter versprach Pastor L. zu sorgen. Endlich beschloß ich in des Löwen Höhle zu gehen, wandte mich an den Polizeipristaw des Bezirkes, in dem wir wohnten und verlangte die vorgeschriebene Bescheinigung für Erlangung eines „Passes nach Japan zur Kur“. Wir wurden abgewiesen, Ausreise-Erlaubnis aus Dorpat wurde verlangt, die natürlich nicht zu beschaffen war. Pastor L. hatte sich unterdessen die Hacken abgelassen, um uns zu helfen. Eines morgens klingelte er an, bat mich ins Pastorat, wo er mir folgendes eröffnete: der Pristaw L., der mir die Bescheinigung für den Paß verweigert hatte, habe einen russischen Gehilfen, der zu kaufen sei; er wohne im chinesischen Viertel mit einem lettischen Revieraufseher Z., beide wollten mir helfen. Abends, auf Rat des Pastors mit einem Revolver bewaffnet, fuhr ich in das chinesische Verbrecherviertel; in einer ganz unbeschreiblichen Spelunke fand ich die Gesuchten, denen ich meine Absicht und Not offen darlegte und ihnen weitere Einnahmen durch nachfolgende Landsleute in Aussicht stellte. Für nur dreihundert Rubel (ich hatte mich auf 1000 Rubel gefaßt gemacht), versprachen sie Hilfe, Schutz vor Detektiven und vor Haussuchung. „Weitere Einnahmen“ erfolgten nicht; ein nicht gemaßregelter Landsmann, der mir mit seiner Frau folgen wollte, mußte unverrichteter Sache umkehren; diesen Weg hatten wir offenbar ausgetreten.

Am nächsten Tage erhielt ich von dem erst so gestrengen Pristaw den benötigten Polizeischein für den Reisepaß nach Japan, den ich mit Gesuch und Photographie beim örtlichen Gouverneur einreichte. Nach



drei Tagen sollte ich den Paß erhalten. Das waren spannende Tage, wird es glücken? Wladiwostok wurde angesehen, aber das Gefühl, beobachtet zu werden, hielt uns meist im Hotel. Dieses Empfinden wurde bestätigt, durch die verlegene Bitte des Pastor L., ihn nicht mehr zu besuchen. Unsere estnische Telephongespräche konnten nicht belauscht worden sein, also doch irgend eine polizeiliche Teufelei aus Dorpat oder Petersburg?

Nach Ablauf der drei dahin schleichenden Tage mußten wir in der Gouvernementskanzlei erfahren, daß der Paß nicht ausgereicht werden könne, da nach Petersburg telegraphiert werden müsse, ob ich einen Auslandspaß überhaupt erhalten dürfe; das war ein Schlag. Natürlich war abschlägiger Bescheid aus dem Ministerium zu erwarten, wo ich, wie Herr von Morr mir gesagt hatte, an dem Kopf der Liste der Verdächtigen Dorpats figurierte. Ich fuhr sofort zu meinen Freunden im Chinesenviertel, die sichtlich bestürzt waren, aber, nach geheimer Beratung, versprachen, die Sache doch noch zu regeln. Je länger wir in Wladiwostok festsaßen, umso wahrscheinlicher wurde meine Entdeckung. Ein Besuch bei einem Landsmann Baron D. eröffnete wenigstens die Möglichkeit über Shanghai zu entkommen; heraus mußte ich bald aus diesem verfluchten Ort. Wiederholte Anfragen in der Kanzlei des Gouverneurs ergaben verneinende Antworten. Endlich sollte ein russischer Großfürst helfen, der aus Japan erwartet wurde. Am Morgen seiner Ankunft stellte ich einen Detektiv vor meiner Zimmertür fest, meine Verhaftung mußte darnach nahe bevorstehen. Der Mann sollte mich aber nur als Fremden im Hinblick auf die Sicherheit des Großfürsten beobachten. Russische Städte machen beim Besuch von Großfürsten den Eindruck eines Tollhauses, alle Beamten in voller Uniform, zitternd, daß etwas passieren könnte. So auch dieses Mal. Durch den Kriegszustand war die Aufregung noch verschärft. Morgens gingen wir wieder in die Gou-

vernementskanzlei. Der Paß war ausgeschrieben, aber nicht unterschrieben. Der Kommissionär unseres Hotels veranlaßte einen Stift, unseren Paß dem Gouverneur zur Unterschrift zu unterbreiten, der gerade in voller Uniform und Ordenspracht im Begriff war, sich zum Empfang des Großfürsten zu begeben. Der freundliche, wohl zerstreute Mann unterzeichnete ohne unsere Akte zu prüfen, gleich darauf hatte ich den Paß in Händen! Das Telegramm nach oder aus Petersburg betreffend meine Reiseerlaubnis muß von meinen „Freunden“ gefälscht worden sein. Rasch auf die Bank, wo Geld gewechselt wurde, der Kursverlust auf Sterling wurde gern verschmerzt, standen wir doch vor dem Verlassen Rußlands. Mittags den 20. 1. 1916 waren wir auf dem japanischen Schiff „Hozan-Maru“ und damit auf gesichertem Boden. Die Anwesenheit Baron D's. befreite uns vor Revision, sodaß wir unseren Goldvorrat mitnehmen konnten, der nicht ausgeführt werden durfte. Nach 42stündiger Fahrt, von schwerer Seekrankheit geplagt, landeten wir in Tsuruga, einer japanischen Küstenstadt.

Alle Unbilden waren vergessen, kein Teufel, glaubten wir, könne uns noch etwas anhaben, die Flucht nach Deutschland mußte glücken.

Endlich konnten wir ungestraft deutsch sprechen, das taten wir wohl ostentativ laut, was die Aufmerksamkeit eines Mannes wachrief, den wir für einen russischen Spion hielten; er entpuppte sich als Este, namens Bergmann, aus Chabarowsk, Schneider seines Berufes, der, um der Wehrpflicht zu entgehen, über Yokohama nach Vankouver reiste. Er war selig, estnisch sich unterhalten zu können.

Später sahen wir noch viele solche russische „Flüchtlinge“.

Um sechs Uhr abends trafen wir per Bahn in Kobe ein, erhielten schöne Unterkunft im herrlich gelegenen Tor-Hotel. Vor unseren Fenstern ein blühender Apfel-

sinenbaum, die Kirschblüte war im Entstehen. Der Manager des Hotels war ein Bruder des mir bekannten Direktors des Hotels d'Europe in Petersburg. Abends, als ich im Dress in der Vorhalle auf Frau und Tochter zum Diner wartete, beobachtete ich einen Herren, der dem Manager des Hotels mit leuchtenden Augen von den ersten Heldentaten der „Möwe“ erzählte. Der Mann mußte ein deutsches Herz haben, er wurde vorgemerkt.

Acht Tage lebten wir in Kobe, es waren die interessantesten und ruhigsten der ganzen Reise. Täglich machten wir lange Spaziergänge, erfreuten uns an der Farbenpracht und dem oft possierlichen Gewimmel der kleinen Japaner. Ausflüge nach Kioto, Nara, Osaka, verkürzten die Tage.

Am Abend vor unserer Weiterreise machte ich die Bekanntschaft des „vorgemerkten“ Herren, es war Graf Uhrlaub, jetzt Amerikaner, der sich nur Uhrlaub nannte, seine Mutter eine geborene Lüderitz, Tochter des Entdeckers der Lüderitzbay. Er bewohnte mit Frau, Sohn und Tochter eine ganze Flucht von Zimmern, bat mich zu sich. Am brennenden Kamin, beim Glase Wein erzählte ich ihm von meinem Schicksal, der Absicht nach Deutschland zu entkommen und bat um Ratschläge für Amerika. „Sie werden Ihr Ziel nicht erreichen,“ meinte er. „Warum nicht?“ fragte ich bestürzt. „Weil Sie unvorsichtig sind. Sie weihen mich, einen Ihnen völlig Unbekannten, in Ihre verbotenen Pläne ein. Überall in der Welt sitzen englische Spione, auch hier im Tor-Hotel. Japan, Amerika sind englische Kolonien. Ich brauche nur mit dem Finger auf Sie zu weisen und Sie werden verhaftet.“ „Das werden Sie nicht tun,“ entgegnete ich. „Woher wissen Sie das?“ fragte er erstaunt. „Weil Sie ein deutsches Herz haben. Ich habe Ihr leuchtendes Auge beobachtet, als Sie am Abend meiner Ankunft Herrn L. von den Taten der „Möwe“ berichteten. Sie werden einen Deutschen, der

mit seinen, wenn auch schwachen Kräften, Deutschland nützen möchte, nicht verraten.“

„Ja, Sie haben gut beobachtet, Sie haben Chancen durchzukommen. Ich werde Sie nicht anzeigen. In Deutschland, das ich jung verließ, hat man nicht schön an mir gehandelt, aber durch den Krieg ist meine Liebe zum Vaterlande wieder erwacht. Als Amerikaner und Geschäftsmann muß ich vorsichtig sein, denn Amerika ist nicht neutral. Ich rechne mit seinem Eintritt in den Krieg, die U-Boote werden den Anlaß bieten und die elende deutsche Diplomatie wird diese glänzende Waffe sabotieren. Vor dem kämpfenden deutschen Volk habe ich die größte Hochachtung, aber die Unfähigkeit und Feigheit der deutschen Regierung ekelt mich. Trotz guter Prognose, die ich dem Gelingen Ihres Planes stellen kann, rate ich Ihnen dringend in Amerika zu bleiben. Glaube nicht, daß Sie über Amerika hinauskommen werden und wenn Ihnen das glücken sollte, so werden Sie sicher von Engländern auf dem Atlantischen Ozean oder in England, das Sie anlaufen müssen, geschnappt werden. Fahren Sie mit uns, wir fahren nach einigen Tagen mit der „Tenio-Maru“, ich werde Sie in Amerika unterbringen, Sie sollen Dollars verdienen.“ „An Ihren Dollars liegt mir garnichts, habe nur ein Streben, auf deutschen Boden zu kommen. Mein Schiff, die „Persia-Maru“ geht einige Tage vor Ihrem Schiff, ich habe schon Karten, es ist kleiner, aber billiger als die „Tenio-Maru“ ich will keinen Tag verlieren, der Boden brennt mir unter den Füßen.“

Am 12. 2. 1916 trug uns die „Persia-Maru“ nach 26stündiger Seefahrt nach Yokohama, wo wir acht Tage liegen mußten.

Vom „Bluff“ genossen wir die wunderschöne Ansicht auf die Stadt und Umgebung. Der Fuj-jama grüßte herüber, jeden Tag hatte er ein anderes Gesicht, er schien so nah, daß man Tagesausflüge zu ihm zu machen versucht wurde. Seine majestätische Ruhe

machte einen tiefen Eindruck, man kam sich so klein und nichtig vor. „Ich bin ewig, Ihr seid Eintagsfliegen“, schien er zu sagen.

Ausflüge nach Tokio, Kamakura und dem märchenhaften Nikko brachten reiche Anregung. Nikko! ich wage es nicht zu beschreiben. Ein Zauberland! Der wunderbare Tempel, hoch oben von mächtigen Kiefern umrauscht das weihevollste Shogungrab; in Andacht versunken, standen wir gebannt lange vor ihm, versenkten uns in die uns umgebende tausendjährige Vergangenheit. Überlieferung wehte uns an; unwillkürlich wanderten die Gedanken zur Heimat, die auch von Vergangenheit und Kampf durchschauert war. Zögernd traten wir den Gang in die Tiefe an zu dem Alltagsgetriebe.

An der „Roten Brücke“ trafen wir Uhrlaubs, die mich wieder zu überreden suchten, in Amerika zu bleiben; eine Empfehlung an seinen Bruder sollte ich benutzen, um in Kalifornien festen Fuß zu fassen; ich dankte. Bald nahm uns Yokohama wieder auf. Ein Gang in die „Deutsch-Asiatische Bank“, die ich unter dem Vorwande, Geld zu wechseln, aufsuchte, machte mich mit Herrn M. bekannt, dessen blaue Augen mir solches Vertrauen einflößten, daß ich mich ihm eröffnete. Ich hatte mich nicht getäuscht. Überall suchte ich Menschen zu finden, die sich meiner Frau und Tochter annehmen konnten, falls mir etwas zustoßen sollte. Von Herrn Müller erhielt ich wertvolle Empfehlungen nach St. Franzisko; von einem weiteren Besuch in der Bank riet Herr Müller dringend ab, drüben wohne ein englischer Spion, der alle Besucher der deutschen Bank notiere. Tokio wurde wiederholt aufgesucht, herrliche, billige Seidensachen erstanden.

Am 21. 2. 1916 verließen wir mit der „Persia-Maru“ Yokohama, noch lange grüßte der Fuj-jama herüber. Der Gedanke, sich Deutschland zu nähern, erleichterte den Abschied von dem geheimnisvollen Lande,



dessen Buddhas in Kobe und Kamakura nachhaltigen Eindruck hinterlassen hatten.

Die ersten acht Tage widmeten wir der Seekrankheit, dann rafften wir uns auf, verbrachten den ganzen Tag liegend auf Deck. Kein Land war zu sehen. Die unübersehbaren Wasserflächen lösten das Gefühl der Hilflosigkeit aus, man deuchte sich so klein und nichtig gegenüber der Gewalt der Natur. Albatrosse begleiteten das Schiff, stundenlang konnte man ihren stolzen Flug beobachten.

Unsauberkeit und schlechte Ernährung erschwerten die ungewohnte Fortbeförderung. Meine Frau erkrankte an einem Ohrgeschwür, das sich zum Glück nach außen entlud. Eine sorgenfreie Allerweltsdame suchte den Zweck meiner Fahrt zu ergründen. Wir gaben uns als Russen, machten in russischem, kriegerischem Patriotismus, das Schnepfchen konnte eine Spionin sein. Unsere Tochter, die natürlich kein russisch sprach, mußte die Stumme markieren, um unseren deutschen Charakter nicht zu offenbaren. Am Wendekreis des Krebses erlebten wir einen Tag doppelt, so daß der Februar dreißig Tage hatte.

Endlich nach zwölfwägiger Fahrt erblickten wir Land, es war eine Erholung. In unwahrscheinliche Farben getaucht, leuchteten die Hawaii-Inseln herüber. Am 2. 3. 1916 nachmittags legten wir in Honolulu an, eine mehrstündige Verspätung verkürzte leider den Aufenthalt auf diesem Paradiese am Eingang der Tropen. Eine weiche, einschmeichelnde Luft umfing uns. Nach ärztlicher Kontrolle gingen wir an Land, vorbei am deutschen Kanonenboot „Geyer“, das dort interniert lag. Ein deutsch sprechender Chauffeur sollte uns Honolulu zeigen, wir kamen nicht weit, plötzlich senkte sich, wie ein Vorhang, Dunkelheit über die Insel. Im Moana-Hotel wurde gespeist, Wai-Kiki besichtigt.

Am nächsten Morgen, früh heraus, wandelten wir unter Palmen und Bananen, strahlender Sonnenschein

lud zum Bleiben ein, aber schon um 9 Uhr des 3. 3. 1916 lichtete die „Persia-Maru“ die Anker. Ein Reisegefährte Dr. M., ein Schotte, begleitete uns mit Blumen und Konfekt. Einen eiligen Besuch hatte ich noch dem „Geyer“ abgestattet. Die Offiziere waren in die See hinausgerudert. Der das Schiff reinigenden Mannschaft rief ich zu, daß ich nach Deutschland führe, ob sie nicht Aufträge hätten? „Grüßen Sie die Heimat, wir liegen hier tatenlos, nur der Glaube an unseren Sieg und baldige Heimkehr, erleichtert unsere Gefangenschaft,“ klang es zurück. — Gerade noch zur rechten Zeit erklimm ich unser Schiff, das von schwimmenden Honolulern begleitet wurde. Diese wunderbar gewachsenen, hellbraunen Menschenkinder sprangen von den Raen des Schiffs ins Wasser, um nach Geldstücken zu tauchen. Lange Zeit amüsierte ich mich mit diesem Spiel; oft blieben die kühnen Schwimmer so lange in der Tiefe, daß man sie verloren gab, aber regelmäßig tauchten sie auf mit dem erhaschten Geldstück zwischen den Lippen. Nach Nickel oder Kupfer tauchten sie nicht, nur Silber wollten sie, das sie im Fallen erkannten. Mitunter tauchten sie, sich verschlungen-balgend nach den Cents; ihre Kraft und Ausdauer im Schwimmen war erstaunlich.

Die ersten Tage war die See, die täglich ihr Antlitz wechselte, glatt wie das Wasser einer Badewanne, dann suchte uns ein heftiger Sturm auf, der den dreißigjährigen Kasten arg schüttelte. Neptun wurde fleißig geopfert. Am 10. 3. 1916 früh morgens fuhren wir in die Bucht von San Franzisko ein; die Anfahrt soll noch schöner sein, als die von Konstantinopel. Meine Feder ist zu schwach, um die majestätische Pracht zu beschreiben; wie gebannt, genossen wir den Anblick, der unvergeßlich ist. Ein Haufen Journalisten erklimm unser Schiff, von denen mehrere die Allerpelzdamen kannten; sie muß ihnen von meiner „interessanten“ Persönlichkeit berichtet haben. Die Preßbengel umringten mich, um mich zu interviewen, sogar

photographieren lassen sollte ich mich. Andeutungsweise hatte ich dem Fräulein zu verstehen gegeben, daß ich in wichtigen russischen Finanzaufträgen nach Amerika führe, nun sollte das Geheimnis meiner Bestimmung mir entrissen werden. Ich lehnte beharrlich ab: wir seien im Kriege, da spräche man nicht über Politik, davon könne man nur truble haben; gekränkt zog die Bande ab. Nach einigen Stunden durften wir an Land. Ein Auto brachte uns zum Hotel Steward, dessen Besitzer durch Herrn M. in Yokohama von unserer Ankunft unterrichtet war und uns „als Russen“ eine russisch sprechende Bedienung zur Verfügung stellte. Kaum dem Bade entstiegen, rasselte das Telephon: ein Journalist bäte um eine Unterredung. Ich sagte ab, blieb länger als beabsichtigt, in meinem Zimmer, in der Hoffnung, daß der Mann sich entfernen würde. Aber diese Rechnung stimmte nicht mit der Zähigkeit eines amerikanischen Zeilenschinders; er glaubte einen sensationellen Fang gemacht zu haben, und richtig, als ich das Vestibül betrat, saß der Kerl da und bat um „Informationen“. Ich wiederholte die schon auf dem Schiff erteilte Auskunft und entließ den Mann, der sich eifrig Notizen gemacht hatte.

Schnurstraks begab ich mich zur Hamburg-Amerika-Linie; ein Beamter, der mich auch bat, den Besuch nicht zu wiederholen, brachte mich zu Herrn B., dem aus Yokohama ausgewiesenen Direktor der dortigen Deutsch-Asiatischen Bank, der auch von Herrn M. benachrichtigt worden war. Freundlich, aber eingehend wurde ich ausgefragt, ich konnte ja ein Spitzel sein. Abends war Herr B. unser Gast, bei gutem Mahl und einer Flasche Schampus faßten wir schnell Zutrauen zu einander. Wieder erleichterte die Anwesenheit von Frau und Tochter die Situation, einem allein reisenden Herren wäre man überall mit größerem Mißtrauen begegnet.

Sonntag, den 12. 3. 1916 besuchten wir den Gottesdienst in einer kleinen originellen Kirche. Der pro-

testantische Prediger F. hielt eine sehr mutige Predigt, in der er den amerikanischen Neutralitätsbruch durch Waffenlieferungen an die Entente geißelte und Amerika zur Strafe eine schlimme Zukunft weissagte. Nach der Predigt sprach uns seine Frau an, die unseren Plan nach Deutschland fahren zu wollen, für unausführbar erklärte, ihr Mann, der sich zu uns gesellte, bestätigte diese Ansicht; auch er kannte meinen verstorbenen Vater durch seine wissenschaftlichen Arbeiten.

Die Umgebung von San Franzisko wurde besichtigt: Golden Gate, Cliff-House. Die nach dem Erdbeben neu erbaute Stadt war noch nicht fertig, an vielen Plätzen sah man Spuren der Katastrophe. Den nächsten Tag waren wir Gäste Herrn B's. im riesigen „Palace Hotel“. Herr B. übergab mir den „San Franzisko-Chronikle“, in dem ich als „prominenter russischer Finanzmann, dessen Aufträge in die Millionen Dollars gingen“, geschildert wurde. Diese Notiz sollte mir gute Dienste erweisen. Am nächsten Tage stellte mir eine Bank ihre Kasse für meine großen Geschäfte zur Verfügung.

Bald darauf machte uns Herr B. mit dem deutschen Generalkonsul B. bekannt, der mich prüfen wollte. Im Hofbräuhaus waren wir seine Gäste, bayrisches Bier, Wüstchen und Sauerkraut, versetzten uns nach München.

Ich hatte geglaubt, daß ich in New-York durch die deutsche Vertretung ohne jede Schwierigkeit einen Paß bekommen könnte. Herr B. machte mich mit der englischen Spionage bekannt, bezweifelte die Möglichkeit einer glatten Überfahrt, zumal die deutsche amtliche Stelle zur Beschaffung von Pässen in New-York aufgelogen war. Verlorene Aktentaschen sollen die Ursachen gewesen sein! Meine Frage nach den Gründen für die heraufbeschworene Gefahr der Überfahrt, beantwortete B. so: „Sie haben alle drei blonde Haare, blaue Augen, sind also Germanen. Alle Ihre Sachen

wird man durchsuchen, Sie selbst körperlich visitieren, Ihre deutsch-baltische Herkunft wird durch irgend welche Anzeichen festgestellt werden. Engländer wissen, wer und was die Balten sind. Da Sie Aufzeichnungen, auch militärischer Natur mitführen, wird man Sie verhaften, Frau und Tochter vielleicht laufen lassen, Sie aber wohl an Rußland ausliefern, was dort mit Ihnen passieren kann, müssen Sie selbst beurteilen. Ich rate Ihnen nicht ab, verstehe Ihren Entschluß, ich kämpfe hier auch für Deutschland, muß Sie aber pflichtschuldig von der Lage verständigen.“ Jesus Sirachs Wort fiel mir ein: „Denn wer sich in Fahr gibt, der verdirbt drinnen,“ ein anderer Jude erklärt Mut für „Mangel an Voraussicht.“ Aber wir waren keine Juden. Wir dankten den freundlichen, hilfsbereiten, echt deutschen Männern für Ratschläge und Sorge, baten um Empfehlung nach New-York.

Am 16. 3. 1916 fuhren wir von San Franzisko ab, nachdem Kommissionäre der Privatbahnen sich ein Rennen um unsere Fahrkarten geliefert hatten. Wieder wurden wir, diesmal von freundlichen Deutschen, mit Blumen und Konfekt begleitet.

Wir hatten die weniger lohnende, aber kürzere nördliche Route gewählt; die Unruhe, nach Deutschland zu kommen, wuchs, und jede Stunde des fortschreitenden Krieges konnte die Kontrollmaßnahmen verschärfen. Eine mächtige Ferry trug unseren Zug über einen Meeresarm, in rasendem Tempo ging es die Sierra-Nevada hinauf, durch ihre schneebedeckten Wipfel und in sausender Fahrt, oft weit über 100 Kilometer in der Stunde, in die Ebene hinab, über den toten Salzsee, an der Mormonenstadt Utah vorbei, die wir leider nicht besichtigen konnten. Sonst bot die nördliche Route, außer mächtigen Kunstbauten und wunderschönen Ausblicken, nichts Bemerkenswertes. Wir hielten uns meist im balkonartig ausgebauten letzten Wagen auf, von wo aus man das durch die Schnelligkeit kaleidoskopartig



wirkende Vorüberrasen der Landschaft am besten beobachten konnte.

Wir wurden als „Russen“ erkannt, sprachen besorgt von den Fortschritten der deutschen Heere im Osten. Ein langer Amerikaner klopfte meiner Frau beruhigend auf die Schulter: „das kommt alles back (zurück)“, meinte er. Sichtlich erleichtert ob dieses Trostes dankten wir für diese Zuversicht!

Das genossenschaftliche Schlafen in den Pullmanwagen genossen wir wenig. Durch einige Handgriffe werden die Sitzplätze zu je zwei breiten, bequemen, übereinander liegenden Lagern hergerichtet, die durch zusammenziehbare Vorhänge abgetrennt werden. Der Zwang auf seiner Bettstatt hockend sich zu entkleiden, hatte durch die rüttelnde Bewegung des Zuges sonderbare Turnübungen zur Folge: bald fährt ein kahles Bein, ein nackter Arm oder Schlimmeres durch den Spalt des Vorhanges. Morgens huschen halbbekleidete Männlein und Weiblein mit ungemachten Haaren abwechselnd in die Waschräume. Alle Illusionen gehen zum Teufel. „Und begehret nimmer und nimmer zu schauen, was die Götter gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen,“ mahnt Schiller im Taucher. Ein Drittel des Weges legten wir in einem separaten Statesroom zurück, um allein zu sein. Die Negerbedienung war nicht angenehm; recht schlaksig benahmen sich diese Kerle, räkelten sich während der Essensstunden auf den Polstern und waren garnicht dienstbeflissen, fühlten sich durchaus zu Hause. Die reichhaltigen Mahlzeiten, die kaum zu vertilgen waren, wurden sehr genossen. In Chikago gab es kurzen Aufenthalt, nur flüchtig konnten wir in die nach Handel und Erwerb duftende Stadt hineinriechen. „Macht Dollars, macht Dollars“, schien die hastende Menschheit zu schreien.

Am 20. 3. 1916, nach 4 Tagen, fuhren wir in New-York ein, das mächtige Hotel Mc Alpin auf der 33ten

Straße, zwischen Broadway und 5. Avenue, verschluckte uns. 18 bewohnbare Stockwerke, im 16. kamen wir unter.

Sofort ging es zur Hamburg-Amerika-Linie. Der geldgierige Chauffeur fuhr zum Anlegeplatz der deutschen Schiffe, zum Büro auf dem Broadway kamen wir an diesem Tage nicht mehr. Aber wir sollten das stolze „Vaterland“ sehen, streichelten seinen mächtigen Leib und ersehnten seine Befreiung aus tatenloser Gefangenschaft.

New-York machte auf uns einen erdrückenden Eindruck, die Wolkenkratzer nehmen jede Fernsicht, wie in einem Käfig fühlt man sich, dazu der unwahrscheinliche Verkehr mit ohrenbetäubendem Lärm. Frau und Tochter wagten oft nicht die Straße zu überschreiten; riesige, freundliche Schutzmänner geleiteten sie sicher hinüber. Wir kamen nicht zum rechten Genießen, nur weiter wollten wir. Im Büro der Hamburg-Amerika-Linie erfuhren wir die Adresse des Herrn A., der uns nach genauem Ausfragen in liebenswürdigster Weise mit Rat und Tat zur Seite stand. Er glaubte nicht an das Gelingen unserer Überfahrt, bestätigte die Urteile Uhrlaubs und des Herrn B. in San Franzisko. Herr A. konnte uns einen Paß nicht verschaffen, auch unseren nur „für Japan“ ausgestellten Paß nicht erneuern lassen. Auf seine Bitte durfte ich Herrn A. nicht an demselben Orte treffen, überall säßen Spione, durch häufige Berührung mit ihm könne ich verdächtig werden. Als ich mit Paß und Fahrkarte versehen, mich nach 8 Tagen von Herrn A. verabschiedete, fragte er mich zögernd, ob ich riskieren wollte, seiner Frau nach Deutschland einen goldenen Reif mitzubringen, der die verräterischen deutschen Worte „meiner Frau“ eingraviert trug; solche Sorgen machte ihm unsere bevorstehende Durchsuchung. Wir hatten noch ganz andere Dinge mit und bei uns, gern nahmen wir das Angebinde dazu.

Durch Herren A. erhielt ich Empfehlung an einen amerikanisierten Russen L., der mir, unter der Vorpiegelung großer Geschäfte durch Herrn A. für Deutschland zu erhalten, helfen sollte. So kam ich zu einer sonderbaren Begegnung. Der Mann kannte meinen Namen, als Schüler der deutschen St.-Petri-Schule in Petersburg hatte er dort einen Vortrag meines Vaters gehört. Er verwarf den Gedanken an einen falschen Paß, riet durch eine von ihm benannte Person meinen Paß zu erneuern, vom russischen und englischen Generalkonsul attestieren zu lassen. Herrn L. verhiess ich große Geschäfte durch Riga und Odessa zu vermitteln; mit drei dankenden, schmatzenden Küssen wurde ich entlassen.

In Herrn G., an den Herr L. mich gewiesen, lernte ich einen Balten kennen, dem mein Name von seiner Dorpater Studentenzeit her gut bekannt war, auch er erinnerte sich meines Vaters. In echt baltischem Deutsch konnten wir uns schnell verständigen. Er wollte alles in Ordnung bringen, mein persönliches Erscheinen im russischen Konsulat, das für mich verhängnisvoll werden mußte, vermeiden. Schon den nächsten Tag brachte er uns ins Hotel den mit allen Schikanen versehenen Paß; dieses langersehnte Ereignis wurde bis in den frühen Morgen begossen. Dank Herrn G. kamen wir zu dem seltenen Genuß Caruso und die Farrar im Metropolitan-House „Carmen“ singen zu hören.

Fahrkarten hatten wir uns für das dänische Schiff „United States“ besorgt. Bis zur Abfahrt des 16 000 Tonnen Dampfers wurde New-York besichtigt. Überall stießen wir auf Propaganda in Licht und Wort gegen Deutschland, Straßenredner erkletterten Kandelaber, um die Menge über die „Verbrechen“ des deutschen Volkes aufzuklären. Die Gegenwirkung einiger deutscher Zeitungen war elend, sie mußte mehr schaden als nützen — einfältig und billig war die schlechte Ware. Von irgend einer Wirkung der deutschen Botschaft war nichts zu merken. Ich war so naiv anzunehmen, daß

der deutsche Botschafter Graf Bernstorff ein Interesse daran haben würde, mich anzuhören, ich wollte ihm über Rußland usw. berichten, erklärte mich bereit nach Washington zu fahren; Herr A. aber meinte, daß der Botschafter mich garnicht empfangen würde. Amerikaner sprachen in der wegwerfendsten Weise von der deutschen Botschaft.

Wilhelm II. hatte sich überall in der Welt würdige Vertreter erkoren; über den Botschafter in Petersburg wußte ich Bescheid, vom Botschafter in Tokio hatte ich reizvolle Urteile gehört. Sollte es um die deutsche Diplomatie noch schlimmer bestellt sein, als wir Balten voraussetzten bezw. wußten? Ein lähmender Alpdruck legte sich auf einen. Daß der riesenhafte Kampf mit der Waffe allein sieghaft nicht auszutragen war, daß er zu einem diplomatischen Kriege geworden war, konnte ein Esel begreifen, nur der deutsche Politiker (Staatsmänner duldeten Wilhelm II. nicht) sah das nicht ein oder sollte er es nicht fassen dürfen?

Eine „Judenfrage“ kannten wir in der Heimat nicht, dort spielten die Juden gar keine Rolle; die in Kurland aus der polnischen Zeit üblichen Hausjuden waren nur Kommissionäre. Der Jude war uns rassenmäßig, instinktiv unangenehm, aber wenn er dreist werden wollte, setzte man ihn an die Luft — und der Fall war erledigt. Wohl wußten wir, daß Juden in den Revolutionen führende Rollen gespielt hatten, aber an ein internationales, planmäßiges Vorgehen der Judenschaft als solches, glaubten wir noch nicht. In New-York aber mußte man stutzig werden — ein großes Ghetto! Nur schienen die Anderen „drin“ zu sitzen. Überall trat man auf dieses Gesindel, sah sein freches beherrschendes Benehmen. Mit einer Selbstverständlichkeit, als wären sie in Palästina, bewegte sich dieses Ungeziefer. Einmal prallten wir aus einem Lokal zurück, das nur von Juden besetzt war. Aber zu weiteren Gedanken darüber fehlte die Muße. Wir wollten

nach Hause, nach Deutschland, in seine mächtigen Arme, die die ganze Welt besiegten.

Einen letzten Gesamteindruck von New-York hatten wir aus der 32. Etage des am Batterie-Place belegenen White-Haal-Klubs; der Fahrstuhl schoß uns upstairs — hinauf. In Gedanken spukte ich dem deutschfeindlichen Amerika auf den Kopf, dann schleuderte der Fahrstuhl uns hinunter. Diese Eile der Fahrstühle dünkte uns eitel Prahlerei, etwas langsamer ging es auch.

Nach einem flüchtigen Abschied von Herrn A., der mir den verräterischen Goldreif anvertraute, und mich beschwor, alle deutschen Bücher dem Ozean anzuvertrauen, ging es an den Kai.

An Bord der „United States“ erwartete uns der liebenswürdige Herr G. mit Blumen und Schokolade.

Am 30. 3. 1916 glitten wir an der Freiheitsstatue vorbei in den Atlantischen Ozean hinaus, die Schiffsmusik spielte lustige Weisen, die zu unserer Stimmung paßten; die vorletzte Etappe lag hinter uns, jetzt galt es noch die Engländer hinters Licht zu führen.

Allem zuvor sahen wir uns die Fahrtgenossen an. Ein, jedes Schiff begleitender englischer Spion wurde uns gezeigt, er sollte uns oft Aufmerksamkeit schenken.

Wir hatten beschlossen, an der gemeinsamen Tafel nicht teilzunehmen, um nicht durch Fragen und Antworten Ungelegenheiten zu begegnen. Mit uns fuhren: Engländer, Amerikaner, Franzosen, Russen, Dänen, Schweden, Norweger, alle respektierten unsere Zurückgezogenheit, nur zwei reichsdeutsche Damen suchten durch Ausfragen unserer kleinen Tochter unser Geheimnis zu lüften. Auf dem dänischen Schiff befand sich eine russische „Dame“, die ihren jüdischen Freund in New-York hatte besuchen wollen, der aber weitere Bekanntschaft verweigert hatte und das arme Geschöpf über Long-Island abschieben ließ. Mit ihr machte ich ostentativ in russischem Patriotismus, sie fragte mich,



ob ich der russischen Kommission des General Kowalewski angehöre; ich verneinte. „Ach so, dann einer anderen“, meinte sie. Ein russisches Tier sollte ich sein; das Frauenzimmer hatte die Zeitungsnotiz gelesen, in der man mich einen russischen Finanzmann genannt hatte.

Poseidon meinte es gut mit uns, die See war spiegelglatt. Atlantischer Ozean und Nordsee verlangten keine Opfer.

Als wir uns England näherten, wurden „Deutsche Heldensagen“ und ein anderes Buch den Fluten übergeben, mehr wollte ich nicht opfern, vertraute unserem guten Stern. Für alle Fälle versuchte ich den freundlichen Kapitän auszuholen; er sagte mir auf den Kopf zu, daß wir Balten seien; leugnen half nicht, er war oft in Riga und Libau gewesen, kannte unsere Aussprache. „Aber ich bin nicht deutschfeindlich“, beruhigte er mich und wollte für Frau und Tochter sorgen, falls mir etwas zustößen sollte. Auch der Erste Offizier war ein aufrechter Mann, fluchte über die Frechheit der Engländer, die neutrale Schiffe zu landen zwangen und sie durchsuchten. Wenn doch die deutsche Regierung die Stimmung solcher Neutralen beachten und anfeuern würde, dachte ich.

Am 7. 4. 1916 tauchte ein englischer Hilfskreuzer auf, der sich mit der Breitseite vor uns legte. Kanonenrohre winkten freundlich herüber. Ein Offizier mit zwei Matrosen kam zu uns an Bord, die das ganze Schiff durchstöberten und alle Passagiere beobachteten. Gerüchtweise sollte ein aus der Gefangenschaft entfloherer deutscher Offizier auf unserem Schiff sein; die deutschen Damen hatten mich im Verdacht.

Wir mußten nach Kirkwall auf den Orkney-Inseln, wo wir um sieben Uhr abends eintrafen. Torpedoboote entfernten mächtige mit Minen beschwerte Netze, die den Hafen sperrten und sich hinter uns wieder schlossen. Wir saßen fest. Vierundsechzig Stunden sollten die verfluchten Engländer uns festhalten.

Die Namen aller Passagiere wurden nach London telegraphiert; ich wähnte meine Stunde gekommen, aber die Russen hatten nicht daran gedacht, daß ich um die ganze Welt reisen würde; für ein russisches Gemüt war das zu viel Energie. Zweimal kam ein Polizeiboot an unser Schiff, dessen Besatzung einen Passagier aufrief, um ihn mitzunehmen; sie kamen nicht wieder, angenehme Aussichten!

Am 10. 4. 1916 wurden alle Passagiere in den Salon der „United States“ gerufen, Pässe und Legitimationspapiere sollten geprüft werden. Wir sprachen nur russisch, reagierten nicht auf deutsche Fragen, die Prüfung ging gnädig vorüber. Dann folgte Untersuchung des großen Gepäcks; meine Frau ängstigte in humorvoller Weise die englischen Matrosen mit einem japanischen Dolchmesser, das sie in einem Koffer entdeckt hatten; drei Gepäckstücke ließen wir durchsuchen, dann gingen wir fort, zwei Koffer blieben uneröffnet, und wurden vergessen; Glück muß der Mensch haben!

Wir hofften genügend geprüft zu sein, aber die Schiffsglocke versammelte die Häftlinge zum dritten Mal: Untersuchung des Handgepäcks, körperliche Visitation! Das war das Ende! Wohl hatte meine Frau einige Papiere, auch einen Scheck auf Berlin, der Herrn A. in New-York besonderen Respekt eingeblöbt hatte, in der library (Bibliothek) versteckt, aber die schlimmsten Papiere trug ich bei mir, andere hatte ich in einer Handtasche unter meinem Bett verstaut.

Wir begaben uns in unsere Kabine und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Bald darauf wurde angeklopft, zwei höfliche Beamte betraten unser Abteil. Ich erklärte auf russisch in sehr heftigem Ton: „Wir sind russische Staatsbürger, Russen und Engländer sind Verbündete, ich bin in sehr wichtigen Geschäften der Entente in Amerika gewesen, dulde nicht, daß auch nur ein Stück meiner Sachen angerührt wird, widrigenfalls ich mich in Petersburg beschweren werde.“ Meine Frau übersetzte meine Worte in

unbeholfenes, vielleicht darum sehr heftig klingendes Englisch. Der gewünschte Erfolg trat überraschend prompt ein. Die Beamten griffen militärisch an die Mütze, verbeugten sich, der eine strich unserer Tochter über das Haar — und verschwanden. Die anderen Passagiere wurden bis auf die letzten Faser von Männern und Frauen untersucht. Es war doch gut für ein Tier gehalten zu werden!

Torpedoboote entfernten die sperrenden Netze, wir glitten hinaus.

War das ein Augenblick!

Der Befürchtung des ersten Offiziers wegen einer abermaligen Untersuchung in der Nordsee, schenken wir keinen Glauben. Tatsächlich sollten wir doch auf englischem Befehl von einem norwegischen Torpedoboote angehalten werden, das nach dem entsprungenen deutschen Fliegeroffizier vergeblich suchte. Ein Extravergnügen leistete ich mir, indem ich undeutsche Passagiere mit deutschen U-Booten ängstigte; schwimmende Holzstücke sollten Periskope sein.

Endlich konnten wir an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen.

Wir waren in Hochstimmung. Mit Dr. H. kamen wir an der Tafel ins Gespräch über Rußland, dessen Verhalten er lobte. Da löste sich meine künstlich zurückgestaute Wut und in unvorsichtigster Weise wettete ich auf deutsch los, mein „Russentum“ preisgebend. „Wenn nur jetzt nicht drahtlos Ihretwegen nach England deseschiert wird, Sie können noch gegriffen werden,“ warnte Dr. H. Die Tischgäste, die garnicht oder schlecht deutsch verstanden, meinten zum Glück, daß Dr. H. und ich uns gezankt hätten.

Über Christiansand ging es nach Christiania. Man hatte mich gewarnt, an Land zu gehen, wo ich gegriffen werden könnte; das erschien mir ausgeschlossen. Mit meiner Tochter besah ich die Stadt, wir verirrtten und verspäteten uns; meine Frau und einige Passagiere erwarteten uns ungeduldig. In Christiania

verließ uns der englische Spion, mit höhnischen Bemerkungen wurde er entlassen, der Amerikaner Dr. H. zeigte ihm die Zunge.

In der folgenden Nacht hielt uns ein deutsches Torpedoboot an, kurze, klare Kommandos. Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich unser. Deutschlands starker Arm reichte schon zu uns, nun waren wir geborgen.

Am 14. 4. 1916 landeten wir in Kopenhagen. Alle Hotels überfüllt, endlich kamen wir im National-Hotel unter. Gleich wurde bei einem von Dorpat her bekannten Dänen, Herrn B., angeklingelt, der auf keinen Fall glauben wollte, daß wir es seien; erst vor einer halben Stunde habe er eine Karte aus Honolulu von uns erhalten, auch „Durchbrechung der englischen Blockade“ hielt er für ausgeschlossen. Wieder ein Beweis für den Respekt, den England der ganzen Welt einzuflößen verstanden hatte!

Ich bat Herrn B. sich von unserem Fleisch und Blut zu überzeugen; eilends kam er an, um die Wundertiere zu betrachten, die England ein Schnippchen geschlagen hatten. Wir verbrachten einen angeregten Abend bei Vivel.

Tags darauf machte ich eine Eingabe beim deutschen Gesandten, der, ebenso wie die übrigen Herren der Gesandtschaft, mir in liebenswürdigster Weise entgegenkamen und überraschend schnell Einreise nach Deutschland beschaffte.

Kopenhagen wurde besichtigt: die lange Linie, der Gefion-Brunnen, Amalienborg, die Frauenkirche mit Thorwaldsens Christus, das Thorwaldsen-Museum, das Rathaus, dessen schönes Glockenspiel wir heute noch in den Ohren haben, die Glyptothek und Skrogs Fischrestaurant am Gamlestrand, wo eine Unmenge von Austern und frischen Hummern vertilgt wurde.

Ein Frühstück beim deutschen Gesandten gab erwünschte Gelegenheit, über den Osten und die Kriegs-

lage zu sprechen. Ein Nachmittag wurde bei Herrn B. auf seinem Landgut verbracht. Auch besuchten wir einen der wenigen noch lebenden Veteranen von 1864, den Schwiegervater eines Landsmannes, den prächtigen Herrn von St. A., der an dem ersten, für die Dänen siegreichen kleinen Reitergefecht als Führer einer Patrouille teilgenommen hatte und noch immer mit seinem noch lebenden Gegner, einem österreichischen Offizier, am Tage ihres Rencontres Glückwünsche austauscht.

Am 26. 4. 1916 ging es nach Deutschland; in Warnemünde landeten wir mit der Ferry.

Die Empfindungen, die auf uns einstürmten, lassen sich nicht in Worte fassen! Auf deutschem Boden! Einem wachthaltenden Landsturmmann drückte meine Frau unter Tränen die Hand. Über Rostock ging es nach Berlin. Im Hotel Continental warteten Briefe. Das Kriegsministerium wollte mich wegen der deutschen Gefangenen in Rußland sprechen; also doch Interesse für diese Unglücklichen, wie sollte es auch anders in Deutschland sein. Enttäuschungen warteten nicht lange.

Ein Brief meiner Schwester meldete den Tod meines ältesten Sohnes, der als Offiziersstellvertreter am 16. 1. 1916 bei der Loretto-Höhe gefallen war; auch er hatte sich das Eiserne Kreuz verdient.

So wurde unsere Freude über unsere glückliche Ankunft gedämpft.

Die Arbeit, die auf mich einstürmen sollte, lenkte wohlthätig ab.

Dankbar gedachte ich meines Vaters; wie an seiner Hand waren wir um die ganze Welt geleitet worden, überall hatte uns die ihm gezollte Verehrung geholfen. Und wie oft hatte uns die Erinnerung an seinen köstlichen Humor aufgerichtet. In Sibirien wie in Berlin gingen seine humorvollen Aussprüche um.



## 5. Kapitel.

### 1916 - 1917.

Sofort wurden zwei Denkschriften über das furchtbare Schicksal der deutschen Gefangenen, vornehmlich der Verwundeten in Rußland, sowie über die Lage im Osten verfaßt und allen maßgebenden Personen durch Vermittelung Professor Schiemanns zugesandt.

Allem zuvor sollte für die Gefangenen gesorgt werden.

Im Kriegsministerium fand ich bis zum Oberst volle Bereitschaft zu helfen und durchzugreifen vor, vom Oberst aufwärts war die Stimmung gelassener, ich möchte sagen politisch. Das konnte ich nicht fassen. In langen Unterredungen und Briefen wurde der Russe, die in Rußland gegen das Deutschtum herrschende Psychose geschildert; ab ovo mußte man beginnen. Ich erklärte: der Russe tritt immer den, der ihn grundlos schont, er hält Schonung für Schwäche oder Schuldbewußtsein.

Ich verlangte Repressivmaßnahmen, schilderte mit Nennung von Ort und Namen empörende Rohheiten an deutschen Verwundeten, berichtete von einer Denkschrift eines russischen Obersten an den Zaren, in dem ersterer gegen die Grausamkeiten an deutschen Verwundeten Protest erhoben hatte. Vor allem verlangte ich Aufklärung in der Presse, hatte Artikel verfaßt, die von den Schriftleitungen abgelehnt wurden. War ich im Tollhause? Hatte Deutschland nichts übrig für seine Gefangenen, die doch in den ersten Jahren des Krieges die Tapfersten waren, weil sie sich am weitesten vorwagten?

Ich mußte die erschütternde Feststellung machen, daß die Presse Befehl hatte, über die Lage der Gefangenen in Rußland „nur vorsichtig“ zu berichten!

Ich platzte vor Wut. Sehr deutliche Schreiben gingen an eine Reihe hochgestellter Personen; die Dummheit und Feigheit des Verhaltens wurde rücksichtslos gekennzeichnet; ich brauchte mich nicht zu scheuen, ich hatte keine „Vorgesetzten“, die Bonzen sollten mir den Buckel auf- und abrutschen. Nach langen Mühen gelangte ein verstümmelter Artikel in die „Tägliche Rundschau“.

Allmählich war etwas Schwung in die Behandlung der Gefangenenfürsorge in Rußland gekommen, drohte er nachzulassen, so riefen Hauptleute bei mir an, baten mich wiederholt, ihren Vorgesetzten die Meinung zu sagen; das tat ich mehr als gern. Wir hatten uns zu Hause um die deutschen Gefangenen zersorgt, jetzt an der deutschen Kraftquelle sitzend, mußte alles nur Mögliche für die Unglücklichen herausgeholt werden!

Ein Austausch deutscher und österreichischer und russischer Schwestern sollte an der Grenze Schweden-Finnlands stattfinden. Jede Schwester sollte ein ihr zugewiesenes Gebiet bereisen und versorgen können, Freiheit der Bewegung war vereinbart. Die deutschen Schwestern informierte ich in meiner Pension; das genügte aber nicht, ich verlangte Beteiligung an der offiziellen Sitzung im Kriegsministerium, der Dänen als „neutrale“ Vertreter beiwohnen sollten.

Große Aufmachung im Saal des Kriegsministeriums!

General F. berichtete über die Aufgaben der Schwestern und erteilte mir das Wort. Nun konnte ich vom Leder ziehen, schilderte Rußlands „Sorge“ für seine Gefangenen mit genauen Belegen, verlangte schärfstes Eingreifen und erklärte, daß der Russe, so wie er jetzt sei, nicht auf eine Stufe mit dem Deutschen gestellt werden dürfe. Das verletzte die neutrale Seele der Dänen, sie begeherten auf, wollten die Sitzung verlassen,

weil sie eine Beleidigung Rußlands nicht vertragen könnten. Große Aufregung!

General F. suchte einzulenken, meinen Worten mißverständliche Deutung zu geben. Das paßte mir garnicht, ich blieb bei meinen Ausführungen, fragte die Dänen: wie denn ihre „neutrale“ Seele die menschenunwürdige, doch erwiesene Behandlung der deutschen Gefangenen dulden könnte? Nichtssagende Erwiderung war das Echo. Ich holte noch einmal aus, betonte, daß Deutschlands Ehre auf dem Spiel stände. Die Hauptleute schmunzelten. Wie immer solche Sitzungen, so verlief auch diese recht resultatlos.

General F. versuchte beim Abschied meine Erregung sanft zu kritisieren, was ich energisch ablehnte, man habe mir hier nichts vorzuschreiben, ich sei unabhängig und würde meine Pflicht tun. Das Wort: „Allzu scharf macht schartig,“ fiel noch, ich erwiderte, daß nur scharfe Messer schneiden und hier müßte tief geschnitten werden. Den deutschen Schwestern riet ich noch frechen russischen Beamten an die Ohren zu geben, — was Fräulein v. P. später auch prompt ausführen sollte; in Turkestan ist diese treue Seele umgekommen. Ich hatte gewarnt vor zu großer Vertrauensseligkeit in die Ausführung der Abmachungen durch Rußland. Nach einigen Tagen wurde ich ins Kriegsministerium gebeten: Wichtige Nachrichten von unseren Schwestern; an der finnisch-russischen Grenze waren sie von Soldaten empfangen worden, und unter Bewachung ins Hotel gebracht, Antritt ihrer Inspektionsreise wurde ihnen verweigert, nur die österreichischen Schwestern durften reisen, die deutschen wurden gefangen gehalten. Ich geriet in eine furchtbare Empörung, die noch durch folgende Beobachtung gesteigert wurde: Auf dem Rückwege vom Kriegsministerium sah ich Exzellenz v. M., der unter Bücklingen eine russische Matuschka (dicke Person) in Schwesterntracht aus dem Hotel Adlon in ein Auto schob. Ich konnte ihn nach seiner sonderbaren Beschäftigung fragen, er antwortete glücklich

und gehoben: das sei die Fürstin S., die er in Deutschland bei Besichtigung der russischen Lazarette zu eskortieren habe, zunächst habe er die Aufgabe, die „Fürstin“ zu amüsieren. So, deutsche Schwestern werden in Rußland gefangen gesetzt, und die russischen werden hofiert! Da mußte sofort eingegriffen werden, diese Schande durfte nicht andauern! Deutliche Schreiben wurden abgeschickt, schriftlich und mündlich verlangte ich sofortige Sistierung der Reise der russischen Schwestern und ihre Internierung nach russischem Muster.

Nach wenigen Tagen traf ich wieder Exzellenz v. M., dieses Mal schob er seine Matuschka aus dem Auto ins Hotel Adlon. Aha, es hat gewirkt, dachte ich.

Mit ironischem Lächeln fragte ich Exzellenz v. M., warum er denn schon wieder zurück sei? „Denken Sie sich,“ erwiderte er empört, „ich war mit meiner Fürstin schon in Thüringen, da erhielt ich Befehl, die Inspektion der Lager zu unterbrechen und nach Berlin zurückzukehren. Was sollen die Russen von uns denken? Wer mag diesen Unfug angerichtet haben?“ „Das kann ich Ihnen sagen, ein Schuldiger steht vor Ihnen, und was die Russen denken, ist ganz gleichgültig, ich hoffe, daß sie sich recht viel denken werden. Unsere Schwestern werden in Rußland gefangen gehalten, Ihre Matuschka kann ich leider nicht einsperren lassen, dazu ist man in Deutschland zu ängstlich, aber Sie werden mit ihr solange hier bleiben, bis unsere Schwestern ihre Aufträge frei ausführen können.“ Eine höfische, das „rüde Vorgehen“ verurteilende Bemerkung war die Antwort. Ich horchte auf, hatte man in Hofkreisen kein Verständnis für deutsche Würde und Ehre?

General F. schrieb mir besänftigend, schon vor meinem Eingreifen sei die Rückbeorderung der russischen Schwestern beschlossen worden. (?)

Ich ließ mir nichts vormachen, nahm mir vor, scharf aufzumerken und rücksichtslos zu handeln.

Inzwischen gelangten erschütternde Nachrichten über unsere Gefangenen in Rußland nach Deutschland; auch Berichte meines gefangenen Sohnes erhielt ich; mit gebrochener Stirn und Nase und Beinschuß hatte man ihn im tiefen Schnee wie Vieh getrieben. Mich wunderte das alles nicht, kannte ich doch das furchtbare Elend.

Es mußte unverzüglich durchgegriffen werden, nur Vergeltung konnte die Russen zur Vernunft bringen. Ein Straflager sollte hergerichtet werden, das angesehenen russischen Offiziere aufnehmen mußte. Erst Entsetzen: wir seien doch nicht so, hieß es; mußten aber so werden, verlangte ich.

Begriff denn der Reichsdeutsche nicht den Krieg? waren ihm seine Gefangenen eine lästige Bürde, über die man nur Gutes oder garnichts hören wollte, um nicht eingreifen zu müssen? In schlaflosen Nächten wälzte ich diese Gedanken hin und her. Deutschland, das von uns verehrte, fast angebetete Vaterland, sollte schwach und willenlos, ja pflichtuntreu sein? Ich schalt mich ob solcher Annahme; Mißverständnisse mußten die Ursache sein, Ausnahmen erschienen mir als Regel, suchte ich mich zu beruhigen.

Das Straflager wurde nach endlosen Bemühungen Wirklichkeit. In der Nähe von Osnabrück wurde es im Sumpf hergerichtet, möglichst in Anlehnung an die bekannten russischen Verhältnisse. Gardeoffiziere mit illustren Namen mußten es beziehen. Ich ließ ihnen sagen: sie könnten noch ganz andere Dinge erleben, wenn sie selbst nicht für Abstellung der russischen Rohheiten sorgen würden; sie sollten nach Hause schreiben, um Linderung des Loses unserer Gefangenen bitten, um selbst wieder in gute Behandlung zu kommen.

Das taten die Herren. Erst begehrte Rußland auf; unsere Offiziere wurden dort in Mannschaftslagern gesteckt usw. Durch die Gräfin S., die meinem Sohn Geld nach Sibirien gebracht hatte, die als Österreicherin nach glatter Erledigung ihrer Aufträge bald zurück-



kehrte, ließ mein Sohn mich bitten, die Vergeltungsmaßnahmen einzustellen, unter denen auch er drüben leiden mußte. War der Junge verrückt geworden? Auf ihn durfte nicht Rücksicht genommen werden und die Russen kannte ich doch!

Das Osnabrücker Lager schlug glänzend ein, drüben kam man zur Vernunft, die Behandlung besserte sich, die in einigen Gegenden durchaus zufriedenstellend wurde. Rohheiten kamen immer wieder in Rußland vor, aber man hatte in Deutschland gelernt, Rußland gegenüber durchzugreifen. Aber für die aus Ostpreußen verschleppten 12 000 Zivilisten waren Vergeltungsmaßnahmen nicht durchzusetzen; es gab doch genug Russen in Polen, Litauen und Galizien, an denen man hätte Vergeltung üben können?

Der Bau der Murmanbahn begann. Deutsche Gefangene wurden zu Tausenden hinbefohlen, geldgierige Unternehmer ließen sie hungern, Skorbut und andere Krankheiten grassierten unter ihnen, in Massen starben, verreckten die Unglücklichen. Einigen gelang die Flucht über Lappland nach Schweden, in einem tierähnlichen Zustande kamen sie dort an, wenige gelangten heil in die Heimat, ihr Anblick war furchtbar, ihre Erzählungen von den ausgestandenen Martern raubten die Nachtruhe. Immer sah man die furchtbaren Bilder vor sich. Ein Artikel „Dantes Hölle“ konnte erst nach langem Betteln und Fordern in die Presse kommen. Da mußte eingegriffen werden. Wieder begann dasselbe Spiel, oft hatte ich das Gefühl, Felsblöcke bergan zu wälzen, die immer wieder zurückrollten. Ich kann sehr grob sein, glaube aber damals den Vogel der mir gegebenen Grobheit abgeschossen zu haben. Etwas konnte man nützen, aber nie genug, immer noch geschah zu wenig. An wen habe ich mich in der Zeit nicht gewandt? Am meisten deprimierte mich die Erfahrung, daß ich als Zivilist ohne Amt und Würden, ohne Stellung und Beziehungen, Welch letztere ich mir doch erst mühsam verschaffen

mußte, mehr ausrichten konnte und wollte, als das Militär und daß man mich dort in Anspruch nahm, wo Berufene pflichtschuldig handeln mußten!

Damals bekam meine Hochachtung vor Deutschland den ersten, nie verwundenen Stoß. Aber ich tröstete mich mit dem kämpfenden Heer, dort war der Geist, den wir Balten verehrten, zu Hause, er würde alles gut machen.

Die Behinderung energischer Sorge für die Gefangenen glaubte ich höfischen Einflüssen zuschreiben zu müssen, man wollte wohl die Fürsten gegenseitig nicht belasten. Eine sehr hochgestellte Persönlichkeit ließ mich in Beantwortung eines geharnischten Schreibens wissen, daß man von der Bekanntgebung des Loses unserer Gefangenen Einschüchterung und Erschütterung der Widerstandskraft des deutschen Volkes besorge.

Diesen perversen Gedankengängen gegenüber betonte ich, daß, umgekehrt, das volle Wissen um die gemeine Handlungsweise unserer Feinde nur Wut und Haß erzeugen würde, die wir brauchten, um zu siegen, mit Glacéhandschuhen könne man doch keinen Krieg führen, zumal nicht diesen Krieg, der Deutschland vernichten sollte, also müßte Deutschland seine Gegner zu vernichten suchen, auch mit allen moralischen Mitteln Kraftanstrengungen des deutschen Volkes zu steigern suchen. Ich wies darauf hin, daß Rußland, Japan, Amerika von „deutschen Greueln“ wiederhallten, daß die Gegenoffensive ergriffen werden müsse und die sei doch so einfach, weil auf deutscher Seite die Wahrheit sei, die Feinde nur mit Lug und Trug arbeiteten. Es verschlug nicht viel, man stand einer Wand gegenüber, in die man hier und da ein Loch schlagen, sie selbst aber nicht stürzen konnte.

Wut und Verzweiflung packten mich, wenn ich russische Gefangene transportieren sah: Offiziere beim Wein in der 1. und 2. Klasse, Mannschaften behaglich schmatzend und rauchend, in der 3. Klasse — und dort drüben beförderte man unsere Helden in Viehwagen,

die mitunter plombiert waren, auf Nebengeleise geschoben, vergessen wurden, so daß die verwundeten Insassen verdursteten, verhungerten und verfaulten! Und wie würdig benahmen sich unsere Verwundeten? Pastor Walter in Moskau erzählte mir, daß er nie ein Wort der Klage, des Bettelns gehört habe, voller Stolz trugen sie als aufrechte Deutsche ihr furchtbares Los. Einem Deutschen waren beide Arme und beide Beine amputiert worden, ohne Narkose mußte der Unglückliche die Qualen dulden, auch er jammerte nicht, sagte, die um ihn Besorgten beruhigend: „Ich habe meinem Vaterlande alles gegeben, ich bedauere es nicht, täte es noch einmal. Wir siegen und ich bin dabei gewesen.“ Und für solche Helden sollte man nicht sorgen? Was waren denn unsere Mühen im Vergleich mit ihren Leistungen und Martern?

Die Wilhelminische Regierung hat den Gefangenen gegenüber eine furchtbare Schuld auf sich geladen. Feigheit — dieses Wort wollte noch nicht über meine Lippen, immer wieder suchte ich mich selbst Lügen zu strafen. Sollte ich zu scharf sein, manche Zusammenhänge vielleicht nicht erkennen oder falsch verstehen? Unsinn, da gab es gar keine „Zusammenhänge“. Wollten wir siegen oder nicht? So lautete die Frage aller Fragen; wenn nein, so sollte man sich doch geschlagen bekennen und um Gnade flehen, wenn ja, so mußte eben auf allen Gebieten, mit allen nur erdenklichen Mitteln gekämpft werden.

Um diese Erkenntnis in die Köpfe der maßgebenden Männern, auch inbezug auf die Verwundetenpflege, zu hämmern, rang ich mit meinen viel zu schwachen Kräften. Stärkere als ich, ließen die Arme ermatet sinken. „Der Kaiser hat befohlen,“ flüsterte man. In des drei Teufels Namen, Blödsinn lasse ich mir nicht befehlen! Zum ersten Male kam mir das Wort „Lehnsknechte“ in den Sinn. Aber ich verwarf es wieder in Gedanken an Hindenburg und Ludendorff, da war Kraft und stahl-

hartes Wollen. Diese Männer durfte ich mit der mir als Vermächtnis der Heimat ans Herz gewachsenen Verwundeten- und Gefangenenpflege nicht belästigen; sie hatten Höheres zu leisten. Aber in ihre Nähe brachte ich mein Mahnen und Bitten, ob sie zu ihnen gedrungen sind, weiß ich nicht. Ich fürchte: nicht.

Die gemeinen, oft tierischen Handlungsweisen der Russen, Franzosen, Belgier, Engländer an unseren Verwundeten, gehören auch zum Kapitel „Schuldfrage“. Auch ihre Beantwortung wird reifen, dann wollen wir ihnen die erschütternde Wahrheit um die Ohren schlagen.

---

Neben dieser Tätigkeit nahm die politische Arbeit mich gefangen. Meine Ankunft war durch Verwandte und Freunde rasch bekannt geworden, von allen Seiten wurde ich zur Berichterstattung über den Osten aufgefordert. An welchen Stellen, bei welchen Personen bin ich nicht gewesen!

Uns lag an sofortiger Offensive gegen Rußland, nur durch Niederwerfung dieser Macht konnte Deutschland auf einer Front Luft bekommen, um sich mit allen Kräften nach Westen zu wenden; denn daß im Westen der ernstere Feind stand, dessen Besiegung erst die Entscheidung bringen sollte, konnte auch ein Laie begreifen. Und daß Rußland nicht schwer völlig zu besiegen war, wußte ich aus eigener Anschauung.

In diesem Sinne verfaßte ich verschiedene Denkschriften, die wieder durch Professor Schiemann befördert wurden.

Selbstverständlich lag meinen Vorschlägen die Hoffnung auf Anektierung meiner Heimat zugrunde. Kurland war besetzt, das genügte nicht, und daß Rußland wegen der Ostseeprovinzen den Krieg nicht fortsetzen würde, wußte ich; noch in Sibirien hatte sich ein hoher

russischer Offizier, mit dem ich tagelang reiste, in diesem Sinne ausgesprochen.

Einer sehr hohen Exzellenz schrieb ich u. a.: „Wenn der Krieg so weiter geführt wird, kann Deutschland sich zu Tode siegen. Wenn nicht bald klare Kriegsziele gefaßt und das Volk durch ihre Veröffentlichung aufgeklärt wird, können in Deutschland Unruhen ausbrechen. Infolge des Rückzuges im U-Bootkriege hat sich Deutschland im Westen Beschränkung auferlegt. Der Kampf um Verdun ist ein Unsinn, man greift den Feind nicht an seiner stärksten Stelle an. Man sagt: „Verdun wirkt wie eine Saugpumpe, absorbiert Frankreichs Kräfte.“ Die Saugpumpe wirkt auf deutscher Seite auch. Nicht via Frankreich, nur via Rußland, das leichter zu besiegen ist, kann der Friede näher gerückt werden. Wenn Frankreich nicht mehr kämpfen kann, so wird Rußland bis zur Besiegung seiner neuen Armeen weiter kämpfen; umgekehrt, sobald Rußland erledigt ist, ist der Friede mit Frankreich erreichbar, weil Frankreich ohne Rußland nicht mehr lange kämpfen kann. Ich muß immer wiederholen: Besetzung der geraden Linie Peipus, Narowa, damit Bedrohung Petersburgs, wird die innere Zerrüttung Rußlands äußerlich in die Erscheinung treten lassen. Warum gibt man Hindenburg nicht noch 3—4 Korps? Das würde genügen. Die Prügel, die sich die Österreicher in Galizien holten, sind eine herrliche Gelegenheit, um sie zur Vereinheitlichung des Oberbefehls zu zwingen, ihre territorialen Ansprüche zu beschneiden. Österreich darf nicht zu viel von Polen erhalten, sonst könnte es polnisch regiert werden. Ich fürchte, daß die jetzt notwendig werdende „Rettung“ Österreichs von Falkenhayn dazu benutzt wird, Offensive gegen Rußland im Süden anzusetzen, damit Hindenburg sie nicht macht. Rußland ist im Süden nicht tödlich zu treffen, nur im Norden, schon der durch Finnland und die Ostsee begrenzte „Raum“ weisen darauf hin. Wenn die vor Verdun verbrauchten Kräfte



gegen Rußland benutzt worden wären, so wäre der Friede zu Lande näher und Deutschland bekäme die Hände gegen England frei. Von Amerika hat man sich bluffen lassen; 800 000 Tonnen in Amerika internierter deutscher Handelsschiffe sind kein Grund, um einzuknicken. Aber Ballin und die Juden der Großbanken denken zu wenig an Deutschlands wirkliches Wohl. Könnten Sie nicht sehr bald nach Berlin kommen, es steht viel, vielleicht alles auf dem Spiel.“

Ein telegraphischer Dank für „das sehr interessante Schreiben“ war die lakonische Antwort.

Die Aufforderung des Reichskanzlers, ihn zu besuchen, die ein Adjutant überbrachte, gab neue Hoffnung. Ich hatte um Empfang nicht nachgesucht. Meine Auffassung der Lage war im Auswärtigen Amt bekannt. Wollte der Reichskanzler mich persönlich anhören, so konnte er meinem Urteil doch nicht abgeneigt sein.

Ein eigentümliches Gefühl an Bismarcks Schreibtisch zu sitzen. Vor Bethmann-Hollweg lagen aufgeschlagen sechs meiner Denkschriften, deren Inhalt der Reichskanzler aufmerksam gelesen hatte. Die Denkschrift über die deutschen Gefangenen in Rußland war beim Kaiser gewesen und von ihm mit Bemerkungen versehen worden. Gleich nach Beginn der Unterredung rief der Kaiser an; ich ging hinaus, hörte beim Verlassen des Zimmers die Worte Bethmanns: „Gewiß, Majestät, nur nicht zu scharf vorgehen.“ Das waren angenehme Aussichten!

Zurückgekehrt begann eine angeregte einstündige Unterhaltung. Ich entwickelte meine schon angeführten Ansichten, mußte viele Fragen beantworten.

Bethmann war einer Offensive im Osten nicht abgeneigt, hob aber die Schwierigkeiten durch Falkenhayn hervor, er habe das Ohr des Kaisers, meinte der Kanzler. Er behauptete, daß die letzte große Offensive im Osten „zerflattert“ sei, was ich durch die Tatsache widerlegte, daß Hindenburg zu wenig Truppen

gegeben worden seien, wodurch ein großes Loch entstanden war, durch das das russische Heer, auch das kaiserliche Hauptquartier, ent schlüpfen konnten. Das Gespräch kam auf die Gesamtlage, ich betonte die Notwendigkeit für Deutschland, alle seine großen Gegner zu schlagen, bedauerte die unzulängliche Verwendung der U-Boote und Zeppeline, wir müßten siegen. Der Kanzler sprang auf, faßte mit seinen langen Armen fast an die Decke, sagte erregt: „Immer dieses Gerede vom Siege. Gegen England muß der Krieg vorsichtig geführt werden, sonst geht das englische Gewitter nicht vorüber.“ Naiv fragte ich, ob Vorsicht nicht von England als Schwäche gewertet werden würde. „Lassen Sie sich von der Anglophobie nicht einfangen,“ mahnte der Kanzler. Das Gespräch kehrte in ruhigere Bahnen zurück. „Sie müssen zum Kaiser, Z. und J. verlangen das auch; ich werde sehen, wie sich das machen läßt und Sie benachrichtigen.“ Mit den Worten: „Also Sie bleiben dabei, daß um Deutschlands Zukunft willen eine energische Offensive gegen Rußland unvermeidlich ist,“ wurde ich entlassen.

Meine Frau erwartete fieberhaft meine Rückkehr; ich berichtete, daß mein Eindruck kein erfrischender war, keine Knochen steckten in Bethmann, brav und solide, aber kein Kämpfer. Aus dem Empfang beim Kaiser wurde nichts, Höflinge wünschten ihn nicht, ich hätte auch nichts erreicht.

Aus dem großen Hauptquartier erhielt ich die Bitte um Beantwortung von 15 präzisen Fragen betreffend Rußland. Ein Vergnügen war es diese eindeutigen, klaren Wünsche zu befriedigen; die Hoffnung stieg. Den Fragen konnte ich entnehmen, daß man dort meine Denkschriften gelesen hatte, also wollte man doch anbeißen? Ein Oberstleutnant S. schrieb mir: „Ich habe den Eindruck, daß Ihr Bericht an Falkenhayn im Hauptquartier den wünschenswerten Weg genommen hat. Scheuen Sie sich aber nicht vor Wiederholungen. Aus dem Hauptquartier ist die Nachricht eingegangen,

daß Ihre Aussagen von großem Wert sind.“ Das war doch etwas, mit Wiederholungen wurde auf den verschiedensten Wegen aufgewartet.

Skagerrak! ein herrlicher Tag. Endlich war die Flotte höfischen Händen entrissen, England geschlagen, nun mußte es vorwärts und aufwärts gehen. Am Bismarck-Denkmal machte ich eine erhebende, spontane Dankesfeier mit.

Die Hochstimmung sollte nicht lange anhalten; durch Professor Schiemann erfuhr ich, daß Falkenhayn beim Kaiser gewesen war und ihn bewogen hatte, Offensive gegen Rußland aufzugeben. „Bis die Russen die Offensive machen,“ warnte ich und beschwor Professor Schiemann, alle Hebel in Bewegung zu setzen. Es half nichts. Prompt gab Brussilow den befürchteten Bescheid.

Die Kriegsberichte stimmten nicht mit den zuverlässigen, privaten Nachrichten betreffend die russischen Erfolge, vor allem gegen Österreich, überein. Sollten deutsche Generalstabsberichte mit Mißtrauen zu lesen sein? Ausgeschlossen, das gab es doch nur in Rußland, in Deutschland lügt man nicht; das wäre auch zu kurzfristig. Widerstand kann durch bewußten Ernst der Lage doch nur wachsen, beruhigte ich mich und nahm private Falschmeldung an.

Ein starkes Hindernis für meine Pläne waren die Konservativen. Sie hingen an Bismarcks Politik gegenüber Rußland, glaubten im Osten durch schonendes Vorgehen der Gesamtlage nützen zu können, erhofften Separatfrieden mit Rußland durch östliche Beschränkung. Durch Vermittelung des Herrn Dr. R. kam es zu eingehenden Unterhaltungen mit führenden konservativen Abgeordneten. Ich bemühte mich auseinanderzusetzen, daß sie die russische Psyche falsch einschätzten, die niemals durch Abwarten und Unentschlossenheit zu beeinflussen sei, nur rücksichtsloses Vorgehen könne den Russen zum Frieden willig machen. Die sogenannte russische Bismarckpolitik konnte vor

dem Kriege vertreten werden, heute sei sie gegenstandslos geworden, der Zar sei nicht „absolut“, die Demokratie habe das Heft in der Hand, die unbedingte Zarentreue des Muschik sei ein Märchen. Die deutsche konservative Partei müsse führenden Einfluß auf die östlichen Ereignisse gewinnen, dann könnte sie die Dinge dort so gestalten, wie sie es für gut hielte; Angliederung der Ostseeprovinzen würde das konservative Element in Deutschland nur stärken, sie bildeten keine Lebensfrage für Rußland. Der von den Konservativen verlangte Zuwachs im Westen, würde Deutschlands Industrialisierung steigern, was durch kolonialisatorischen Erwerb im Osten ausgeglichen werden müßte. Der schwerer zu beeinflussende Herr sagte mir beim Abschied: „Ihre Ausführungen erscheinen mir logisch geschlossen, ich revidiere meinen Standpunkt nicht leicht, versichere Sie aber, daß ich Revision für meine Pflicht halten werde, sobald ich Ihre Ansicht zu der meinen gemacht haben werde.“

Besser als ich Orientierte erklärten diesen Bescheid für einen großen Erfolg. In den folgenden Reden der konservativen Abgeordneten konnte man eine leichte Wandlung feststellen, der Balten wurde politisch und ehrenvoll gedacht. Ja, Dr. von Heydebrand erklärte sogar in Frankfurt a. M.: für einen deutschen Bürger sei es viel wichtiger die baltischen Länder, die deutsch seien, zu bekommen, als Polen. Das war ein Umschwung; natürlich bildete ich mir nicht ein, ihn allein veranlaßt zu haben, aber man hatte nachgeholfen.

Aber all das genügte nicht, immer neue Kreise und Personen mußten beeinflußt werden. Man riet mir, mich an Erzberger zu wenden, er habe großen Einfluß; ich hatte aber eine instinktive Abneigung gegen diesen Mann, konnte mich nicht entschließen, ihn in Anspruch zu nehmen. —

Das Verbot, Kriegsziele zu behandeln, war unschwer als Angelpunkt der unentschlossenen Politik Bethmanns zu erkennen. Auch durch Berührung mit den breiten

Massen konnte man die verheerende Wirkung dieses Verbotes feststellen. „Was wollen wir denn noch, warum wird denn noch weiter gekämpft,“ lauteten die einfältigen und doch begreiflichen Fragen.

Auf Bitten von Exzellenz von L. richtete ich Anfang Juli 1916 ein Schreiben an Herrn von Valentini, den Chef des Zivilkabinetts, der es Seiner Majestät unterbreiten sollte. Ich hob unter anderem hervor: „Ich habe wiederholt feststellen können, daß im Auslande das Verbot der Kriegszielerörterung als Schwäche Deutschlands aufgefaßt wird, man argumentiert so: Deutschland glaubt Pyrrhussiege erfochten zu haben, fürchtet die eroberten Gebiete im Frieden nicht halten zu können, befürchtet auch in Zukunft nur Pyrrhussiege zu erringen, verbietet darum jede Erörterung von Kriegszielen, um sich den nötig werdenden Rückzug zu erleichtern. Aus dieser Interpretation schöpfen Deutschlands Feinde Kraft zum Aushalten und zu neuem Kräfteaufgebot. Deutschlands Feinde bauen die Zukunft mit Lügen aus, feuern ihre Völker durch weitgesteckte Kriegsziele an. Deutschlands Schweigen, auch zu allen Grausamkeiten der Feinde, hilft ihnen bei diesen Machenschaften. Man begreift nicht, daß ein Volk, das so herrliche Siege erfochten, ängstlich vermeidet, politische Konsequenzen seiner Erfolge zu erörtern, um daraus Kraft zu neuen Taten zu schöpfen. Das durch sogenannte Scharfmacher befürchtete Minus bei Erörterung der Kriegsziele würde reichlich aufgewogen durch das zu erreichende Plus bei Freigabe der Diskussion. Der „Burgfriede“, der jetzt nur ein scheinbarer ist, würde dann erst ein wirklicher werden und der in die Erscheinung tretende harte Wille des deutschen Volkes müßte die feindlichen Völker stutzig machen, ihnen Einblick in die wirkliche Kriegslage und zukünftige Friedenslage eröffnen. Sie würden sehen, daß sie, infolge Deutschlands Entschlossenheit, durch Fortsetzung des Krieges nur verlieren können, während deutsche Bescheidenheit und



Schweigen als risikolose Aufforderung, den Krieg weiter zu führen, gedeutet werden kann oder muß. Da ich weite Teile des feindlichen Auslandes kenne, darf ich ein solches Resultat garnicht ernst genug veranschlagen.“

Ein Antwortschreiben erfolgte nicht.

Der kürzlich verstorbene Staatssekretär Freund, ein Schwager des Generalkonsuls B. in San Franzisko, war mir wiederholt behilflich bei Empfängen und Weiterleiten von Briefen und erneuten Denkschriften. Er sprach wohl von einem „Tropfen demokratischen Öles“, er schien aber nicht groß zu sein, betonte seine im Grunde konservative Lebensauffassung. Voller Stolz zeigte er uns seine vom Zaren erhaltenen Orden, für den er den Sicherheitsdienst in Berlin zu leiten gehabt hatte, auch er versprach „zur Verwirklichung meiner Ideen beizutragen.“ Exzellenz von Beseler behauptete meinen Berichten „sehr wertvolle politische Hinweise“ entnommen zu haben; sie wurden aber nicht ausgenutzt.

Auch die Gesellschaft wurde in Anspruch genommen. Ich wurde als weitgereistes, entflohenes Wundertier gezeigt; kleine Vorträge nach dem Essen sollten politisch aufklärend wirken. Der Empfang war überall und immer entgegenkommend und vertrauensvoll, aber die Früchte wollten nicht reifen.

Große Hoffnungen setzte ich auf den Kronprinzen, auch er wurde mit Briefen und Denkschriften bedacht. Ein in Aussicht genommener Besuch in seinem Hauptquartier unterblieb infolge ernster Ereignisse im Westen.

Einen tiefen Eindruck hinterließen die Versammlungen des „Unabhängigen Ausschusses für einen deutschen Frieden“. Dietrich Schäfer, Graf E. zu Reventlow, Fuhrmann, Eduard Meyer, Stahlberg, Schiemann und andere gaben erschütternde Einblicke in die deutsche Not. Diese Männer rangen um deutsche Vernunft. Ganz neue Eindrücke gewann ich, sie stürmten so gewaltig auf mich ein, daß ich sie nur

langsam und widerstrebend verarbeiten konnte. Was mußte ich alles hören? Wie Verrat an unseren Empfindungen für Deutschland deuchte mich vieles! Hatten wir Deutschland durch ein Vergrößerungsglas gesehen? War Lug und Trug im Spiel? Konnten Deutsche Deutschland nicht siegen lassen wollen? Immer wieder suchte ich mich zu beruhigen, ich mußte mich täuschen; gewiß, ich kämpfte auch, aber vielleicht irrten die Männer sich doch?

An jeden militärischen Erfolg klammerte ich mich. Ich führte eine Doppelexistenz: der Verstand begrub manche als Illusion erkannten Ideale und Hoffnungen, das Gemüt wollte nicht mit, es beherbergte, wie einen Schatz, die alten Vorstellungen, suchte den Verstand niederzukämpfen. Dieser Widerstreit rieb auf.

Der „Unabhängige Ausschuß“ brachte neue Hoffnungen, da kämpften Männer, die genau wußten, was sie wollten, man schöpfte neuen Mut, der wieder gedämpft wurde durch die Gegenründung des Fürst Wedelschen „Nationalausschusses“. Auch ein namhafter Balte schloß sich ihm an; er hatte aber keine Freude an seiner Beteiligung, mit der er sich in die Nesseln gesetzt hatte; die deutsche Presse nahm ihn arg mit. Professor S. suchte mich zu veranlassen, dem Nationalausschuß beizutreten, in dem ich als „Sauerteig“ wirken sollte; ich dankte.

Eine lehrreiche Korrespondenz und Verhandlung mit Professor Haller gab wertvolle Fingerzeige für meine Tätigkeit.

Viel beschäftigten mich die deutschen Forderungen an Rußland. In Verhandlungen und Korrespondenzen mit dem Auswärtigen Amt, der Reichsbank, Helfferich und Bankdirektoren, wurde darauf hingewiesen, daß sie jetzt schon gesichtet und genaue Pläne ausgearbeitet werden müßten, um den eigentümlichen russischen Verhältnissen gegenüber gewappnet zu sein. Man ging widerstrebend auf Anregungen ein. Denkschriften, Vorträge wurden verlangt, aber die Sache kam nicht vor-

wärts, nur die Papierflut wuchs. Bald mußte ich feststellen, daß die Großbanken geringes Interesse für die in die Milliarden gehenden Ansprüche Deutscher hatten. So gebar eine Enttäuschung die andere.

Daneben ging Beteiligung an der hingebenden Tätigkeit des Baltischen Vertrauensrates, der sich die Stellung einer Behörde zu verschaffen gewußt hatte. Charitative, konsularische Maßnahmen beanspruchten viel Zeit, politische Demarchen sollten immer neue Anregungen für die erwünschte Ostpolitik geben. Professor Schiemann unterstützte uns mit Rat und Tat. Leider antizipierte er die russische Revolution, über die ich mich zurückhaltend äußerte. Falsche Prophezeihungen mußten den Respekt vor Rußland steigern und das Vertrauen in unser Urteil mindern. Kurzsichtig ersehnten wir, um Deutschlands willen, die russische Revolution, weil wir die Zerrüttung Deutschlands nicht genug kannten, nicht sehen wollten! Ansteckung Deutschlands hielten wir für ausgeschlossen, wengleich die Hetzreden Noskes, Eberts, Scheidemanns und Konsorten im Reichstage schwere Sorgen und eine grenzenlose Wut auslösten. Diese Empörung richtete sich, und das war das Schwere, vornehmlich gegen diejenigen „Stellen“, die man verehrt hatte und die nun nicht einzugreifen wagten!

Ein trauriges Kapitel bildeten die Generalkommandos. Die ersten Zweifel in die Tatkraft deutschen Militärs vergifteten die Seele. Aber immer wieder richtete man sich an den Erfolgen des kämpfenden Heeres auf. Nur die „eingekapselte“ Flotte machte Sorgen, als wenn sie durch Skagerrak Angst vor der eigenen Kourage bekommen hätte und man sich für diesen Sieg entschuldigen müsse.

Die bekannt werdenden Briefe des Grafen Zeppelin an den Kanzler machten tiefen Eindruck; also zu Nadelstichen wurde sein mächtiges Kampfmittel benutzt! Dazu erhielten die kühnen Luftfahrer Anordnungen mit auf den Weg, die sie sinnlos gefährdeten und

die Wirkung der Zeppeline beeinträchtigen mußten. Wieviel gehorsame Kämpfer sind diesen, wie Verrat anmutenden Befehlen zum Opfer gefallen und der Engländer grinste über die ihn schonende deutsche Unentschlossenheit! Zum homerischen Gelächter muß sein Grinsen angewachsen sein, durch den läppisch anmutenden Gebrauch der U-Boote! Dies mußten sie lassen, jenes durften sie nicht tun, in ihrer Bestimmung widersprechender „Auf-tauchung“, sollten sie handeln, Reviere wurden ihnen vorgeschrieben, die immer so ausgedüfelt wurden, daß der Engländer durchschlüpfen konnte. Abwehrmaßnahmen gegen unsere U-Boote konnten in Ruhe erdacht und getroffen werden. Erstaunlich, mit welcher Todesverachtung die kühnen Fahrer sich den oft zwecklosen Gefahren aussetzten.

Die Neutralen wurden frech, wagten Vorstellungen, legten natürlich den jetzt wirklich nur „reizenden“ U-Bootkampf als deutsche Schwäche aus. So trat das Unlogische ein: Auswärtiges Amt, betende Admirale, schachernde Kaufleute wollten England nicht „reizen“ und taten das gerade durch Sabotierung der Zeppeline und U-Boote. Unsere Verluste an U-Booten wurden verheimlicht, wie Fliegen wurden sie abgeschossen oder in Netzen gefangen. Man konnte die Veröffentlichung der eigenen verräterischen Dummheit wirklich nicht verlangen. „Selbstmord aus Furcht vor dem Tode“, wurde die U-Bootpolitik benannt.

War denn kein Mann da, der mit der Faust auf den Tisch schlug und der „Schweinerei“ ein Ende bereitete? „Lehnsknechte“ — dieses Wort schlich sich schon über die Lippen.

---

Arbeiten in der „Ostland“ sollten ablenken. Unter Leitung des Dr. R. war eine G. m. b. H. dieses Namens ins Leben gerufen worden. Sie stellte sich die Aufgabe die Angliederung der russischen Ostseeprovinzen

vorzubereiten. In vielen Sitzungen, Einzelstudien, wurde das ganze wirtschaftlich-statistische Material zusammengetragen, unter reger Beteiligung der Lübecker Handelskammer der eindeutige Beweis erbracht, daß durch Erwerb der Heimat Deutschlands Ernährung sicher gestellt werden konnte, daß notfalls Kurland, Litauen mit polnischem Landzuschuß diese Aufgabe erfüllen könnte. Druckschriften wurden herausgegeben, Denkschriften verschickt, Vorträge gehalten, aufklärende Unterredungen mit allen erdenklichen Ämtern und Personen, insbesondere mit Oberost geführt. Die Notwendigkeit und leichte Ausführbarkeit örtlicher Kolonisierung wurde nachgewiesen. Der kurländische Grundbesitz hatte ein Drittel seines Landes zu billigen Vorkriegspreisen zur Verfügung gestellt, alle möglichen erleichternden Bedingungen sollten gewährt werden. Livland und Estland würden dem Beispiel folgen.

Ein wertvolles Material, das hoffentlich nicht brach bleiben wird, wurde in reger Zusammenarbeit vieler Balten und Reichsdeutscher übersichtlich geordnet. Alle Mitarbeiter werden Dr. R. Dank wissen, der sich aus Deutschenliebe an den ehrenamtlichen Arbeiten in vorderster Linie beteiligte, immer Zeit für uns hatte, uns ein Heim gab, in dem man freudig für die Heimat und Deutschland schaffen konnte.

Aber immer wieder wurde man aufgescheucht. Tag und Nacht hatten zu wenig Stunden, Hiobsposten, denen nachgegangen werden mußte, stahlen fruchtlos Zeit.

Haussuchungen bei Dietrich Schäfer, Professor Stahlberg und anderen treuen deutschen Männern eröffneten schreckende Einblicke in den Abgrund, dem man zusteuerte. Diese Männer rangen für Gotteslohn um Sieg und Rettung, wollten raten, helfen, dachten nie an sich, dafür wurden sie gemäßregelt. Auch die Alldeutschen gehörten zu den Aussätzigen! War man im Tollhause? Sollte meine Frau schärfer beobachtet haben, als sie,



von mir verwiesen, eine deutsche Revolution schon im Sommer 1916 an die Wand malte?

Ich wollte noch immer nicht klar sehen, trotz aller herben Enttäuschungen. Sollte man alle Ideale preisgeben? Immer wieder suchte ich mich zu beruhigen, mich mit dem Heer zu trösten.

Man rang mit unzulänglichen Kräften; hatte keine Macht in den Händen und diejenigen, die sie hatten, wagten sie nicht zu gebrauchen.

Das trat auch in der Ernährungsfrage in die Erscheinung. Ersatzdreck, an dessen Herstellung „Gulaschbarone“ verdienten, bildeten wesentliche Bestandteile der Ernährung, hintenherum war für Reiche alles zu haben. Ein alter staatswirtschaftlicher Grundsatz war es, die Produktion anzuregen, auch Mindestpreise sollten das bewirken, hatten wir gelernt. Deutschland, das Musterland der Organisation, arbeitete mit Höchstpreisen, die keinen Anreiz für vermehrte Erzeugung von Lebensmitteln boten, im Gegenteil sie tot schlugen. Eine schematische Verteilung, deren Ertrag nicht leben, nicht sterben ließ, erinnerte die Bevölkerung stündlich an das Kriegselend, erzeugte die märchenhafte Vorstellung, daß automatisch mit Kriegsende „Schlagsahne“ und alle Herrlichkeiten in Hülle und Fülle wieder erscheinen würden. Kein Wunder, daß alle zu „Kriegshetzern“ gestempelt werden konnten, die auf siegreicher Durchführung des Krieges bestanden. Niemand konnte mit den zugemessenen Brocken sein Leben fristen. Alte, Schwächliche, Kinder siechten dahin, Ehrliche wurden schwach und leistungsunfähig; die Gesetze mußten übertreten werden, um nicht Hungers zu sterben. Das Anstehen in Schlangen nach kargen Brosamen regte zum Konventikeln und Hetzen an, beunruhigende Äußerungen mußte man hören. Man gewöhnte sich an Nichtbefolgen der Vorschriften, tat sich noch etwas darauf zu gut, sollte man allein der Dumme sein? hies es.

Die sozialistisch-marxistische staatliche Bewirtschaftung der Erzeugung von Lebensmitteln hatte zudem

noch ihr Verderben zur Folge. Kartoffeln, Obst wurden spazieren gefahren; Kartoffeln aus West und Süd in den kartoffelreichen Osten gesandt, um zurückbeordert zu werden oder zu verfaulen. Obst wurde aus dem Süden in das Alte-Land bei Hamburg, unsere Obstkammer, transportiert, um dort, nach erreichter Verwesung, in die Elbe geworfen zu werden.

Wollte man die Ernährungsbasis schmälern? Lag Absicht im System? Ein furchtbarer Verdacht keimte auf, der genährt wurde durch vollgefressene Juden und Judengenossen, denen Bestandteile nationaler und ritueller Gerichte in beliebigen Mengen ausgeliefert werden mußten. Ein solcher Bandwurm, M., sagte mir befriedigt: „Wir leben wie im Frieden, unser Gut liefert alles“; Kunststück, wenn man Jude war, keinen Anteil an den Leiden der deutschen Bevölkerung zu nehmen brauchte!

Einmal in der Woche aßen wir uns in Hinterstuben von Speisehäusern satt, häufiger konnten wir uns diesen Luxus nicht leisten.

Wollte uns das graue Elend befallen, so flüchteten wir zu Burchard von Oettingen, bei ihm und seiner feinfühlenden Frau waren wir zu Hause, aller neudeutsche Dreck fiel ab, wir lebten nur der alten Heimat. Niemand konnte uns aus dem Paradies der Erinnerung vertreiben.

---

Ein trauriges Bild spiegelten die vielen Kriegsgesellschaften wieder. Was da nicht gearbeitet wurde! Aus kulturhistorischem Interesse besuchte ich einige dieser neudeutschen Freudenhäuser. Alle Beamten hatten immer Zeit, räkelten sich in Klubsesseln, flirteten, kamen spät und gingen früh. An der Spitze fast immer Juden oder Judenzer. In einer Kriegsgesellschaft stellten wir neun Zehntel Prozent Juden fest. Wir waren doch in Deutschland? Fette Dividenden verteilten diese „Ge-

sellschaften“, die unter Duldung der Regierung aus dem Mark des deutschen Volkes genommen wurden.

Aber der Wahnsinn der öffentlichen Bewirtschaftung nahm nicht ab, sondern zu. Wir wußten nicht, noch nicht, daß es sich um ein Kampfesmittel zur Besiegung des deutschen Volkes handelte.

Viel Verkehr gab es mit den verschiedenen Nachrichtenstellen, in denen oft tüchtige Offiziere arbeiteten, aber sie standen in keinem Zusammenhang mit einander; jeder wurstelte für sich. Es war kein System in die Arbeiten zu bringen; zusammenfassende Resultate gab es nicht, wohl aber Stöße von oft sehr fleißigen Beobachtungen und Berichten. Viel Kraft und Arbeit wurde vertan. In Berlin entsinne ich mich sechs solcher militärischen Nachrichtenbüros, die oft von einander nichts wußten. Jeder wollte den Vogel abschießen. Man wurde direkt gebeten, seine Weisheit doch ja nur der einen Stelle anzuvertrauen, die andere Stelle taue doch nichts. Was bedeutete das? Tat man die Arbeit nicht um der Sache willen? War es nicht gleichgültig, durch wen dem Vaterlande genützt wurde? Sollten Mißstände auch im Militär eingerissen sein? Unsinn, man vertand den Zweck der Übung wohl nicht, suchte man sich zu trösten.

Ein solches Büro forderte mich im Winter 1916 auf, nach Stockholm zu fahren, um dort mit Russen in Verbindung zu treten. Ich mußte ablehnen, weil von mir gelieferte Berichte eine nicht zweckentsprechende Verwendung gefunden hatten und ich an höherer Ermächtigung zu der mir vorgeschlagenen Reise zweifelte. Und zu Spazierfahrten hatte ich weder Zeit noch Lust, wengleich die Gelegenheit, sich in Schweden satt zu essen, lockte.

---

Die „Saugpumpe“ von Verdun pumpte unterdessen weiter deutsches Blut. Hindenburg und Ludendorff noch immer in Oberost kaltgestellt. „Der Krieg wird

verbrecherisch dumm geführt," sagte ich einem Fürsten, der sich entsetzt abwandte. „Du denkst doch auch so," dachte ich, „wagst es nur nicht auszusprechen oder begreifst die Lage nicht.“

Bald erfuhr ich, daß ein ganz Großer ebenso urteilte!

Falkenhayn mußte fort. Von einfachen Leuten konnte man aufrührische Bemerkungen über den großen Generalsstab hören. Ich schrieb dem Kanzler einen offenen Brief, bat einflußreiche Männer wegen Falkenhayn vorstellig zu werden. Der Kanzler ließ mir für meinen Brief durch Exzellenz B. danken, das war ein gutes Omen. Ich bildete mir nicht ein, Falkenhayn aus dem Sattel heben zu können, aber schaden konnte meine Mahnung nur mir, und das war mir gleich; schadete sie aber nicht, so konnte sie nützen. Rückschauend sage ich mir, daß ich noch viel rücksichtsloser hätte vorgehen müssen. Aber ich war noch nicht bar jeder Ehrfurcht, die in Deutschland schon damals „zu den Bestien entfohen“ war, dieses Wort des Juden Lassalle fiel mir oft ein. —

---

„Ob ich mich nicht um das Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Bande bemühen wollte," wurde ich gefragt. Ich dankte. Auszeichnungen gebührten nur Frontkämpfern. Auch die Verleihung des Kreuzes an die Juden: Franz von Mendelsohn, Arthur von Gwinner, Arthur Salomonsohn, G. von Klemperer, hatte die Bedeutung dieses Ehrenzeichens gemindert, ich wollte nicht ihr Ordenskollege werden.

Aus Rumänien kamen Alarmnachrichten. Mich beruhigten sie nicht, im Gegenteil; ich erwartete von einer Kriegserklärung Rumäniens die Beseitigung Falkenhayns; zu Hindenburg und Ludendorff war das Vertrauen grenzenlos, sie würden auch mit dieser neuen Gefahr fertig werden, hoffentlich mit ihrer Hilfe Herren der Lage werden. So hätte es kommen können. Ende

August 1916 erklärte Rumänien Österreich-Ungarn den Krieg.

Am 30. 8. 1916 frühmorgens wurde mir telephonisch mitgeteilt, daß Falkenhayn entlassen, an seine Stelle Hindenburg ernannt sei, der sich Ludendorff zu seinem Ersten Generalquartiermeister ausgebeten hatte. Da doch Angst diesen verspäteten Entschluß geboren hatte, werden Hindenburg und Ludendorff natürlich diktatorische Bedingungen gestellt haben, dachte ich mir. Das war ein frommer Wunsch, auch sie hinderte die Überlieferung am Durchgreifen. Der Kaiser wog mehr, als das 70-Millionen-Volk der Deutschen! Nun galt es wohl Livland und Estland preisgeben, der Kampf mit Rumänien mußte im Süden so große Kräfte binden, daß eine Offensive im Norden wohl nicht mehr in Frage kommen würde.

In einer schlaflosen Nacht suchte ich Abschied von unseren Hoffnungen und Plänen zu nehmen. Deutschland ging vor, wir mußten uns bescheiden. Eine kleine reservatio wurde gemacht, vielleicht dauert der Krieg noch lange, dann könnten wir auch noch dran kommen! In dieser Hoffnung wurde ein goldener Nagel dem „Eisernen Hindenburg“ einverleibt, „im Namen von Livland und Estland.“

---

Ob Bethmann jetzt seine Illusionspolitik gegenüber England aufgeben würde, das hinter Rumänien stand?

Von der Veränderung im Oberkommando erhoffte man einen Wechsel in der Politik; aber es blieb alles beim alten.

Einige die Zeit charakterisierende Aussprüche und Ereignisse verdienen festgehalten zu werden. Professor Delbrück (Hans Taps hatte man ihn genannt) durfte schreiben: „Ein militärisch unausgefochtener Krieg ist also nach englischer Auffassung für Deutschland politisch bereits ein großer Sieg und wir haben



allen Grund, diese Auffassung von Herzen für richtig zu erklären.“ Eine Rede des Königs von Bayern über Schaffung eines gesicherten Ausganges ins Weltmeer, wurde von der Zensur verboten; sogar eine einmal auch energische Rede des Kaisers unterschlagen. Das Wort Hindenburgs „nicht durchhalten, sondern siegen“, wurde der Öffentlichkeit vorenthalten. Die Lüge, daß Tirpitz falsche Angaben über die U-Boote gemacht habe, durfte in der Presse nicht widerlegt werden. Professor Veit Valentin (Jude), Berater des Auswärtigen Amtes, durfte die Erklärung wagen: „Ich glaube an eine persönliche Ehre, nicht an eine Volksehre.“ Damals schrieb ich einem Freunde: „Wenn das Steuer nicht bald herumgeworfen wird, so gehen wir dem Zusammenbruch nach außen und der Revolution im Inneren entgegen.“

Deutschland verriet seine Vergangenheit, bedauerte Ausbau von Heer und Flotte, ohne die der Krieg „vermieden“ worden wäre. Warum bedauerte man nicht die Reichsgründung, die Existenz des deutschen Staates überhaupt?

Das politische Eunuchentum feierte Orgien.

Und all das gegenüber den raschen, glänzenden Erfolgen in Rumänien, das völlig niedergeworfen wurde. Auch von der Isonzo-Front kamen gute Nachrichten. Wieder vergaß ich vieles Bittere, man glaubte wieder, das treue Heer richtete immer wieder auf — um gleich darauf wieder erschüttert zu werden: ein Brief des Grafen Zeppelin wurde veröffentlicht, in dem er seine Kritik am Gebrauch seiner Erfindung widerrief! Im Auswärtigen Amt hatte W. ihm die Unterschrift abgezwungen, mit der Begründung, daß seine Angriffe gegen den Kanzler, Angriffe gegen den Kaiser, dessen Politik gemacht werde, bedeuteten, als alter Soldat würde er doch nicht frondieren? — — Und so lehnsknechtete der alte Mann. Von dem Grafen E. zu Reventlow erhielt Admiral H. eine andere Antwort, der kapitulierte nicht.

So ging es auf und ab, immer klammerte man sich an erfreuliche Vorgänge und Erfahrungen. Wie freute ich mich, daß man zu Hause von alledem nichts wußte.

Hindenburgs Forderung an die Industrie, in einem halben Jahr die frühere Produktion von 5 Jahren zu schaffen, bewies den neuen Wind. Seine Forderung, die Propaganda für den uneingeschränkten U-Bootkrieg einzustellen, deprimierte, aber da er die Wiederaufnahme von seiner Genehmigung abhängig machte, beruhigte man sich; Hindenburg mußte seine Gründe haben, die Geheimrat Duisberg auf einer Sitzung des „Unabhängigen Ausschusses“ nicht angeben durfte.

---

Reiche Belehrung brachten die von Arthur Dix ins Leben gerufenen, unter dem Vorsitz des Konteradmirals Recke tagenden „Weltpolitischen Erörterungsabende“, auf denen ich wiederholt Vorträge halten konnte; sie vermittelten die Bekanntschaft mit dem bekannten Wirtschaftspolitiker Dr. E. Jenny und Dr. F. Boese, Amanuensis Schmollers, denen ich viel Anregung verdanke. Für meine Beurteilung des Ostens konnte ich dort erfolgreich Stimmung machen.

Am 5. 11. 1916 wurde man durch die Erklärung des Königreichs Polen aufgeschreckt. Das Manifest war unklar und stümperhaft abgefaßt. Also wollte man keinen Separatfrieden mit Rußland? Den Zaren konnte diese originelle Enteignung doch nicht freuen? Aber die Chancen der Heimat konnten nun wieder günstiger beurteilt werden. „Befreiung Polens“ konnte nach Osten kein Kriegsziel bilden, das selbst Bethmann dort suchte.

Es lag nunmehr in Deutschlands Interesse, das Hinterland zu beherrschen, um Begehrlichkeiten „Groß-Polens“ auf die Ostsee nicht aufkommen zu lassen. Diese Erwägung bestätigte Schiemann, der zudem ein Dankschreiben aus dem Zivilkabinett für einen Brief an den Kaiser erhalten hatte, in dem Schiemann die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß es im Osten weiter

gehen möge. Also war noch nicht aller Tage Abend, sonst hätte das Kabinett zum mahnenden Brief geschwiegen.

Leider schied Schiemann aus dem „Unabhängigen Ausschuß“ aus, weil Hindenburg Agitation für den rücksichtslosen U-Bootkrieg zeitlich verboten hatte; der Ausschuß hatte auch andere Aufgaben. Er war anfangs westlich, vor allem anglophobisch eingestellt, das änderte sich aber; für den Osten wuchs das Verständnis. Auf einem politischen Frühstück, das Schiemann auf meine Bitte zustande brachte, hatte Prinz zu Löwenstein das treffende Wort geprägt: „England ist unser Feind, Rußland unsere Gefahr,“ das Wort ging um, öffnete manche Augen.

Auch sonst erlebte man Erfreuliches. Jagow, der verneinende Pessimist, der die Balten für griechisch-katholisch hielt, ging, Zimmermann wurde sein Nachfolger. Er bestätigte Berechtigung meiner Hoffnungen im Anschluß an das „Königtum Polen“, „vorbehältlich der militärischen Möglichkeiten.“ Er hatte auf Grund meiner Denkschriften den Kanzler östlich beeinflusst. Aber niemals konnte ich die einseitige Ostpolitik einiger Landsleute mitmachen. Deutschland sollte überall siegen und Zuwachs erhalten; die Kraft dazu traute ich ihm noch immer zu. Vorträge in zwei Frauenklubs sollten auch die Frauen aufrütteln und aufklären, auch sie mußten wissen, daß wir siegen wollten.

„Katastrophenpolitik“ nannte man Bethmanns Vorgehen, mir erschien es als Kastraten- und Herostratenpolitik.

---

Beziehungen zu den Verwaltungschefs von Kurland, dem Gottesländchen, und Litauen, Herrn von Goßler und Fürst Isenburg, gaben erwünschte Gelegenheit für die Heimat zu wirken. Herr von Goßler war ein warmer Freund der Heimat, Fürst Isenburg wurde

es. Leider sollte dieser aufrechte und kluge Mann bald ausscheiden, weil Bethmann ihm Schwierigkeiten bei seiner pflichtmäßigen deutschen Politik machte. Er verstand die Notwendigkeit einer Offensive im Norden Rußlands und ließ sich gern auf die Lugagrenze aufmerksam machen, deren natürlichen Hafen die Engländer schon lange kannten; ein Memorandum mit Skizze nahm er zur Beförderung an sich. Von ihm erfuhr ich, daß Hindenburg und Ludendorff meine Denkschriften kannten.

Die Sorge, daß der rumänische Feldzug Anstoß zu einer Offensive im Süden Rußlands geben könnte, beschäftigte uns viel. Dazu kamen immer wieder Alarmnachrichten durch Landsleute aus Schweden. Der dortige deutsche Gesandte von Lucius hatte eine Abneigung gegen uns Balten, unterhielt nahe Beziehungen zu dem deutschfeindlichen Minister Wallenberg (Jude), der die Geschäfte der Entente besorgte.

Wallenberg war wirtschaftlich an einem Siege der Entente interessiert durch seine Beteiligung an der Anglo-Scandinavischen Bank in England, der Don-Asow-Bank in Rußland und ähnlichen Unternehmungen. So schied das stammverwandte Schweden als Aktivposten aus der deutschen Politik aus, wirkte nur charitativ für deutsche Gefangene.

Die deutsche Politik den kleinen neutralen Staaten gegenüber war von einer stupiden Verständnislosigkeit. Sie wurden umworben, ängstlich geschont; kein Wunder, daß man ihr Eintreten in den Krieg befürchtete, das ihnen nahegelegt wurde; konnten sie doch hoffen, den Krieg, den Deutschland nicht zu beenden verstand, durch ihre Anteilnahme rascher zu erledigen. Aber das Nachlaufen war dem deutschen Diplomaten zur zweiten Natur geworden; überheblich wurde er, wenn man ihn unter Hinweis auf die vielen Mißerfolge seinen Standpunkt zu revidieren bat. Einmal erinnerte ich einen Herrn an Cromwells Wort an die schottische Synode: „Ich bitte Euch inständig bei den Eingeweiden

Christi, haltet er für möglich, daß Ihr Euch irren könnt.“ Es machte keinen Eindruck.

Und das hatte seinen guten Grund: Bethmann hatte sich mit Männern aus dem Erwerbsleben umgeben, besser umgeben lassen: Helfferich, Delbrück, Lewald, Rathenau, Ballin, Goldberger, Mendelsohn u. a. m., die nur kapitalistisch dachten. Sein Vertrauensmann, Rürdorffer, hatte schon im Frühling 1914 nachzuweisen gesucht, daß „die Kriege nicht mehr gefochten, aber kalkuliert werden.“ „Deutschland gut regieren — das heißt heutzutage ein guter Rechner sein, wie Sems Nachkommen es stets gewesen sind,“ hatte Walther Steinthal gemeint. „Mit einer guten wirtschaftlichen Prognose auf 20 Jahre hinaus, ist die politische Frage von heute definitiv gelöst,“ setzte dieser Jude hinzu.

Wie einfach und nur wirtschaftlich „nach Börsengesichtspunkten“, bemerkte treffend Hans von Liebig. Da nun die Rüstungen Kalkulation und Prognose erschweren, so waren sie ein Übel und dasjenige Volk stand am besten da, das keine Rüstung hatte; es konnte selbst nicht Krieg führen und natürlich würde man es schonen; diese Logik folgerten aus der neuen Lehre die Pazifisten, die mit ihrer seelischen Selbstbefleckung das deutsche Volk vergifteten.

Diese neudeutsche Einstellung gebar das erste Friedensangebot vom 12. 12. 1916 — ein dies ater! Es wurde hohnlachend von den Feinden abgewiesen. Gerade in dieser Zeit schrieben englische Zeitungen: „die Schlinge um unseren Hals wird immer enger,“ natürlich wurde das Friedensangebot als deutsche Schwäche ausgelegt. Die deutsche Diplomatie hatte wieder einmal Hindenburgs Siege verloren. Unsere Hoffnung stand nur noch bei Deutschlands Feinden, auf daß diese Deutschland zwingen mögen zu siegen; vivat hostis, sagte man mit Recht.

Ein echt Bethmannsches Stück leistete sich der Kanzler mit einem Brief Hindenburgs, in dem dieser die Regierung kritisierte und scharfen Kurs verlangte.



Der Brief war zur Veröffentlichung bestimmt. In einem Käseblatt einer Stadt in Mecklenburg sollte der Brief verschwinden, gleichzeitig aber doch „veröffentlicht“ worden sein; dort entdeckte ihn Dr. K., der seine Aufnahme in größeren Zeitungen vergeblich durchzusetzen suchte; er wurde doch bekannt. Gleichzeitig erfuhr man, daß der König von Bayern das Friedensangebot nur unter der Bedingung rücksichtsloser Kriegführung, vor allem eines uneingeschränkten U-Bootkrieges, genehmigt hatte! Es setzte eine Szene bis zum „Türenzuschlagen“, aber König Ludwig erhielt die Zusage.

Scheidemann wurde vom Kaiser empfangen; Angst regierte, bestimmte die innere Politik und beeinflusste so die äußere. Treudeutsche Männer konnten nicht zum Kaiser vordringen, aber Sozialdemokraten wurden zugelassen, die natürlich genau wußten, was die Glocke geschlagen hatte und ihre zersetzende Politik darnach einrichteten. Wer politische Nerven hatte, fühlte das Heranschleichen einer Gefahr; würden Hindenburg und Ludendorff sie bannen?

Zwei gute Witze gingen um: Interpellation: „Lebt der Kanzler noch? Und wenn ja, was gedenkt die Regierung dagegen zu tun?“

„Wenn der Kanzler ins Wasser fällt, so ist das ein Unfall, wird er herausgezogen, so ist das eine Katastrophe.“

---

Weihnachten 1916 begingen wir in gedrückter Stimmung. Vor einem Jahr wurde das Fest in der Eisenbahn zwischen Perm und Omsk gefeiert. Damals lag Deutschland verklärt durch seine Siege vor uns, Einblicke und Zweifel hatten unser Gemüt noch nicht vergiftet, jetzt war man im Vaterlande, das es so schwer machte an seine Zukunft zu glauben.

Aber wieder sollte man aufgerichtet werden. Das Jahr 1917 brachte Freigabe der „Kriegsziele“. Die von der Regierung befürchteten, richtiger vorge-

schützten Folgen traten nicht ein. Ruhig und sachlich wurde das Für und Wider erwogen. Wieviel war durch das Verbot verschüttet worden? Die Drahtzieher konnten es beruhigt aufheben, es hatte ihre dunklen Pläne gefördert.

Dazu kam mit dem 1. 2. 1917 der heißersehnte verschärfte U-Bootkrieg, nun würde alles gut werden, auch die übrige Kriegsführung mußte vernünftig und energisch werden.

Dieser Freude gegenüber verschlugen die Sorgen um Kurland wenig. Die wirtschaftliche Verwaltung stand dort nicht auf der Höhe. Wie in Feindesland wurde oft gewirtschaftet. Insonderheit wußten die Herren Wirtschaftsoffiziere alles besser. — Der liebe Gott zwingt dort oben das Getreide zu dörren und wir waren gewohnt ihm zu folgen. „Ach was,“ hieß es, „bei uns wird nicht gedörrt.“ Ein Teil der Ernte verkam. Auch spielten sich manche Offiziere als Sieger auf, gerade Balten gegenüber. Daß sie altes deutsches Land befreit hatten, wußten sie nicht aus der Geschichte. Auch beunruhigende Symptome in der Behandlung der Letten traten zutage. Sollte den Reichsdeutschen die größere Quantität der „Autochthonen“, die sie garnicht waren, mehr imponieren, als unsere höhere Qualität? Pässe wurden in deutscher und lettischer Sprache ausgestellt, wohl um Letten zu gewinnen? Früher kannte man nur russische Pässe.

Sollte die schwächliche Behandlung der Polen und anderer Fremdvölker wiederholt werden?

Enge Beziehungen zu dem „Verein für das Deutschtum im Auslande“ hatten die scharfen Augen seines Vorsitzenden, Exzellenz von Reichenau, auf die Fehler in der Behandlung der Letten gelenkt. Auf seine Veranlassung verfaßte ich eine Denkschrift, die an maßgebende Stellen und an alle Abgeordnete versandt wurde\*).

---

\*) Die Denkschrift „Das Lettentum in Kurland“ befindet sich im Anhang II.

Einige Landsleute, die für die „libertas Germaniae“ gewonnen waren, bekämpften meinen Standpunkt. Die heranschleichende Demokratie konnte mich nicht vergiften. Noch immer war die Deutschland zuge dachte „Freiheit“ gleichbedeutend mit Ohnmacht.

Auch in der Gesellschaft traten Gegner der von mir vertretenen Ostpolitik auf. Professor Hoetzsch entwickelte in einem dickleibigen Werk überraschende Ansichten über Rußland. Professor Haller zimmerte ihm durch seine Broschüre „Die russische Gefahr im deutschen Hause“ den wohlverdienten Sarg. Sehr fühlbar machte sich der Gegensatz zu dem glänzenden Publizisten Paul Rohrbach bemerkbar. Er hatte sich große Verdienste um östliche Aufklärung erworben, aber seine demokratische Einstellung, die sich gegen das Zarentum als solches wandte, und damit gegen den monarchischen Gedanken, stimmte nicht zu der von uns vertretenen Politik. Wir bekämpften nicht das Zarentum als solches.

Auf einem Abend im Hotel „Continental“, der unter dem Vorsitz des Juden Professor Stein abgehalten wurde, platzten die Geister aufeinander.

Es gab einen Zusammenstoß mit Professor Hoetzsch, der die uns Balten mit seiner sonderbaren Beurteilung Rußlands verabfolgte Pille dadurch zu versüßen suchte, daß er „die Balten für den edelsten deutschen Volkstamm“ erklärte; *timeo Danaos et dona ferentes* — dachte ich mir.

Auch Freiherrn von Rechenberg mußte ich zurückweisen, der als Katholik unsere verehrten lutherischen Pastoren angriff.

Einen heiteren und einen deprimierenden Erfolg sollte dieser Abend haben. Georg Bernhard, von der „Vossischen Zeitung“, redete mich in einem Brief „Hochgeehrter Herr Baron“ an: ein Mann, der energisch auftrat, mußte zum mindesten „Baron“ sein, zudem sprach man gern summierend von „baltischen Baronen,“ vielleicht, weil die Balten nicht krochen?

Und eine Reihe von Besuchen und Einladungen zeitigte der Abend. War man ein Wundertier, weil man seine Ansicht vertrat und seine Landsleute schützte? Trübe Gedanken überfielen mich. Noch immer wehrte ich mich gegen die Erkenntnis, daß das alte Deutschland zur Neige ging.

Oft kam man sich so verarmt vor!

---

Amerika brach die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab.

Nun konnten die U-Bootgegner schreien! Offene Feindschaft war doch besser als verlogene Neutralität. Bis Amerika Truppen in nennenswerter Zahl herüberschicken kann, wird der Krieg doch siegreich beendet sein? Die Iden des März 1917 verschlangen das ganze Interesse; in Rußland Revolution, der Zar abgedankt! Ich war auch so töricht, mich über diese Ereignisse zu freuen. Die Entlastung Deutschlands berechtigte dazu, aber der Sturz der mächtigen Monarchie hätte Bedenken erregen müssen, wußte man doch, daß auch die Säulen der deutschen Monarchie zu untergraben versucht wurden. An eine „Ansteckung“ Deutschlands glaubten wir noch immer nicht. Verwirklichung unserer Hoffnungen schien näher zu rücken.

Eine Aufforderung in das Auswärtige Amt veranlaßte mich eine kurze Denkschrift aufzusetzen, in der u. a. gesagt wurde: „Daß Deutschland gezwungen ist, die Krisis zu beschleunigen, kann keinem Widerspruch begegnen. Ob die Friedensbedingungen für Rußland „günstig“ oder „ungünstiger“ ausfallen, kann für die zukünftigen Beziehungen nicht entscheidend sein. Ein starker Friede wird durch das Bewußtsein der Unterlegenheit Rußland eher zu einem ruhigen Nachbarn machen, als ein schwacher Friede, der Respekt vor der russischen Macht vermuten lassen würde. Der Übergang der obersten Gewalt in Rußland an eine

neue, noch unbekannte Körperschaft muß Einfluß auf militärische Leitung und Disziplin ausüben. Die zu erwartenden Erschütterungen in der Armee müssen sofort durch eine Offensive ausgenutzt werden.“

Ich verlangte Veranstaltungen von Pogromen gegen die in Rußland unbeliebt gewordenen Engländer (Buchanan hatte sich nach Finnland verzogen), schon um deutsches Leben durch Ablenkung zu retten.

Erst spät abends kam ich zu Exzellenz B., fand ihn gebrochen am Schreibtisch; müde erhob er sich, ich mußte mich zu ihm aufs Sofa setzen. Mit verschleierter Stimme fragte er: „was nun?“ „Die Antwort auf Ihre Frage kann nur unser Heer geben, nützen Sie die Lage sofort aus, der vernünftige Russe wird dankbar sein, wenn Deutschland drüben Ordnung schafft. Daß die russische Revolution nach links abrutschen wird, ist selbstverständlich. Nur keine „Konvention von Tauroggen“, übrigens fehlt dort der Diebitsch. Auch wegen der vielen Deutschen muß gehandelt werden.“

Es verschlug wenig, ich konnte den Mann nicht aufrichten.

Beim Abschied bemerkte er: „Unsere Innenpolitik macht mir die größte Sorge.“

Auf dem Wege nach Hause kam mir die Erleuchtung: man fürchtete die eigene Demokratie, die jeder Aktion gegen das „freiheitliche“, umgestaltete Rußland widerstreben würde. Den heiligen Prozeß der Demokratisierung wagte man nicht zu stören. Die Redensart: „die russische Revolution in ihrem Fett schmoren lassen“, kleidete Unentschlossenheit in zur Schau getragene Gerissenheit. Auch in der guten Presse herrschte Ratlosigkeit. Man saß wieder auf totem Gleis.

Aus Italien kamen gute Nachrichten, denkt es an Frieden? Czernin soll deswegen in Berlin gewesen sein. — Auch ein Irrtum würde jetzt nützen, nur keine deprimierenden Ereignisse, die die Regierung nicht vertragen würde.



Sie selbst aber sorgte für solche Ereignisse. Der „Ostererlaß“ des Kaisers über Änderung des preußischen Wahlrechts, platzte wie eine Bombe. Natürlich wurde er mit der russischen Revolution als Angstprodukt in Verbindung gebracht. Die Linke jubelte, die Rechte fluchte. Dabei hatte Bethmann einschneidende Verfassungsänderungen während des Krieges abgelehnt!

Aber hatte es einen Zweck, von rechts noch grundsätzlich zu opponieren? Man mußte doch die Schwäche der Regierung kennen, mußte sich sagen, daß die Linke in diesem Streit doch siegen würde. War es da nicht klüger, grundsätzlich zuzustimmen und sofort radikale Änderungen hindernde Gegenvorschläge zu machen, die im Anfang des Streites Aussicht auf Erfolg hatten? Die entgegengesetzte Taktik wurde angewandt und die Folgen? Glänzende Gelegenheit für die Linke aufzubegehren, die „ewigen Rechte des Volkes“ zu verteidigen und mit abgetrotztem Tribut an die Demokratie zu hausieren! Die Rechte war doch sonst so gouvernemental? Manche gute Reden wurden von Bürgerlichen in dem entbrannten Streit gehalten, im großen und ganzen erlitt aber das Zutrauen in die staatsmännischen Fähigkeiten des Bürgertums eine schwere Erschütterung. Auch ein Widerspruch trat zutage: opponierte man der Regierung, und in diesem Fall direkt dem Kaiser, so fragte man sich, warum dieser Widerstand nicht auf anderen, wichtigeren Gebieten geübt wurde? War der Kaiser der Inbegriff des Volkes oder begriff das Volk den Kaiser in sich? Hatte ein schwacher Herrscher im Lebenskampf seines Volkes Anspruch auf Schonung? Konnte dem monarchischen Gedanken genützt werden durch knechtisches (euphemistisch sagte man: byzantinisches) Verhalten zum Monarchen, der sich selbst aufgab und so zum Feinde der Monarchie wurde?

Gerade aus der Feigheit des Bürgertums sog die Linke ihre Kraft. Oben beugte man sich vor ihr,

unten knirschte man mit den Zähnen, ballte die Faust in der Tasche. Scharfe Kritiken: Schriften von Junius Alter und Kapp, die dazu noch unterdrückt wurden, schneidige Reden, konnten nicht mehr helfen.

Graf York hielt im Herrenhause eine viel besprochene Rede, die von großer Bildung zeugte, aber taktisch verunglückt war, man nannte ihn scherzweise den „Vater des Parlamentarismus“ und nicht vollständig mit Unrecht — ein großer Aufwand unnütz ward vertan!

„Und der König absolut, wenn er unseren Willen tut“, dachte früher der Adel. Warum war er dem König nicht rechtzeitig in den Arm gefallen?

Es genügte nicht, auf dem Schlachtfelde „für den König zu sterben,“ man mußte auch für ihn leben können! Jetzt aber hieß es handeln, handeln hieß sittlichen Mut bewähren, aufbegehren. Es gab einmal einen Freiherrn vom Stein, der Mut hatte!

Und wenn der Adel, für den ich aus überlieferter Überzeugung eingetreten war, sich nur grollend zurückgezogen hätte! Er hatte sich aber zurückweisen lassen, wagte sich garnicht mehr hervor, wo es doch um ihn, sein Volk und seinen König ging! Da war unser baltischer Adel aus anderem Holz geschnitzt. Dem Zaren, allen Hohen Herren wurde die Wahrheit aufgezeigt, oft wurden sie hart angelassen, man kannte bei uns historische Pflichten, fühlte sich der Zukunft verantwortlich. In Deutschland aber hatte man sich höfisch ergeben. „Mit Gott für König und Vaterland“ hieß es. Die Voranstellung des Königs empfand ich immer als eine Fälschung der Pflichten; umgekehrt mußte es heißen, dann hätte man vielleicht die Kraft aufgebracht, selbstmörderischen Taten des Königs zu steuern. Nur eine Tat konnte Rettung bringen, aber dort, wo die Macht saß, im Militär, konnte man sich zur Tat nicht aufraffen.

Das tapfere Schimpfen auf die „Regierung“, das durch Freigabe der Kriegszielerörterung erleichtert wurde, machte oft einen peinlichen Eindruck. Der Scha-

den saß doch höher, Mut und Geist langten aber nicht bis dahin. Scheidemann durfte sich die höhnische Bemerkung erlauben, daß das deutsche Volk „monarchisch“ gesinnt sei. Und man quittierte mit Wohlbehagen diese Unverschämtheit. Der Kaiser tat ja „den Willen des Volkes“, so lange war man „monarchisch“, bis die letzten Falten des herzoglichen Mantels im Staube lagen, dann sollte die Vielheit auf den Thron gesetzt werden.

Der Kaiser und die Linke näherten sich; bald zog sie ihn, bald sank er hin. Unwürdig dieses unverkennbare Buhlen in der Hoffnung zu retten, was man schon verspielt hatte, und den letzten, alles und alle schlagenden Trumpf, das Heer, wagte man nicht auszuspielen, weil man seine Schwäche nicht der Stärke anderer Männer überantworten wollte. Lieber verschacherte man seine letzten Schätze, um nur den Schein nicht preiszugeben!

Es muß doch ein eigener Trieb befohlen haben, denn die Not und die Vernunft geboten das Gegenteil. Oder fühlte sich der Kaiser in seiner eisigen Höhe, umgeben von falschen Freunden, verlassen, griff er nach Strohhalmen?

Ahnte er, daß höfisches Unwesen das Mark seiner Umgebung zerfressen hatte? Fühlte er die Unfähigkeit seiner „Diener“ das Heft auch gegen ihn zu führen? Ersehnte er Rettung, die er selbst nicht vorzuschreiben wagte, die ihm nur entgegengebracht werden konnte?

Dann lastete die Schuld auf denjenigen, die sich nicht entschließen konnten, seine Umgebung zu durchbrechen, den künstlichen, durch falsche Überlieferung geschaffenen kaiserlichen Panzer zu zerschlagen, um das vielleicht bessere kaiserliche Ich frei zu machen.

Nicht um der Person Wilhelm II. willen, nein, um des monarchischen Gedankens willen quälen wir uns mit Erklärungen und Möglichkeiten.

Ich bin noch heute der Überzeugung, daß der Kaiser sich hätte retten lassen, wenn ein überlegener Wille

ihm die Macht hätte nehmen wollen, und er hätte sie abgetreten! Aber gefälschte Überlieferungen, an-  
erzogener Lehnssinn, überlebte Formen, Scheu vor dem  
Höchsten — vor schwerster Verantwortung ließen den  
Dingen ihren Lauf.

Das treue Heer kämpfte, blutete, verrichtete Wun-  
dertaten, fühlte nicht den Todeskeim, der ihm einge-  
impft wurde von den Feinden, von der Sozialdemo-  
kratie, unter tatenlosem Zuschauen oder unbeholfenem  
Widerstande derjenigen, die es zu hüten berufen waren.

„Preußentum heißt höchstes selbstauf-  
opferndes Pflichtbewußtsein und Verant-  
wortungsgefühl,“ hatte ich gelernt.

Preußen war uns Balten kein geogra-  
phischer Begriff — nein, eine Idee, kein  
staatsrechtlicher Begriff, eine treibende  
Kraft, die Aufgaben suchte und erfüllte.  
Aufgaben, die das Leben stellte, die in  
keinem Reglement zu finden waren.

Zum Ekel wurden die Phrasen, mit denen man da-  
mals gefüttert wurde: „am deutschem Wesen sollte  
die Welt genesen,“ „deutsch sein und Charakter haben,  
sei ein und dasselbe,“ „suum cuique“, (schon schrie  
man „jedem dasselbe“), der „kategorische Imperativ“.

Bismarck, Arndt, Fichte, Treitschke mußten herhal-  
ten, alles Lügen, Lügen, noch einmal Lügen. Die edel-  
sten Begriffe waren zur leeren Hülle geworden.

Was scherte mich noch die Heimat, auch sie war  
ich bereit zu opfern, wenn nur Deutschland  
gerettet wurde!

Das Leben war zur Hölle geworden. Ich dachte der  
Mahnung bei meinem Abschied aus Dorpat: „Sorgen  
Sie dafür, daß wir an Preußen kommen.“ Durfte ich  
das noch wollen? War das Preußentum, wie wir es im  
Herzen trugen, nicht gestorben?

War dieser Rückgang möglich ohne Annahme von  
Verrat.

Schlaflose Nächte brachten keine Klarheit. Um so heftiger warf man sich in die Arbeit. Mit seinen auch noch so schwachen Kräften wollte man arbeiten, um nicht teilhaftig zu werden der Schuld und Schmach.

Die Propaganda für die Heimat hatte endlich Feuer gefaßt. Vorträge von Silvio Bröderich, Schriften von Paul Rohrbach, Axel Schmidt, erweckten immer mehr die Aufmerksamkeit. Eine Broschüre „Die nordische Brücke“, an der Arved Baron Hahn, der Vertreter Kurlands, mitgearbeitet hatte, machte nachhaltigen Eindruck. Man überzeugte sich immer mehr von der Richtigkeit der von uns vertretenen Ansicht; die russische Revolution hatte unser Urteil bestätigt. Unser Landsmann, Dr. Richard Bahr, ein feinsinniger Schriftsteller, sorgte unermüdlich für Aufklärung.

Da genehmigte Wilhelm II. einen „Ausschuß“, der erste Schritt auf der abschüssigen Bahn des Parlamentarismus! Aus dem Osterei des Manifestes, betreffend das preußische Wahlrecht, sollten noch ganz andere Dinge ausgebrütet werden. Scheidemann verhandelte auf eigene Faust in Stockholm wegen eines Friedens mit Rußland; war die Regierung ausgeschaltet?

Ein Munitionsstreik gab die Antwort.

Unterdessen waren Landsleute aus Stockholm nach Berlin gekommen, die frische Nachrichten über Rußland brachten; die Arbeit häufte sich, die nun verteilt werden konnte. Es gab immer mehr zu tun. Separatfrieden mit Rußland, auch unter Preisgabe von Litauen und Kurland, hieß es. Das Auswärtige Amt gab die Presseanordnung Rußland zu schonen, militärische Erfolge, so am Stochod, wurden verheimlicht, auf schleichenden Sohlen, mit Gummihandschuhen sollte Krieg geführt werden!

Rußland sandte eine kalte Dusche: „Der ständige Konseil der vereinigten Adelsgesellschaften“ Rußlands hatte „Weiterführung des Krieges bis zum siegreichen Ende“ beschlossen; der Beschluß wurde durch den



Fürsten Lwow der „provisorischen Regierung“ und dem „Rat der Arbeiter und Soldatendeputierten“ zur Kenntnis gebracht — und von dieser Körperschaft gebilligt! Also hatten wir recht gehabt mit unserer Forderung sofortiger Offensive im Osten, bevor sie von dort kommen konnte. Die Anteilnahme der Duma-abgeordneten, der Barone A. Schilling und A. Fölkersahm, an dieser Sitzung des Konseils, dessen Tagesordnung sie nicht kannten, hatte die konservative Kreuzzeitung veranlaßt, die Nachricht unter der Überschrift „Ein Kriegsruf der baltischen Barone“ zu bringen. War das Torheit? — Die Zurechtstellung in der Presse machte dazu noch Schwierigkeiten! In meiner Entgegnung erinnerte ich an die unerschrockenen Worte, die der verleumdete Baron Fölkersahm nach Kriegsausbruch in der Duma gesprochen hatte: „Wir werden unsere Pflicht tun, aber nicht vergessen, daß Gott uns zu Deutschen gemacht hat.“

Wer die damalige Kriegspsychose in Rußland kannte, und man kannte sie in Deutschland, wußte diesen mannhaften Ausspruch zu würdigen.

Dietrich Schäfer bat ich um sein gewichtiges Wort; in seiner ritterlichen Weise trat er sofort für die Verunglimpften ein.

Damals sagte ich erbittert einem konservativen Herrn: „Die heutigen, nicht an der Front kämpfenden Reichsdeutschen, sind die Letzten, die anderen Gesinnung absprechen dürfen.“ Aber man wirft aus dem Glashause immer gern mit Steinen.

Inzwischen ging die russische Uhr für uns militärisch richtig, England, der letzte Anstifter der Revolution, hatte sie übereilt vorgestellt. Ob der Zar die Kraft zu neuer Offensive aufbringen würde, hatte England bezweifelt. Stürmer hatte an Separatfrieden gedacht, Protopopow war als Fühler nach Stockholm geschickt worden, Deutschland aber sandte ihm, dem bekannten Antisemiten, den Juden M. M. Warburg zur Unterhaltung entgegen. Protopopow dankte.

Dafür sollte ein anderer Jude Kerenski (Halbjude) Deutschland energisch die Meinung sagen: die zweite Brussilowsche Offensive jagte Russen in Massen in den Tod. England war entschlossen bis zum letzten russischen Blutstropfen zu kämpfen. Der Geländeverlust der Österreicher war nicht entscheidend, aber deutsches Blut wieder zwecklos vertan, das durch deutschen Vormarsch geschont worden wäre.

---

Wir gewannen an Aufmerksamkeit, wir hatten richtig prophezeit!

Das zeigte sich in der Aufforderung in verschiedenen Städten Vorträge zu halten: Bremen, Posen, Hamburg, Lübeck u. a. Überall lernte ich ernste, deutsche Männer kennen, man schöpfte neuen Mut, auch durch den Verkehr mit Frau Dr. Schirmacher, einer glühenden deutschen Kämpferin, die über ein großes Wissen und viel Lebenserfahrung verfügte.

Die Gründung der Deutsch-Baltischen Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg und dem Legationsrat A. von Schwerin, sollte die Wirkungsmöglichkeiten erweitern.

Auch der Hauptverband Deutscher Flottenvereine im Auslande bekundete reges Interesse für den Osten. Gelegentlich eines Vortrages konnte ich Großadmiral von Köster eingehend orientieren.

Erneute Aufklärung wurde immer nötiger, der Nationalitäten-Schwindel tobte. Was man im Westen Rußlands an Völkersplitterchen entdeckte, sollte berücksichtigt und verselbständigt werden: Letten, Esten, Litauer, Weißrussen wollte man beglücken, die Balten drohte man zu vergessen. Eine grotesk anmutende Agitation wurde für die Ukraine getrieben.

Dieselben Männer, die die Unentbehrlichkeit der Dardanellen für Rußland in Wort und Schrift nachgewiesen hatten, wollten nun den ganzen Süden Rußlands, die „berühmte Korn- und **Erzkammer**“ abtrennen. Mit der

Ukraine rechnete man schon als sicheren Bundesgenossen gegen Großrußland, den Moskowiter. Solchem Verlangen gegenüber fiel es doppelt schwer unsere Forderungen durchzusetzen. „Die Ostseeprovinzen kann man Rußland nicht auch noch nehmen,“ mußte das Echo dieser Projekte sein. Die Heimat ging vor, wir hatten ältere Rechte. Wir kämpften nicht für uns, sondern auch für Deutschland, das durch Angliederung der Heimat großen Gewinn haben sollte. In einem Zeitungsartikel wurden folgende Gedanken entwickelt:

„. . . das Nationalitätenprinzip ist ein erlogener Kriegsprätext der Entente . . . Es bedeutet Wiederherstellung Serbiens, die Österreich und Bulgarien nicht frommen würde. Das Königreich Polen hat bei uns eine polnische Irredenta geschaffen, sollen wir für Großpolen eintreten? Auch Elsässer können sich melden, sollen wir ihre abstrebenden Tendenzen fördern? Der kürzlich gegründete Deutsch-Baltische Verein will den Russen, Letten und Esten preisgegebenen Deutschen helfen. Ist diese Aufgabe mit dem auf dem brutalen Gesetz der Zahl beruhenden Nationalitätenprinzip vereinbar? Sollen wir selbst die Hand dazu bieten, um den deutschen Charakter der baltischen Provinzen zu vernichten? . . . Der zähe Kampf um deutsche Kultur und Sitte der siebenbürgischen und baltischen Deutschen ist uns gleichgültig, wir mäkeln tüchtig an ihrer Eigenart, die eine Folge ihres treuen Festhaltens an ihrem Volkstum durch Jahrhunderte in feindlicher Umgebung ist; preisgeben wollen wir sie, aber für Buren, Esten, Letten und andere Völkerspitter begeistern wir uns mit Schaum vor dem Munde.

Soll denn auch dieser Krieg unser völkisches Gewissen nicht aufrütteln? Gestehen wir es doch offen ein: das uns mangelnde nationale Ehrgefühl, uns fehlender völkischer Stolz sind mit ein Anlaß zu diesem Kriege . . . Für uns darf es nur nationale Aufgaben geben, die die Zukunft unseres Volkes sichern können.

Was wir an besetzten Gebieten in West und Ost behalten werden, geschieht einzig und allein um unserer selbst willen. Wir haben keinen Kriegsvorwand gesucht, brauchen nicht das vermoderte Rüstzeug der Entente nach Rechtfertigungsgründen für die Folgen unserer Siege zu durchstöbern. Die Wohlfahrt unseres Volkes muß unsere einzige Richtschnur sein. Sollten darunter fremde Natiönchen leiden, so mögen sie sich bei unseren Feinden dafür bedanken, wir haben den Krieg nicht gemacht, aber wiederkehren darf er nicht, dafür brauchen wir Sicherheiten, die andere bezahlen müssen. Wir werden ja nicht sobald aufhören in Objektivität zu ersterben, vielleicht gelingt es uns aber doch, die Resultate dieses Krieges subjektiv zu gestalten, einmal, nur einmal ausschließlich daran zu denken, daß wir Deutsche sind. Ob Esten und Letten an uns kommen wollen, ist ganz gleichgültig. Wie sagte doch Bismarck, als ihm berichtet wurde, daß die Elsässer unter deutscher Herrschaft sich nicht wohl fühlten: „Wir wünschen es ihnen, Zweck der Angliederung war es aber nicht.“

Vollständig wurden die Nationalitätenschwindler nicht niedergerungen. Linke und Juden waren ihre mächtigen Bundesgenossen, aber die ihnen entgegengesetzten Ansichten fanden Gehör und Beachtung.

Die von der russischen Revolution befruchteten Demokraten, auch des baltischen Lagers, die nicht zahlreich waren, lebten nur dem Gedanken an die Zertrümmerung des Zarentums. Im demokratischen Gewande sollte der so scharf von ihnen bislang bekämpfte Großrusse, der Moskowiter, weniger gefährlich sein! Dabei brüllte Miljukow: Germaniam esse delendam, Kerenski setzte den Krieg fort, Gutschkow hetzte; es verschlug alles nicht. Die demokratische Psychose hatte die Vernunft erstickt. Der „Gürtel der Fremdvölker um Rußland“ wurde gangbare Phrase. Wie nun, wenn dieser Gürtel sich auch feindlich zu Deutschland stellte? Und die Politik des Nachlaufens mußte

die zu „befreienden Völker“ dahin treiben. Letten, Litauer wurden frech und man kuschte sich vor ihnen. Unsere echten Kriegsziele waren: Rußland sollte besiegt, Deutschland durch Erwerb der Heimat im Osten „saturiert“ werden. Ein Zar in Rußland war uns dann lieber, als eine jüdische Republik. Die Geschichte lehrt nicht „Friedensliebe“ der Demokratien. Aber auch im Westen sollte Deutschland Gewinn haben.

---

Die Ratlosigkeit wuchs.

Da war es ein glücklicher Umstand, daß nach Erkalten der Beziehungen zum Auswärtigen Amt, neue Verbindungen zu politischen Stellen im Kriegsministerium und dem stellvertretenden Generalstabe wertvollen Ersatz schafften. Der Verkehr mit dem aktiven Militär war eine Erholung.

Wenn das Auswärtige Amt bis dahin „großen Wert auf meine Mitarbeit gelegt hatte“, so war das nach Ausbruch der russischen Revolution nicht mehr so; sie hatte so einschüchternd gewirkt, hatte der großgepöppelten Linken solche Trümpfe in die Hand gegeben, daß Mahner und Warner kompromittierend wirken konnten, zumal sie Handeln verlangten; man wollte aber nur verhandeln. Rein äußerlich trat das in die Erscheinung: sonderbare Gestalten füllten die Räume der Wilhelmstraße, Leute, die Russen als „Chuligane“ (Strolche) bezeichnen, begehrten Einlaß und erhielten ihn, immer mehr Juden traf man, die sich mit einer empörenden Selbstverständlichkeit dort bewegten. Polen wurden dreist. Reichsdeutsche, hohe Beamte, trugen ihre linken Sympathien offen zur Schau.

Dieser „Frieden“ durfte nicht gestört werden durch solche Besucher, die nur eine deutsche Politik kannten. Wenn man bis dahin in der Regel sofort empfangen wurde, änderte sich auch das. Die Diener schienen Anordnung zu haben, einen abzuwimmeln. Nur



noch notfalls betrat ich die entweihten Räume. Bismarcks Geist hatte man vertrieben, der Jude ging um und zerriß den deutschen Diplomaten das letzte Gedärm. Kriegführung und innere Probleme verstand er meisterhaft miteinander zu verquicken.

Das zu spät aufgehobene Verbot der Kriegszielerörterung machte auch manchen sonst verständigen Deutschen an Deutschlands Hindernis für den Frieden glauben: die deutsche Schuld mußte doch groß sein, wenn die Regierung ihre Karten nicht aufzudecken wagte! Jüdisch beeinflusste Zeitungen, insonderheit „Berliner Tageblatt“ und „Frankfurter Zeitung“, schrieben in diesem Sinn; der Glaube an deutsche Kriegsschuld überhaupt reifte heran. Da war es eine Wohltat durch neue Aufgaben abgelenkt zu werden. Gutachten über wirtschaftliche Fragen betreffend Rußland und die Heimat wurden eingefordert, bis in den frühen Morgen saß man am Schreibtisch und dankte für Ablenkung.

Unsanft sollte man aufgescheucht werden: die verräterische Erzbergersche Friedensresolution im Reichstage war dazu angetan, alle Hoffnungen zu erschlagen. Ein schlimmeres Friedensangebot als das vom 12. 12. 1916, das zweite innerhalb eines halben Jahres! Die Feinde frohlockten, unsere Linke unterstützte sie. Die Front stand aufrecht, der U-Bootkrieg lichtete in begeisternder Art und Weise den Schiffsbestand der Feinde und Neutralen, selbst Helfferich hatte umgelernt, nachdem er mit seiner rechnerischen Autorität den U-Bootkrieg hintangehalten hatte. Aber Deutschland wimmerte um Frieden. Ging doch Verrat um, auf den sonderbare „Empfänge“ bei mysteriösen Persönlichkeiten hindeuteten, die ich wohlweislich gemieden hatte?

Aber was das Schlimmste war: die völkische Unzuverlässigkeit und Charakterlosigkeit des deutschen Professorenstandes und seines gelehrten Anhanges trat immer mehr in die Erscheinung. Meine Hochachtung vor dem deutschen Professor als solchen hatte schon

abgenommen, auch das war ein schweres Opfer. Selbst einer alten Professorenfamilie entstammend, war ich daran gewöhnt, den Gelehrten als solchen zu achten, der in der Heimat überall verehrt wurde. Ich dachte an Oettingen, Bergmann, Schmidt, Karl Erdmann, Karl Ernst von Baer, von Middendorff, Seeberg, Leopold von Schroeder, Haller, Lezius, Schirren, Rohland, Engelmann, Bergbohm, Engelhardt, meinen Vater und viele andere; die waren aus anderem Holz geschnitzt. Völkischer Kampf war ihnen eine Selbstverständlichkeit, ebensogut hätte man ihnen das Atmen verbieten können, ihr Deutschtum war ihnen Herzens- und Pflichtsache. Moltke hatte dem deutschen Schulmeister den Sieg von 1866 zugeschrieben, der neudeutsche Professor hat den Weltkrieg durch Deutschland nicht gewinnen lassen. Diese Schmach wird ewig auf ihm sitzen bleiben. Auch die Ehrfurcht vor dem deutschen Professor war „zu den Bestien entflohen.“ Man wurde immer ärmer. Mit jüdischer Zersetzung konnte die Schande nicht abgetan werden, warum ließen sich Deutsche in geistige Fesseln werfen?

In dieser schweren Zeit veröffentlichten deutsche Professoren, ausgerechnet im „Berliner Tageblatt“, einen Schrei nach dem preußischen, vierschwänzigen Wahlrecht: Delbrück, Harnack, Troeltsch, Nernst, Fischer, Meinecke fanden sich zusammen.

War es die rechte Zeit um Öl ins Feuer zu gießen? Hatten die Leuchten das Wort vergessen: „Ein junger Mann, der mit zwanzig Jahren nicht Republikaner ist, hat kein Herz, ist er es aber noch mit vierzig Jahren, so hat er keinen Verstand.“ Verstand legten diese Männer in ihren wissenschaftlichen Arbeiten in erstaunlichem Umfang an den Tag, also fehlte ihnen nur politische Vernunft? Volkspolitik, und um diese ging es, ist aber zuerst eine Sache des Gemütes, der Gesinnung. Hatten diese Koryphäen kein Gemüt, keine Gesinnung? Oder wollten sie rechtzeitig den neuen

Wind in ihren Segeln auffangen, sich in Deckung bringen?

Alle bitteren Erfahrungen, alle Enttäuschungen ließ ich an meinem geistigen Auge vorüberziehen, man konnte sie nicht verarbeiten, sah oft keinen Ausweg.

Niedergeschlagen wollte ich die Politik werfen, endlich an meine Familie denken, die juristischen Examina in Deutschland wiederholen, um „nach Brot zu gehen“. Oft waren mir verlockende Anerbietungen gemacht worden, immer hatte ich abgelehnt. Wollte ich wirken, so durfte ich nicht abhängig sein. Als Angestellter hätte ich Vorgesetzte gehabt, kein Teufel hätte mich mehr angehört, ich konnte doch nicht gleich „Exzellenz“ werden, vor der man in Deutschland kroch. Oft gedachte ich meines Vaters, der sogar „Kaiserlich russische wirkliche Exzellenz“ war, wenn man vor und nach jedem Satz „Exzellenz“ hörte. Wie hätte sein berühmter Witz die Beflissenen gezüchtigt! War es nicht Zeit, diese fremdländische Floskel abzulegen? Genügte nicht militärische oder bürokratische Rangbezeichnung? Und war unser Name nicht unser Bestes? Die Titelseuche erkannte ich als ein nicht zu unterschätzendes Hindernis — für völkische Gesundheit.

Ich mußte frei und ungebunden sein, wenn ich wirken wollte. Niemand durfte mir Vorschriften zu machen haben, mein Auftreten durfte gar keinen Rücksichten unterworfen sein.

Der auf die Weltreise mitgenommene Zehrpfennig ging zur Neige; gut, dann werden Schulden gemacht. Befreiung der Heimat durch das deutsche Heer würde doch mein in Petersburg liegendes Vermögen verdoppeln oder verdreifachen und meinen Beruf als Rechtsanwalt und Bankdirektor würde ich dann wieder aufnehmen können.

Und es war richtig, daß ich jede Abhängigkeit ablehnte, man hielt mich für vermögend, das Gold regierte und die bei mir vermutete materielle Unabhän-

gigkeit öffnete mir manche Tür, die mir sonst verschlossen geblieben wäre.

Einen kleinen „Silberstreifen“ gebar die steigende Not.

Bethmann-Sollweg, wie man den Kanzler nannte, wurde entlassen. Hindenburg hatte eingegriffen, der Kronprinz war nach Berlin gekommen. Bethmann suchte sich durch drohendes Abspringen Bulgariens im Fall seiner Entlassung zu halten, es half ihm nicht, endlich hatte der Primus von Schulpforta abgewirtschaftet. Michaelis wurde sein Nachfolger, es konnte doch nur besser werden, der Tiefstand deutscher Politik schien erreicht.

---

In erleichterter Stimmung ging es nach München zu einem Vortrage über „die russische Gefahr“.

Prächtige, aufrechte, kluge Männer lernte ich kennen. Geheimrat von Gruber vermittelte einen Empfang beim König von Bayern im Wittelsbacher Palais. Er hatte als Führer einer Deputation König Ludwig die Augen geöffnet über die ruinöse Politik des Reiches (lies Wilhelm II.); er bat mich, rückhaltlos zu sprechen; das sollte besorgt werden.

Der König empfing mich allein, die Herren Adjutanten wurden gebeten, draußen zu bleiben; das war ein gutes Zeichen. Der König war so schlicht und herzlich, daß ich mich daran erinnern mußte, vor einer Majestät zu stehen. Über eine Stunde dauerte die angeregte Unterhaltung; allem zuvor suchte ich begangenen Übereifer einiger Freunde gut zu machen, die auch in Bayern, besonders in München, zuviel auf dem „lutherischen Charakter der Heimat“ herumgeritten waren. Die konfessionelle Frage sollte nicht in den Vordergrund gerückt werden. Ich wies auf die katholische Kirche in der Heimat hin, nannte einige treudeutsche, aber katholische Landsleute, betonte das

gute Einvernehmen der beiden Konfessionen in der Heimat.

Der König beruhigte mich gleich eingangs; „Ich bin kein Flaumacher, aber die Politik wird in Berlin gemacht.“ Aber Bayern sei der zweitgrößte Bundesstaat, der ausschlaggebend bei der Gründung des Reiches gewesen sei und jetzt wieder sein gewichtiges Wort in die Wagschale werfen müsse, erwiderte ich. Polen, Litauen, die Ostsee, meine Heimat wurden eingehend behandelt. Ich bedauerte die schädlichen Friedensangebote an Rußland, was den König nicht verstimmte, obgleich sein Bruder Leopold die schlimmsten Anerbietungen gemacht hatte. Innere Zustände, der Parlamentarismus wurden erörtert. Ich bat um stärkeres Hervortreten der Bundesfürsten, der Kaiser sei nur primus inter pares und vertrete im Bundesrat doch nur Preußen, nicht das Reich.

„Ja, die Preußen,“ meinte der König, „die sollten weniger steif und unliebenswürdig sein.“ Die staatsrechtliche Gestaltung Kurlands wurde, ohne Gegenliebe zu finden, vorsichtig berührt. (Ein „katholischer Fürst“ für Kurland ging damals um.) Der „Fremdvölker“ Rußlands wurde gedacht. „Die dürfen wir nicht preisgeben,“ meinte der König. „Aber zuerst muß an uns Balten gedacht werden, wir haben lange genug unsere Haut zu Markte getragen, unsere Kräfte gehen zur Neige,“ bat ich. Beim Abschied sagte ich noch: „Der Kurs in Deutschland geht nach links, die Monarchie hat allen Grund auf der Hut zu sein.“

Der König übertrug mir Grüße an seinen Gesandten in Berlin, den Grafen Lerchenfeld-Köfering, und beauftragte mich, ihm die ganze Unterhaltung wiederzugeben. Das sollte mir nicht gelingen. Den Grafen Lerchenfeld kannte ich, er war Bethmannianer, bei einem Besuch hatte er auch mir gegenüber die These vertreten, daß man England durch scharfe Kriegführung „nicht reizen“ dürfe. Er wird wohl durch Münchener Höflinge Tenor und Verlauf meiner Unterhaltung



mit dem König, die dieser weiterzugeben versprach, gehört haben. Die direkte Wiedergabe des Gespräches durch mich hätte den Charakter eines Auftrages annehmen können, das wollte der Graf wohl vermeiden, ich konnte seiner nicht mehr habhaft werden. —

Durch Vermittelung warmherziger Bremer Freunde schloß sich an den Münchener Besuch zweimaliger Empfang durch den Großherzog von Oldenburg in Rastede. Beim ersten Empfang mußte ich vor der Hofgesellschaft über meine Reise berichten. Wie segnete ich meine Flucht, die mir willkommenen Resonanzboden verschaffte und die Bereitwilligkeit, meine politischen Anliegen anzuhören und zu verstehen, vergrößerte.

Im Großherzog von Oldenburg lernte ich einen klugen, aufrechten Mann kennen, mit dem man sich offen aussprechen konnte. Er hat gemeinsam mit dem König von Bayern einzugreifen versucht.

Auffallend war mir in beiden Fürstenhäusern folgendes: Ich war gewohnt alle Feinde Deutschlands zu hassen, angefangen vom Oberhaupt. Irgend welche Feindschaft gegen das Zarenhaus, das doch wahrlich Deutschland hinreichend geschädigt und betrogen hatte, gegen das englische Königshaus, ließ sich nicht feststellen. Die nahen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen der Fürsten untereinander müssen doch lähmend auf das rein deutschvölkische Gefühl eingewirkt haben. Diese Beobachtung stimmte mich nachdenklich. Bei den beiden genannten deutschen Fürsten konnte dieser Mangel keine Gefahr bringen, ob aber nicht bei anderen, schwachen Naturen und wie stand es darin mit dem Kaiser? Die oben erwähnten Erfahrungen in der Verwundetenpflege hatten mich schon stützen lassen.

Ohne glühenden Haß war dieser Krieg nicht zu führen, nicht zu gewinnen, fehlte dieser Haß, so konnte sein Korrelat, die Liebe zum eigenen Volk, auch nur crescendo wirken!

Nach Berlin zurückgekehrt, konnte ich die freudige Tatsache feststellen, daß die Broschüre des Herrn Landgerichtsrates E. Schrader, Lübeck, „Die Ostseeprovinzen deutsch“, großen Eindruck gemacht hatte, überall fand man sie. Ein lebhafter Briefwechsel mit diesem treudeutschen Mann knüpfte sich an diese aufmunternde Erfahrung. Schraders Arbeit kam gerade recht. Die kleinen „Nationalitäten“ gingen wieder um, nur vom großen deutschen Volk war nicht die Rede. Einer einflußreichen Person schrieb ich u. a.: „Ich höre aus guter Quelle, daß in Kurland eine Art Volksabstimmung über seine Zugehörigkeit stattfinden soll. Ich sehe noch ganz davon ab, daß ein solcher Modus ein Zugeständnis an den von der Linken gepöppelten Nationalitätenhumbug darstellen würde, die schlimme Folgen nach sich ziehen kann. Wie liegen nun aber die Aussichten für eine solche Abstimmung? Das Land ist entvölkert, viele Deutsche und Letten abwesend; es ist nicht ausgeschlossen, daß die Letten sich der Abstimmung enthalten werden, aus Furcht, ihren in Rußland befindlichen Landsleuten und später vielleicht sich zu schaden. Stimmen sie mit und in für Deutschland günstigem Sinn, so kann ein solches Ergebnis leicht für das Produkt einer Mache erklärt werden. Sollte die schwer vorauszusehende Entwicklung der Nationalitätenfrage in Rußland eine den kleinen Völkern vorteilhafte Wendung nehmen, so können die Letten behaupten, unter Zwang für Deutschland optiert zu haben. Den Linken würde dadurch Agitationsmaterial in die Hand gegeben werden und Deutschland käme in die Lage, eine solche Erklärung, wie auch ein negatives Resultat der „Abstimmung“ anerkennen zu müssen, nachdem es einmal die Abstimmung für maßgebend erklärt hat. Endlich können die außerhalb Kurlands lebenden Letten die Abstimmung als für sich nicht bindend erklären. Einer Abstimmung der Deutschen bedarf es nicht, ihre Stellung und Wünsche sind bekannt. Ich hoffe, daß die

Ara der Zugeständnisse zu Ende geht. Entscheidend kann doch nur Deutschlands Interesse sein, je energischer dieses betont wird, umso sicherer wird es gelingen, Scheidemann-Erzbergerischen Wahnwitz zu bannen. Je kraftvoller Deutschland auftritt und einfach behält, was es mit seinem Blut gewonnen hat, umso eher werden die geschaffenen Tatsachen Anerkennung finden.“

Es kam doch zur Abstimmung, die natürlich als „gefingert“ erklärt wurde.

---

Der neue Kanzler erfüllte die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht. Mit seiner Erklärung, „so wie ich die Friedensresolution auffasse,“ hatte er kein Glück; er wurde wie ein Schuljunge zur Rede gestellt. Man rutschte fröhlich in den „heiligen“ Bahnen des Parlamentarismus —, draußen aber blutete das treue Heer für die Heimat, der Siege und Taten lästig waren, hinderten sie doch den Verzichtfrieden, der der ganzen Welt Ruhe versprechen sollte! Damals strotzte Deutschland von Gesinnungslosigkeit.

Da kam der September 1917 und brachte die Schaffung des Brückenkopfes bei Üxküll, Riga wurde genommen, über Hinzenberg, Lemsal ein Grenzwall gezogen!!!

Die Freude erschütterte. Von allen Seiten kamen Glückwünsche. Aber die Sorge um die dem zurückflutenden russischen Heer preisgegebenen Landsleute träufelte einen Wermutstropfen in die Dankbarkeit. Wie doch Erfolge wirken! Graf Westarp sagte im Reichstage: „Das alte Baltenland muß vom russischen Joch befreit werden.“ Und Hindenburg hielt dem deutschen Volk das zähe Festhalten der Balten an ihrem Volkstum vor.

Bald darauf wurden unter Befehl des Generalleutnants von Estorff die Inseln Ösel und Moon besetzt. Walter Flex fiel durch eine verirrte Kugel, vor der

alten Ordenskirche in Arensburg liegt er begraben. Er hat das tiefe Wort gesprochen: „Leutnant sein, heißt seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist dann wohl nur ein Teil davon.“ —

Aber es ging in der Heimat militärisch nicht weiter, die Front erstarrte, Truppen wurden von Riga an die Westfront beordert, auch die Österreicher brauchten wieder Hilfe.

Mit den befreiten Landsleuten konnten wir nicht in Verbindung treten. Furchtbar polizeilich wurde das dortige Militär. Nur politisch indifferente Personen durften hin und nach Deutschland.

Die Landsleute in der befreiten Ecke Livlands waren so unvorsichtig, politische Eingaben zu machen, ohne die Erfahrung der in Berlin tätigen Landsleute zu nutzen. Sie hatten im Sack gesessen, kannten nur das Deutschland vor dem Kriege, ahnten nicht die Verwüstung, die der Krieg erzeugt hatte.

In der Presse wurde folgender Dank veröffentlicht:  
Riga genommen.

Die Zweifler unter den Balten an dem ehernen Gang der Weltgeschichte werden aufgerichtet und die den Glauben an eine bessere Zukunft, an die Kraft des deutschen Volkes nicht verloren haben, werden bei dieser Nachricht mit tiefem Dank der Männer gedenken, die das Befreiungswerk der alten Heimat in Angriff genommen haben.

Der Sorge für Hab und Gut unserer Heimatgenossen, das den flüchtenden Russen zum Opfer fallen wird, dürfen wir uns nicht hingeben.

Nicht zum erstenmal wird unsere Heimat verwüstet. Unsere Vorfahren haben immer wieder gebaut, ohne die Aussicht mit dem Mutterlande vereinigt zu werden. So viel leichter wird uns diese Aufgabe fallen, ein großes Volk wird hinter uns stehen. Nicht im Widerstreit mit einer fremden, nein, im Verein mit einer uns wohlwollenden Regierung werden wir unser Haus von neuem bestellen.

„Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert,“ ist nie der Balten Losung gewesen.

Der Ernst der Stunde verbietet es, den Empfindungen, die auf uns einströmen, breiten Raum zu geben. Wohl aber drängt sich der Wunsch auf namens derjenigen, denen es vergönnt war hier für die deutsche Sache und die Heimat zu wirken, zu danken für das Vertrauen, das ihnen entgegengebracht worden ist, für die weitherzige Gastfreundschaft, die sie hier genossen haben.

Die Dankesschuld, die uns hieraus erwächst, werden wir abzutragen bemüht sein, Erfüllung dieser Pflicht wird durch das Bewußtsein erleichtert werden, daß die Befreiung unserer Heimat nicht nur uns nützen, sondern dem ganzen deutschen Volk frommen wird. Unsere Wünsche mußten mit den Interessen des deutschen Volkes zusammenfallen, das dem so ist, wird die Zukunft lehren.

Stolz empfinden wir im Bewußtsein, ein Teil des deutschen Volkes zu sein, das durch seine Siege einer verhetzten Welt Frieden bringen wird.“

Die Aussicht der Angliederung der Heimat rief die Linke auf den Plan. Gegengründe konnten nicht angeführt, aber den „baltischen Baronen“ sollte eins ausgewischt werden. Da mußte dazwischen geschlagen werden. Auch Herr von Gerlach von der „Welt am Montag“ wurde zur Vernunft zu bringen versucht. Etwas halfen solche Reklamationen immer, man konnte nicht wissen. Deutschland konnte, entgegen einem Worte Greys, außer den Schlachten, vielleicht doch auch den Krieg gewinnen, dann konnten die Balten zu Einfluß gelangen, also besser vorsichtig, aufbegehren konnte man ja immer noch!

---

Die zweite Revolution im Jahre 1917 sollte das russische Reich erschüttern. Nach einem fehlgeschla-



genem Versuch, eroberten die Bolschewisten die Macht. Kerenski floh, die Volljuden setzten sich auf den Zarenthron, mordeten, raubten, brandschatzten — Rußland zerfiel.

In Vorträgen in verschiedenen Städten wurde vor Verträgen mit den jüdischen Verbrechern in Rußland gewarnt.

Eine kleine Kraftanstrengung noch und die neuen Machthaber wären gestürzt, Deutschland hätte als Retter Rußlands auftreten, den besten Grund für spätere nahe Beziehungen legen können.

Deutschland aber schloß mit den Juden einen Waffenstillstand ab.

Denkschriften, Artikel wurden verfaßt, alle Beziehungen in Bewegung gesetzt, es half nichts. Wieder mußte man sich bescheiden.

Sogar das Auswärtige Amt hatte die Lage erkannt. Herr von R. sagte mir: „Der Russe braucht den Frieden noch nötiger als wir.“

Die Bitte, während der Waffenstillstandsverhandlungen nicht von Annexionen zu reden, spiegelte die Angst vor den Linken wieder; eigentlich waren diese sehr bescheiden, sie hätten sich weit mehr erlauben können.

---

Unterdessen waren Landsleute aus Riga nach Berlin gekommen.

An den Niedergang Deutschlands wollten sie nicht glauben.

Für Angliederung der Heimat hatte ich immer die Ritterschaften Liv-, Est- und Kurlands als Rechtssubjekte für Verträge und Abmachungen genannt, was auf Grund des Friedens von Nystadt staatsrechtlich zu rechtfertigen war.

Die Landsleute wollten auf alle verfassungsmäßigen Rechte verzichten, erstrebten ein militärisches Schutzverhältnis.

Die ahnungslosen Waisenknaben! Da würden sie bei der Linken schön anrennen, Esten und Letten würden ihnen das Konzept rasch verderben.

Demokratie war doch Trumpf geworden! Die Landsleute glaubten aber noch immer an die Kraft der deutschen Monarchie. Auch hatten wir in einer Militärverwaltung manches Haar gefunden. Ich wollte ihnen von vornherein nicht alle Illusionen rauben, sie würden schon umlernen, diese Prüfung lag hinter mir, auch ihnen sollte sie nicht erspart bleiben.

Der geplante Verzicht auf verfassungsmäßige Rechte war eine herbe Enttäuschung, auch eine Verbeugung vor der „libertas“. Hatten die Stürme das Holz, aus dem unser Adel geschnitzt war, weich gemacht? Principiis obsta — hieß es doch? Wer Rechte freiwillig aufgibt, gewinnt nie solche dazu. Sollten sie nicht zu halten sein, so war immer noch Zeit, sie in entscheidenden Augenblicken der Verhandlungen mit einer großen Geste preiszugeben. Ich beschloß zu wachen. Wiederholt konnte ich, ohne daß die Betreffenden es wußten, in den Ämtern Spuren auswischen, die ich für verhängnisvoll hielt.

Wer in Deutschland nachgab, war verloren.

In einem Memorandum wurden folgende Richtlinien für die bisher geübte Politik skizziert:

„. . . Mein Wunsch, der mich nach Deutschland führte, war aufklärend über Rußland zu wirken, das man in Deutschland nicht kannte. Ich hatte mir vorgenommen, das Thema „Rußland—Deutschland“ zu behandeln, aber nur im Rahmen der politischen Gesamtlage, um nicht enger Interessenpolitik geziehen zu werden.

Schon in den ersten Wochen gewann ich Einblick in den furchtbar ernsten Existenzkampf Deutschlands, den wir drüben unterschätzt hatten, der durch Fehlgriffe in der Kriegsführung, durch beginnende innere Schwierigkeiten vertieft wurde.

Daß England der gefährlichste Feind war, lernte man bald verstehen, obgleich die Regierung Bethmanns sich gegen diese Einsicht sträubte. Die Überzeugung drängte sich auf, daß aus der Menge der großen Feinde, aus der Fülle der Kriegsziele, einzelne Gegner, bestimmte Einzelfragen nicht herausgegriffen werden durften, daß nur der ganze Komplex der durch den Krieg aufgerollten Probleme beurteilt werden mußte.

Ich war darum nicht mit der Tätigkeit mancher Landsleute einverstanden, die östliche Kriegsziele, besonders die Wünsche der Heimat, ausschließlich in den Vordergrund drängten.

Durch den Anblick des schwer ringenden deutschen Volkes empfand man in erster Linie als Deutscher, dann erst als Balte. Man lernte, daß das Häuflein Balten als solches keine entscheidende Rolle spielte, daß unsere Hoffnungen und Wünsche nur dann Erfüllung finden konnten, wenn nachgewiesen wurde, daß diese mit den Lebensinteressen des deutschen Volkes zusammenfielen. Wiederholt ist mir gesagt worden: „Sie fassen die Dinge anders, als einige Ihrer Landsleute auf. Sie betonen in erster Linie deutsche Interessen.“

Trennung des Westens vom Osten, Heraushebung rein östlicher Kriegsziele konnte ich nicht mitmachen. Der Schrei nach dem hemmungslosen U-Bootkriege war notwendig; namentlich verstand ich ihn, nachdem ich in Amerika Einblick in die dortigen Verhältnisse gewonnen hatte, die lehrten, daß Amerika als offener Gegner weniger gefährlich sein konnte, wie als „neutraler“ Protektor der Entente. Den U-Bootkrieg hatten Amerikaner mir gegenüber als Vorwand für den zukünftigen Eintritt Amerikas in den Krieg bezeichnet.

Man mußte sich hüten, westliche Kriegsziele als quantité négligeable zu behandeln.

In dieser Hinsicht hatten sich Balten versündigt, die sich über die „Englandkrankheit“ lustig machten,

was Empörung hervorrief. Einen Artikel gegen solches Vorgehen hielt ich zurück, um nicht durch Gegensätze unter uns Balten unsere Arbeit zu beeinträchtigen. War aber bemüht, diese Fehler gut zu machen. Der Krieg im Westen galt leider als der „vornehmere“, da galt es Unwägbarkeiten zu beachten . . .

Es lag auf der Hand, daß die russischen Fragen, an die man im Unterbewußtsein kenntnisloser Unzulänglichkeit ungerne herantrat, nicht zu sehr kompliziert werden durften, um nicht Verzweiflung an der Lösung östlicher Probleme aufkommen zu lassen.

Leider geschah oft das Gegenteil.

R. ritt ausschließlich das ukrainische Pferd. Die Lebensnotwendigkeit der Dardanellen für Rußland wurde breitgetreten. Vergeblich warnte ich. Das befürchtete Echo blieb nicht aus, es hieß: „Wenn die Balten die Unentbehrlichkeit der Dardanellen für Rußland nachweisen, so kann man den Russen die Ostsee nicht auch noch nehmen.“ Von einer hohen Persönlichkeit wurde ich direkt gebeten, dem Betonen der Dardanellen ein Ziel zu setzen. Ich schalte ein, daß Schiemann und Haller sich an diesem Treiben nicht beteiligt haben.

Der Ausbruch der russischen Revolution wirkte niederdrückend, gen Osten wurde man direktionslos. Durch die verworrene „Nationalitätenfrage“ wurde diese Gefahr vergrößert. Einfach und klar, ohne Komplikationen muß der Osten behandelt werden . . .

Die inneren deutschen Verhältnisse sind von der größten Bedeutung, bei ihnen liegt, leider, der Schlüssel zu vielen Unverständlichkeiten der deutschen Politik. Die Demokratie, der Parlamentarismus erheben ihr Haupt, man hat Angst vor der Straße, der russische „Freiheitskämpfer“ bestimmt viele Handlungen und Unterlassungen aus Furcht vor der eigenen Linken. Die rote Gefahr hat sich in ihrer ganzen Nacktheit erhoben. Das noch stotternde „Volk“ empfindet man als dräuenden Racheengel, vor dem man Vogel-

Strauß-Politik zu spielen sucht, bald kann das „Volk“ fließend zu reden lernen, während man die Sprache zu verlieren droht.

Charakteristisch war die Verkleinerung des wichtigen Sieges am Stochod, die Bitte um Entschuldigung für denselben . . .

Man steht hier Rußland wie einer Sphinx gegenüber, es darf nichts hinein geheimnißt werden, sonst wird der ganze Kram geworfen. Der künstlich von den Feinden und der Linken aufgemachte Nationalitätenschwindel, das Selbstbestimmungsrecht, haben Horror vor dem Osten erzeugt. Wir Balten sind in diesem Sinn keine „Nation“, kein „Natiönchen“, wir wollen an Deutschland kommen, weil Deutschland uns braucht und wir ein Recht ans Mutterland haben. Die Rechte der Ritterschaften geben Grundlage für Verhandlungen, sie sollten nicht verworfen werden.

Der Gegensatz zu Russen darf in der gegebenen Lage nicht zu scharf betont werden, er könnte die fides des Berichtstatters beeinträchtigen . . . Wir können nicht hohe Politik machen, da wir nichts hinter uns haben, andererseits müssen wir die Rolle des Bittstellers vermeiden.

Der überheblichen Ansicht eines Landmannes: „Von unserer Tätigkeit wird die Befreiung der Heimat abhängen,“ kann ich nicht zustimmen; wäre dem so, ich hätte mich zu einer Tätigkeit garnicht entschließen können, um eine solche Verantwortung nicht zu tragen. Der Gang der Ereignisse wird unsere Heimat befreien, davon bin ich überzeugt. Wir sollen durch Aufklärung, durch Gewinnen begründeten Vertrauens nachzuhelfen suchen . . .“ —

Auch die Landsleute sollten, mußten ihre eigenen Erfahrungen machen, lernten ihre Wünsche und Erfahrungen um manche Pflöcke zurückstecken. Sie hatten es schwerer, sollten in Wochen innerlich verarbeiten, wozu mir Jahre gegeben waren. Manche lernten



das überhaupt nicht. Traumland und harte Wirklichkeit konnten nicht zueinander kommen. Bald gab ich Aufklärung auf, die als Belehrung aufgefaßt wurde, mochten sie sich allein die Hörner ablaufen.

---

Das Ende des Jahres 1917 brachte die Gründung der „Vaterlandspartei“, man klammerte sich an diesen Versuch, Widerstand zusammenzuraffen. Sie war ein totgeborenes Kind; schon der Name „Partei“ war verhängnisvoll. Ungeschicklichkeiten bei den ersten Schritten kamen hinzu. Kriegshetzer, Kriegsverlängerer schalt man die Vaterlandsparteiler, die in richtiger Voraussicht der heranschleichenden Krisis retten wollten, was nicht mehr zu retten war. Auch die Regierung des Grafen Hertling stand ihr abwehrend gegenüber. Der Pazifismus fraß am Mark des deutschen Volkes.

Eine demokratische Gegenründung „Freiheit und Vaterland“ kam auch nicht zur Geltung, war aber charakteristisch für die Zerissenheit und Gespanntheit der deutschen Zustände und Beziehungen.

---

Die östliche Projektenmacherei schoß üppig ins Kraut. Heute wissen wir, daß mächtige Feinde mit Vorbedacht Verwirrung schafften durch Aufrollen immer neuer Probleme und Pläne; damals glaubte man nur an Unentschlossenheit und Ängstlichkeit.

Riga sollte den Polen als Freihafen gegeben werden, das hieß die Ostseeprovinzen opfern, bedeutete zum mindestens Preisgabe Kurlands und Süd-Livlands, brachte ein starkes Polen in Deutschlands Rücken. „Die Ostsee ist zu klein für zwei Großmächte,“ hatte Graf Peter Schuwalow gesagt. Erkannte Rußland den polnischen Freihafen in Riga an, so konnte daraus eine Einigung Polens und Rußlands auf Kosten Deutschlands erfolgen.

Warum entschloß man sich nicht zu einer vierten endgültigen Teilung Polens? Mochte Rußland den östlichen Teil mit Warschau zurückerhalten. Der polnische Freihafen in Riga wurde den Zähnen der Diplomaten entrissen. Danzig war auch den Verzichtlern noch nicht feil, da tauchte Königsberg als polnischer Freihafen auf! Immer diese Beglückungsversuche Fremder, an deutsche Belange wagte man nicht zu denken — und die Feinde lachten Hohn ob des schwächlichen, vielleicht verräterischen Spiels?

Wieder quälte furchtbarer Verdacht, man wollte an so viel Torheit und Schwäche nicht glauben, suchte nach Gründen für das oft rätselhafte Verhalten der Diplomatie.

Das Heer stand fest, ein neuer zielstrebigiger Geist war durch Hindenburg und Ludendorff in die Kriegsführung gekommen. Die U-Boote räumten furchtbar auf, man munkelte von weittragenden Geschützen, die Paris beschießen würden, das Gelbkreuzgas war endlich freigegeben, alles Gründe, um fester aufzutreten. Lenkte eine unsichtbare, verräterische Hand die deutschen Entschlüsse?

Die Letten machten sich die Schwäche zunutze, verlangten in den deutschen Schulen obligatorischen lettischen Unterricht!!! Man griff sich an den Kopf, wo sollte das hinaus? Meine „Lettenschrift“ wurde nachgedruckt, von neuem verteilt, es wurde gewarnt, gebeten, gedroht. Der deutsche Bürgermeister von Riga, H., setzte die dreisten Letten mit ihrer frechen Forderung an die Luft, endlich eine deutsche Tat, die in Berlin verschnupfte.

Eine Weihnachtsfeier des „Vereins für die aus Rußland ausgewiesenen Reichsdeutschen“, auf der Hofprediger Doering eine erhebende Ansprache hielt, gab erwünschte Gelegenheit die „östlichen Probleme“ aufzurollen und auf einfache Begriffe zurückzuführen. Der Vortrag wurde gedruckt, überall verteilt, er sollte „Kreise gezogen haben“, vielleicht, aber wohl nur dort,

wo wenig Einfluß und Macht dahinter stand? Und die brauchten wir. In Brest-Litowsk hatten Verhandlungen begonnen, Czernin beherrschte für Deutschland die Lage. Die veröffentlichten „sechs Punkte“ eröffneten die betrübendsten Aussichten für uns, wurden sie verwirklicht, so war die Heimat verloren. Neue Schreibereien, Laufereien, Beratungen, Sitzungen; man drohte müde zu werden.

Unter Irrungen und Wirrungen ging das Jahr 1917 zu Ende.

Mit unzulänglichen Kräften, aber heißem Herzen, hatte man gerungen. Wird das kommende Jahr unsere „Wüstenwanderung“ beenden und uns nach „Kanaan“ bringen?

---

## 6. Kapitel.

1918.

Das Neue Jahr begann mit einer freudigen Nachricht. Ein Telegramm der „Kommandantur der Flieger aus Mossul“ (Türkei) teilte mit: „Sohn Leutnant Volck aus sibirischer Gefangenheit in Mossul eingetroffen. Fährt nächsten Tagen Konstantinopel.“

Ich hatte von seinen mißlungenen Fluchtversuchen erfahren, einmal war er bis tief in die Mongolei gekommen, aber von einer Kosakenpatrouille aufgegriffen worden. Nun war er aus Sibiren über Moskau, Kaukasus, Persien, Kurdistan, Türkei endlich entkommen. Der Junge hatte Knochen im Leibe, kannte seine Pflichten, fürchtete weder Tod noch Teufel; seine Wiege hatte in der Heimat gestanden.

Aber lange konnte ich mich des Gelingens seiner Flucht nicht freuen.

Neue Sorgen riefen zu verschärfter Tätigkeit auf. Scheidemann hatte wegwerfend von den „nur 7 $\frac{1}{2}$  Prozent Deutschen“ in der Heimat gesprochen, unwarb Letten und Esten. Die Marxisten waren doch sonst für Minoritäten? Aber nur für undeutsche; der Deutsche hatte keine Ansprüche zu stellen.

In einem Artikel schrieb ich unter anderem: „Im Kulturleben entscheiden nicht Majoritäten, sondern Autoritäten, Deutschlands völkische Pflicht ist es, das Land so zu befreien, daß deutscher Einfluß gewahrt bleibt. Bevor wir unsere siegreichen Fahnen mit dem Lappen des Selbstbestimmungsrechts verunzieren, sollten wir unserer Selbstbestimmungspflicht gedenken. Das Wort Treitschkes gilt auch für Völker: „Denn jedes Wirken eines starken Mannes ist seiner

Natur nach einseitig, ist undenkbar ohne rechtschaffenen Haß und tiefen Ekel. Und wir am wenigsten wollen jene windelweichen Narren verherrlichen, welche heutzutage nur allzuoft einem ehrlichen Mann mit dem haut-goût ihrer Bildung die Luft verpesten, welche vor lauter Duldung gegen fremde Ansichten nie zu einer eigenen Ansicht, vor lauter Anerkennung fremder Rechte nie zu entschlossener Tat gelangen.“

---

Eine Gedächtnisfeier für meinen verstorbenen Onkel Adolf Wagner im Herrenhause, riß das ganze durchlebte Elend auf.

Meine kurze Ansprache lautete:

„Der Baltische Vertrauensrat und die Deutsch-Baltische Gesellschaft haben mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, Adolf Wagner ein Wort des Dankes nachzurufen. Aber auch als Verwandter des Entschlafenen stehe ich hier, dem es vergönnt gewesen ist, ihm näher zu treten, in ihm einen unserer Großen kennen zu lernen: Und wahrlich, in dieser Zeit des sich vorwagenden, verzichtenden Kleinmutes, des sich breit machenden, seichten Weltbürgertums, ist es unsere Pflicht, beim Wirken unserer führenden Männer zu verweilen, ist es unsere Schuldigkeit, mit uns ins Gericht zu gehen, um zu prüfen, ob wir würdig sind des Segens ihrer uns geleisteten Arbeit.

Die überragende wissenschaftliche Bedeutung Adolf Wagners ist von berufener Zunge gewürdigt worden. Mir war es vergönnt, einen Blick in sein deutsches Menschentum zu tun, das nicht nur seinem engen staatlichen, sondern seinem ganzen Volk und damit auch uns Balten gehört hat.

Wir sind stolz darauf, daß Adolf Wagner unserer alma mater dorpatensis angehört hat und mit tiefem Dank gedenken wir seiner Arbeit unter uns in einer ernen Vergangenheit, in der wir kraft unangetasteten



Rechts zum Wohle unserer Heimat — auch der Letten und Esten — deutsch sein durften.

Wie er als einer der ersten die Wiedergewinnung des Straßburger Münsters gefordert hatte, so verlangte er Befreiung des Dorpater Domes aus fremder Botmäßigkeit und sein letztes öffentliches Wort war der Erlösung meiner baltischen Heimat gewidmet, die er als Reichsdeutscher eine „Ehrenpflicht des deutschen Volkes“ nannte.

Aber nicht das, was Adolf Wagner seinem Volk an äußerem, staatlichem Zuwachs gewinnen wollte, ist wichtig, entscheidend war der Beweggrund für sein Streben und dieses wurzelte in einem tiefen völkischen Bewußtsein.

Wie er den deutsch-französischen Krieg als historische Notwendigkeit für Einigung des deutschen Volkes erkannt hatte, so erblickte er in dem Deutschland aufgezwungenen Weltkriege einen völkischen Läuterungsprozeß, so erhoffte er von diesem Weltenbrande ein Abfallen aller Schlacken, die unserem Volk anhaften. Nicht die Welt, wohl aber sein ganzes Volk sollte deutsch werden, was es in seinem Sinn nicht war, darum verlangte er Einlösung geschichtlicher Pflichten, so die Wiederangliederung jener ältesten deutschen Kolonie dort oben an der Ostsee, die er mir gegenüber als die „verkörperte deutsche Zähigkeit“ bezeichnet hat.

Als der furchtbare Krieg begann, an dessen siegreichen Ausgang für Deutschland wir Balten nie gezweifelt haben, waren unsere Blicke auf Adolf Wagner gerichtet; er hat uns nicht im Stich gelassen, und unser Entschluß auszuharren verhärtete sich, als wir jenseits der Front Kunde davon erhielten, daß Adolf Wagner öffentlich für unsere geprüfte Heimat eingetreten war.

Der Wechsel der Kriegsläufe kann unseren Dank nicht mindern, Auch im Leben der Völker ist entscheidend nicht nur das, was erreicht, sondern das,

was erstrebt worden ist, aber nur wenn das, was als staatliche Notwendigkeit und völkische Pflicht erkannt wurde, auch zu verwirklichen gewollt worden ist.

Das, was uns vornehmlich zu Adolf Wagner als Deutschen aufblicken ließ, war sein unbeugsamer Mut. Er, der Mann des Zivilberufes, scheute sich nie gegen den Strom zu schwimmen. Nachrede kümmerte ihn nicht, wußte er doch, daß im Kultur- und Völkerleben Autoritäten entscheiden.

Schillers Wort hat er wahr gemacht: „Lebe deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf, leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben.“

Wie wird Adolf Wagner uns fehlen im Kampf mit dem betriebsamen Internationalismus, von dem er die schlimmsten Folgen für sein Volk voraussah?

Wir aber sollen um seinen Hingang nicht klagen, wollen seines deutschen Vermächtnisses gedenken, auf daß seine Werke ihm nachfolgen . . .“

---

Der „Verzichtfriede“ zog immer weitere Kreise. Der Gang der Verhandlungen in Brest-Litowsk ließ das Schlimmste befürchten. Kühlmann und Czernin waren den gerissenen jüdischen Unterhändlern „Rußlands“ (das arme russische Volk hatte mit ihnen nichts zu tun) in dem von den Juden provozierten geistigen Athletenkampf nicht gewachsen.

Aus der Heimat kamen schlimme Nachrichten, die den Untergang der Deutschen befürchten ließen. Junge Landsleute waren unter Todesverachtung durch die Front der Bolschewisten gebrochen, andere Landsleute hatten sich in abenteuerlicher Fahrt über den Bottnischen Meerbusen nach Schweden in Sicherheit gebracht, riefen nach Hilfe und Rettung.

Eine Artikelfolge in der „Deutschen Korrespondenz für auswärtige Politik“ suchte die Herzen aufzurütteln:

## I.

Ein soeben aus Rußland eingetroffener Landsmann berichtet folgendes über die dortigen Zustände: Nach Einnahme Rigas und der Inseln hielten die Russen Besetzung von ganz Liv- und Estland für selbstverständlich.

Verteidigung wurde nicht geplant, auch fehlte es an Truppen.

Die deutsche Untätigkeit erschütterte nicht die Überzeugung der Russen, daß die Ostseeprovinzen verloren waren, nur war man jetzt der Ansicht, daß die Provinzen im Frieden abgetreten werden mußten. Zu diesem Zweck trafen die russischen Militärbehörden Maßnahmen. Anfang Dezember 1917 a. St. erhielten die Werften in Reval Befehl der Marineobrigkeit aus Petersburg sofort mit der Evakuierung zu beginnen, da zum 10. 12. 1917 Besetzung Liv- und Estlands durch die Deutschen bevorstehen sollte. Dem Revaler Kommandanten war befohlen worden, mit Zurückziehung der wenigen vorhandenen Truppen sofort zu beginnen. Die russische Bevölkerung hatte Reval schon früher verlassen; weder diese, noch das russische Militär regten sich über den Verlust der Ostseeprovinzen auf. Fremder Glaube, fremde Sprache und Kultur machten das Land für den Russen zu einem fremden. Eine von der Petersburger Garnison veranstaltete Abstimmung hatte das Resultat ergeben, daß die russischen Truppen für Erhaltung der Ostseeprovinzen den Krieg fortzusetzen nicht gewillt waren.

Auch Esten und Letten glaubten sicher mit der Einnahme des Landes durch Deutschland rechnen zu müssen. Nachdem zu Beginn des Krieges, dank der russischerseits geübten Verhetzung, die Haltung der Esten schwankend und nicht einheitlich war, trat durch die deutschen Erfolge ein völliger Umschwung ein. Die Einnahme Rigas und der Inseln festigte die Gewißheit der Esten von der bevorstehenden Angliederung des Landes an Deutschland, die so weit ging,

daß Vorkehrungen für den Empfang der deutschen Truppen von Esten getroffen wurden. Entblößung des Landes von russischem Militär mußte die Esten in diesem Glauben bestärken.

Die Erwartungen erfüllten sich nicht. Als mit weiterem deutschen Vormarsch nicht mehr gerechnet zu werden brauchte, begannen die Russen wieder Truppen nach Estland zu schicken. Kein Wunder, daß die estnischen Führer zur Überzeugung kamen, Deutschland sei zu schwach, das Land zu besetzen oder wollte aus irgendwelchen Gründen nicht helfend eingreifen. Die Esten dachten aber nicht daran, sich mit den Russen zu setzen, von denen sie in jedem Fall loskommen wollten.

Schon früher hatten „Konversationen“ mit Engländern stattgefunden; bereits wurde die estnische Jugend aufgefordert, sich zwecks militärischer Ausbildung nach England zu begeben. Der Parteiführer und Schriftsteller Jaan Tönnisson wurde mit Vollmachten versehen nach Stockholm gesandt, um mit England zu verhandeln. Wie Tönnisson meinem Gewährsmann mitgeteilt hat, strebt er Schaffung eines selbstständigen estnischen Staates (Estland und Nordlivland) an, den er gegen entsprechende Konzessionen und Garantien unter englisches Protektorat stellen will. Aus seinen Mitteilungen ging hervor, daß Annäherung an England stattgefunden hat und er, infolge der günstigen verkehrspolitischen und wichtigen strategischen Lage Estlands, auf weitestes Entgegenkommen rechnet.

Vor Abschluß des Waffenstillstandes mit Rußland, faßte der Este noch einmal Zuversicht auf friedliche Besetzung Estlands durch Deutschland, da Räumung Liv- und Estlands von russischen und Einrücken deutscher Truppen als *conditio sine qua non* für Vollziehung des Waffenstillstandes angesehen wurden. Als diese Voraussetzung sich als irrig erwies, verfiel der Este vollständig englischer Orientierung.

Somit ist die Lage entstanden, die wir in unserem neulichen Artikel „Die Neugestaltung der außenpolitischen Verhältnisse“ behandelt haben.

## II.

Der deutsche Vormarsch, der seine logische Vollen- dung nicht durch Besetzung Liv- und Estlands fand, erzeugte Verschärfung der englischen Pläne zur Be- herrschung der Ostsee. Der eine Pfeiler der zwischen England und Rußland auszubauenden „nordischen Brücke“ — Estland — soll nun fest in englische Hände gebracht werden, auch Finnland — der zweite Pfei- ler — wird sich, ebensowenig wie die drei skandina- vischen Staaten, von englischem Druck befreien können, solange Estland\* zu dem von England geschaffenen nordischen System gehört. Somit verfällt auch Ruß- land englischer Botmäßigkeit. Durch Reval wird Riga handelspolitisch ausgeschaltet werden.

Der hängen gebliebene deutsche Vormarsch an der Ostsee hat das Deutschtum in Liv- und Estland der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt. Seine Lage ist durch den unvollkommenen Vormarsch verschlechtert worden, der als provozierende Geste beurteilt wird. Russische Truppen, die um die Ostsee nicht zu kämp- fen gewillt waren, werden wieder nach Estland ge- worfen. Die gute Ernte in Estland und Nordlivland soll Verpflegung eines Teiles des russischen Heeres sicherstellen. Als undisziplinierte Banden ergossen sich die Truppen über das unglückliche Land, Mord, Brand und Raub um sich her verbreitend. Gutshöfe und Bauerngehöfte wurden eingeäschert, Vorräte geraubt oder vernichtet, Vieh verschleppt oder abgeschlachtet. Schon jetzt herrscht Hungersnot, kein Deutscher kann auf dem Lande leben, alle haben sich in die Städte zurückgezogen, nachdem sie der sinnlosen Vernich- tung ihrer Habe unter schwersten persönlichen Be- leidigungen haben zusehen müssen. In den Städten leben sie zusammengepfercht von den dorthin ge-



schaften knappen Vorräten. Nach vollständiger Ausraubung des Landes müssen sie mit „Requirierung“ dieser Vorräte rechnen; welche Schandtaten beim Eindringen in die Wohnhäuser möglich sind, kann sich derjenige vorstellen, der den „gutmütigen“ Russen kennt.

Viele Gutsbesitzer sind landesflüchtig, weil sie zwecks „Aburteilung“ gesucht werden, andere sind ermordet. Viele Pastore arretiert, andere halten sich verborgen. Der 80jährige Graf Stackelberg-Isenhof wurde als Geisel nach Reval geschleppt, weil bei einer Schießerei auf seinem Gute 3 rote Gardisten ins Jenseits befördert wurden. Hinter den rotausgeschlagenen Särgen dieser Freiheitshelden wurde der alte Mann mit Kolbenstößen hergetrieben, bis er vor Erschöpfung zusammenbrach, jetzt siecht er im Gefängnis dahin.

Die rote Armee, die die „heilige Revolution“ verteidigen soll, rekrutiert sich aus dem Abschaum der Bevölkerung, findet dank guter Besoldung starken Zuzug. Ein roter Gardist erhält, wenn er keine „Beschäftigung“ hat, täglich 30 Mark, für „gefährlose“ Aufträge 60 Mark pro Tag und wenn er mit Gefahr verbundene Dienste zu leisten hat, bezieht er bis 100 Mark pro Tag.

Die Banken sind geschlossen oder militärisch besetzt, mehr als 300 Rubel pro Monat und Konto darf nicht ausgezahlt werden, und auch dieser bei der allgemeinen Preissteigerung ungenügende Betrag kann nur mit Genehmigung eines Rotgardisten bezogen werden! Die bürgerliche estnische Bevölkerung ist völlig machtlos. Terror und leichter Geldverdienst haben das sittliche Niveau gedrückt, freiwillig oder gezwungen machen viele gemeinsame Sache mit den bolschewistischen Banden. Scheu und Respekt vor dem Deutschen hat aufgehört, der für sein treues Festhalten an der deutschen Sache büßen muß. Verlust von Hab und Gut verschmerzt er, die moralischen Qualen aber, denen er ausgesetzt wird, werden schier unerträglich.

Vor der Einnahme Rigas und der Inseln war ihre Lage erträglich. Sollte nicht jetzt auch von baltischer Seite von einer Ehrenpflicht des deutschen Volkes gesprochen werden dürfen, dem man Treue gehalten hat? Hätten die Balten sich russisch orientiert, so erginge es ihnen besser, das aber lehnten sie als Verrat an der gemeinsamen deutschen Sache ab. Der Gang der Verhandlungen in Brest-Litowsk droht ihnen die letzte Hoffnung zu nehmen.

---

### III.

Um das Deutschland aufgenötigte Selbstbestimmungsrecht der Völker richtig einschätzen zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß:

1. Deutschland siegreich einer Welt von Feinden standgehalten und die meisten Gegner zu Boden geworfen hat.

2. In nächster Nachbarschaft der staatlichen Grenzen Deutschlands genuin Deutsche leben, die durch Vergangenheit und ihr Verhalten während des Krieges zur deutschen Sache Anspruch auf Teilnahme an den deutschen Erfolgen haben.

Wie sieht es mit den Errungenschaften deutscher Siege aus?

Die Ukraine konnte sich unabhängig machen, unseren Feinden — den Polen — haben wir ein Königreich beschert, den Litauern wollen wir einen eigenen Staat gründen, die Flamen wollen wir befreien, Finnland haben unsere Siege selbständig gemacht, Esten und Letten stellen wir Selbstbestimmung in Aussicht, mit einem Wort, wir verteilen verschwenderisch Gaben, deren Auswirkung wir nicht in der Hand haben und die mit der deutschen Sache unmittelbar nichts zu tun haben.

Die Feinde führen einen Vernichtungskampf gegen das Deutschtum, aber wir haben kein Gefühl für

Deutsche in Siebenbürgen, Böhmen, Polen und den ehemals russischen Ostseeprovinzen! Wem verdanken denn Esten und Letten ihren Anspruch auf Selbstbestimmung, der doch auch kulturelle, nicht nur zahlenmäßige und nationale Berechtigung zugrunde liegt? Ausschließlich den Balten, ohne die sie keine Kultur besäßen und ihre Nationalität längst eingebüßt hätten. Allerdings gibt es Reichsdeutsche, die nichts für deutschen Gewinn übrig haben, trotzdem sie den Balten vorwerfen Esten und Letten nicht entnationalisiert zu haben! Für diese „Unterlassung“ sollen sie büßen. Erhaltung deutscher Kultur und Sitte, auch den Esten und Letten, unter den schwersten Kämpfen durch Jahrhunderte, wird ihnen nicht gutgeschrieben, und doch ist der Balten Deutschtum höher zu werten, als das der Reichsdeutschen, denen ein staatlich geeintes, mächtiges Volk völkische Güter in die Wiege legte und sie schützte. Unangreifbarer Besitz sollte höher eingeschätzt werden, als täglicher Erwerb des von den Vätern überkommenen Erbes?!

Wir wollen an dieser Stelle den für Deutschland unentbehrlichen territorialen Zuwachs nicht behandeln. Herr Trotzki-Bronstein verbietet Willensäußerung als Folge deutscher Siege, in Devotion verharren wir vor einem gerissenen Juden, begeben uns aufs Glatteis höchst praktischer Erörterungen über Revolutionierung Europas, erhöhen die ihm in Brest-Litowsk errichtete Kanzel durch Duldung der von ihm beliebten Verschleppungsmethoden. Trotzki will nur Waffenstillstand, nicht Frieden, der ihm Verfügung über die Reste der russischen Armee nehmen würde.

Auch Rußland lassen wir auf diese Weise nicht zur Ruhe kommen. Wir denken doch so gern an andere? Warum verhelfen wir nicht durch energisches Handeln dem russischen Bürgertum zum Siege? Das russische Chaos hat uns seine Schuldigkeit getan. Entschlossenheit im Innern, Durchgreifen nach Außen, würde den russischen staatserhaltenden Elementen An-

stoß und Kraft zum Widerstande geben. Letten und Esten sind inzwischen durch unser Zaudern, durch die „Konversationen“ in Brest-Litowsk in einen Größenwahn hineingetrieben worden; einen eigenen Staat wollen diese Zwergvölker bilden, ihr „Selbstbestimmungsrecht“ verwirft schon Ansprüche der Balten auf Teilnahme an den Geschicken ihrer deutsch gebliebenen Heimat. Nur weil letztere numerisch schwach sind, sollen sie die staatliche Zukunft ihres Landes nicht bestimmen dürfen? Indessen sind sie allein berechtigt zu entscheiden: Die Verfassung des Landes besteht heute noch zu Recht, die Ritterschaften sind gesetzmäßige, durch den Frieden von Nystadt anerkannte Vertretungen des Landes, die sich für Lösung von Rußland und Angliederung an Deutschland entschieden haben, das ganze bürgerliche baltische Deutschtum hat sich diesen Beschlüssen angeschlossen, soll diese Selbstbestimmung mißachtet werden?

Wer an eine Aufgabe mit Zweifel herantritt, hat sich selbst zum Gegner.

Die Balten haben durch sieben Jahrhunderte an der Sieghaftigkeit der deutschen Sache nie gezweifelt, sonst wären sie nicht mehr! Und wir in Deutschland sollten kleinmütig unsere gemeinsamen Ziele aufgeben, nur weil Czernin stirnrunzeln, Scheidemann bel-len könnte?

Wir dürfen diese furchtbare Schuld vor der Geschichte nicht auf uns laden, kein Fußbreit deutschen Bodens darf aufgegeben werden, hat der Kanzler ausgerufen. Die Ostseeprovinzen, das alte Marienland, sind altes deutsches Land, so gut wie Elsaß-Lothringen. Auch das deutsche Volk hat Selbstbestimmungsrecht und Selbstbestimmungspflicht, beide weisen Deutschland auf Befreiung der Balten aus unerträglichen seelischen und physischen Nöten hin.

Wo ein Wille ist, hat sich noch immer ein Weg gefunden.“

So mußte das Selbstverständlichste immer wiederholt werden. Man glaubte, daß unsere Wünsche, Begründungen schon Allgemeingut der Gebildeten in Deutschland geworden waren, aber immer kamen neue Anfragen, Bitten um Aufklärung, um Vorträge und Aufsätze. Nur nicht nachlassen war die Parole.

Damals in der furchtbaren Not entstand in der Heimat das Gedicht „Märtyrer“:

Deutschland, Du hast uns nie gekannt,  
Uns, Deine Brüder im Baltenland,  
Uns, die wir deutscher Väter Art  
In fremdem Lande bis heute bewahrt.  
Weißt Du es heute? Deutschland sprich!  
Wir Balten leiden um Dich.

Der Krieg, der die Völker zusammengehetzt,  
Er hat uns Balten am tiefsten verletzt.  
Wohl folgten wir alle der grausen Pflicht,  
Wär' das ein Deutscher, der Treue bricht?  
Unsere Söhne ziehen gegen Euch,  
Wir aber zittern fürs Deutsche Reich.

Die eigne Heimat stößt uns fort,  
Verboten ward das deutsche Wort.  
Doch trifft uns neuer Henkerslohn,  
Wir kennen die Bedeutung schon,  
Die Blicke jubeln in heimlicher Glut:  
„Brüder, denen da drüben geht's gut.“

Kämpfe nur Deutschland, für Freiheit und Recht,  
Still betet in Einheit Dein Brudergeschlecht:  
Nehmen sie den Leib,  
Gut, Ehr', Kind und Weib,  
Laß fahren dahin! Um die Welt —  
Wenn Deutschland den Sieg nur behält.



Langsam, sehr langsam kam man vorwärts. Die Frage der staatsrechtlichen Gestaltung der Heimat kam auf die Tagesordnung, das war ein gutes Zeichen! Projektmacher drängten sich heran, die wohl wieder verwirren wollten?

Erzberger ging um.

Ich war mit dem Wunsche nach Deutschland gekommen, daß die Heimat ein Teil des preußischen Staates wurde. Nach langen Kämpfen hatte ich diesen Wunsch nicht mehr.

Eine militärische Verwaltung auf lange Sicht mußte verworfen werden.

Erfahrungen sprachen dagegen. Es hatte sich herausgestellt, daß (natürlich mit rühmlichen Ausnahmen) das Militär in einem Nationalitätenstreit unsere Rechte gegenüber Esten und Letten nicht energisch vertreten hätte. Dieselben Bedenken trug ich der preußischen Regierung entgegen: Vergleiche mit Polen, Dänen, Elsässern lehrten die Unentschlossenheit der preußischen Regierung, vornehmlich des Kaisers gegenüber Fremdvölkern.

Die numerische Überlegenheit der Letten und Esten wies warnend auf die Versuchung hin, „um des Friedens willen“ diese zu bevorzugen, ihnen Zugeständnisse zu machen, uns aber zu benachteiligen, mindestens uns die angestammte Stellung allmählig zu nehmen, in der Voraussetzung, daß wir schon nicht aufbegehren würden, Letten und Esten aber unbequem werden könnten.

Auch stellte man unsere Freude und Dankbarkeit für die Befreiung in seine Rechnung ein, glaubte dieses Konto belasten zu können. Ich mußte peinliche Erfahrungen in dieser Richtung machen, die einmal mich sehr stark zur Explosion brachten. Ich erblickte in dieser Berechnung auf unsere Treue eine beleidigende Mißachtung und widerliche kaufmännische Spekulation, die trübe Per-

spektiven eröffnete. Wo sollte es hinaus, wenn man uns beiseite schieben zu können glaubte, um Esten und Letten zu ködern? Sollten wir diese hohnlachen lassen: Euch respektiert man nicht, uns fürchtet man, wir können uns was erlauben! Die Folgen einer solchen Politik waren leicht zu übersehen. In eine Fronde wollten wir uns nicht hineintreiben lassen. Schon kamen Klagen aus der Heimat über verfehlte wirtschaftliche Maßnahmen, auch persönliche Brüskierung von Landsleuten. „Die Edelpanjes müssen abgeschoben werden,“ hatte ein höherer, preußischer, adeliger Offizier nüchternen Mutes gesagt. Da mußte vorgebeugt werden. Dazu kam ein Wettrennen um die Art der Angliederung der Heimat. Projekte mit Litauen liefen störend daneben.

So mußte ich nach reiflicher Überlegung, unter Berechnung aller Erfahrungen und Wahrscheinlichkeiten, Einverleibung in Preußen verwerfen und mich für ein selbständiges, heimatliches Herzogtum in engster bundesstaatlicher Anlehnung an das Deutsche Reich entscheiden.

In der Richtigkeit dieses Wunsches wurde ich bestärkt durch Landsleute, die, ganz unabhängig von mir, ohne Verständigung und Rücksprache, zu derselben Entscheidung gekommen waren. Der von viehischen lettischen Bolschewisten ermordete Baron Manteuffel-Kapsehden für Kurland, der spätere Landmarschall Livlands Heinrich von Stryk-Tiegnitz, vertraten vornehmlich das selbständige Herzogtum. Wir waren in der Minderzahl. Die preußische Lösung wurde insbesondere und entschieden von denjenigen Landsleuten vertreten, die die Entwicklung Preußens und Deutschlands nicht verfolgt hatten, die in alten, leider zum großen Teil überholten Vorstellungen lebten. Dazu kam der Streit um das preußische Wahlrecht, an dessen Ausgang ich nicht zweifelte. Eine linke Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhaus mußte für uns Balten,

gerade Esten und Letten gegenüber, unerträglich werden. Der Reichstag bot bessere Garantien, und im Bundesrat hätte unser Herzog Sitz und Stimme gehabt. Natürlich mußte er ein aufrechter deutscher Mann sein, einen solchen hatten wir gefunden. Die Gegner des Herzogtums warnten vor Inanspruchnahme des Herzogs durch diesen oder jenen Teil der Ostseeprovinzen. Gewiß, wir unterschieden schon nach der Sprache: Kurländer, Livländer, Estländer, Rigenser, die als brave Deutsche sich oft befehdeten, aber in Zeiten der Not und Gefahr immer zusammengestanden hatten. Und war ein solches Umwerben des preußischen Königs nicht auch möglich? War nicht Zuneigung des Königs von Preußen zu diesem oder jenem Teil der Heimat auch denkbar? Mußte sie nicht, wenn sie sich für Letten und Esten entschied, verheerend wirken, während ein örtlicher Herzog in solchem Fall leichter zur Vernunft zu bringen war?

Die Kosten einer eigenen Hofhaltung wurden gegen das Herzogtum ins Feld geführt. Beiträge zur Zivilliste des Königs hätten wir doch auch aufbringen müssen. Geeignete Paläste und Gebäude waren vorhanden, Staatsdomänen (ein großer Teil Kurlands bestand aus solchen) sicherten die Unterhaltungskosten einer herzoglichen Hofhaltung.

Ein vermittelnder Vorschlag, nach dem der Kaiser und König von Preußen die Würde eines Herzogs annehmen sollte, konnte von uns um dessentwillen nicht gutgeheißen werden, weil er mit der preußischen Lösung zusammenfiel und in rein preußische Abhängigkeit wollten wir, wie schon erwähnt, infolge der bevorstehenden Demokratisierung Preußens nicht geraten. Und welche Zugeständnisse würde der Kaiser und König von Preußen den Massen und damit Esten und Letten, noch machen? Schon das Jahr 1918 sollte diese Bedenken rechtfertigen, und das preußische Bürgertum schien nicht hinreichende Garantien für eine

gerechte, unparteiliche Würdigung unserer Lebensansprüche zu gewähren.

Schon rein wirtschaftliche Fragen hatten erkennen lassen, daß sogar von konservativer Seite mit Maßnahmen gerechnet werden mußte, die uns nicht frommen konnten, was hier nicht im Sinn des Vorwurfes gemeint ist. Ich stelle nur Tatsachen fest. Bei Entscheidung solcher einschneidenden Fragen soll man überhaupt nicht mit persönlichen Argumenten kommen. Jede Partei hat Recht, wie Pflicht, ihre Interessen zu wahren. Diese glaubten wir aber in den Händen eines den Bedürfnissen des Landes nahe stehenden Herzogs am besten aufgehoben.

In einem Memorandum wurden beide Anschauungen einer objektiven Prüfung unterzogen, und u. a. angeführt:

„Der einmütige Wunsch der Balten und auch der nicht unter dem Einfluß der bolschewistisch-anarchistischen Propaganda stehenden Mehrheit der lettischen und estnischen Bevölkerung besteht in der Abtrennung des Baltenlandes von Rußland und seiner Angliederung an Deutschland.

In Kurland hat sowohl die Landesversammlung, als auch der Landtag dahingehende Beschlüsse gefaßt. Eine vorläufige Verschiedenheit in der Meinung besteht nur noch über die Form der Angliederung an Deutschland. Während in dem aus der Landesversammlung hervorgegangenen und alle Stände umfassenden Landesrat, sowie in weiten Kreisen der gebildeten Intelligenz des Landes der Wunsch nach einem selbständigen, monarchischen Staatswesen, das in ein enges und unlösbares Bundesverhältnis zu Deutschland zu treten hätte, vorwiegt, hat der Landtag, der nur den Großgrundbesitz unter Vorherrschaft des Adels vertritt, den Gedanken einer Personalunion des deutschen Kaisers und Königs von Preußen aufgegriffen und zu einer Resolution verdichtet, trotzdem auch innerhalb des Landtages nicht unerhebliche, dem ent-

gegengesetzte Anschauungen zutage getreten sind. Die Führer der die Idee der Personalunion vertretenden Partei hatten sich sodann nach Berlin begeben, um in dieser Richtung eine Agitation ins Werk zu setzen.

Unter diesen Umständen ist es von Wichtigkeit, die beiden Anschauungen einer objektiven Prüfung zu unterziehen.

Die Anhänger der Personalunion führen folgende Argumente ins Feld:

- I. Mit der Übernahme der Würde eines Herzogs von Kurland durch den deutschen Kaiser und König von Preußen würde für Kurland ein stärkerer Schutz gewährleistet werden, als durch einen souveränen Staat mit eigener Dynastie.
- II. Die Personalunion ließe, da die Krone Kurlands dadurch dauernd mit der Krone Preußens verknüpft wird, die Möglichkeit einer späteren Aufnahme Kurlands in den Reichsverband als preussische Provinz offen.
- III. Ein als Stellvertreter des Kaisers eingesetzter Statthalter würde das Land weniger finanziell belasten als ein eigener Monarch.

Demgegenüber begründen die Verfechter eines selbständigen monarchischen Staatswesens ihren Standpunkt dahin:

- I. Eine eigene Dynastie würde in ihren Interessen mit denjenigen des Landes verwachsen und sich ungleich intensiver dem Wohl des Landes und seiner kulturellen Erschließung widmen, als ein Statthalter. Die Fürsorge eines eigenen Monarchen, der dauernd im Lande lebt, tut gerade in Kurland dringend not. Es ist wichtig, die noch vorhandene monarchische Gesinnung in dieser Ostmark auch in ihrer Rückwirkung auf das deutsche Reich zu befestigen, anstatt republikanische Neigungen aufkommen zu lassen, die bei einer Statthalter-schaft begünstigt werden könnten. Die Beamtenregierung, worauf die Statthalter-schaft herauskom-



men würde, ist schon aus der russischen Zeit im Lande verhaßt und wäre nicht geeignet, die Bevölkerung über die Neugestaltung zu befriedigen; sie würde vielmehr von Anfang an Mißtrauen und Widerständen begegnen und die Freude über eine Angliederung an Deutschland abschwächen. Elsaß-Lothringen bietet hierfür ein klassisches Beispiel. Hätte man dort seinerzeit an Stelle der preußischen Beamtenregierung gleich ein monarchisches Staatswesen errichtet, das mit der Zeit sich zum deutschen Bundesstaat herausgebildet hätte, so gäbe es heute keine elsass-lothringische Frage mehr.

- II. Die Kosten einer eigenen Dynastie brauchen diejenigen einer Statthalterschaft nicht zu überschreiten. Bei Ersparung des sonst vom Lande zu zahlenden Statthaltergehalts wird ein jeden Luxus vermeidender Hofhalt ohne Schwierigkeit durch die Einkünfte einiger für die Krone abzutrennender Domänen zu bestreiten sein, während im übrigen der neue Landesherr sein eigenes Vermögen und Einkommen ins Land bringt.
- III. Der von den Anhängern der Personalunion erhoffte verstärkte Schutz kann auch in einem selbständigen monarchischen Staate durch einen Bündnisvertrag mit einem Militärübereinkommen mit derselben Wirkung erreicht werden, sobald in dem Vertrage folgende Hauptpunkte vorgesehen werden:
1. Kurland wird zu einem selbständigen monarchischen Staate proklamiert.
  2. An die Spitze dieses Staates wird ein Prinz aus evangelischem deutschen Fürstenhause, der sich als tat- und arbeitskräftig erwiesen hat, als Monarch mit dem Recht der Nachfolge der männlichen Erstgeburt gestellt.
  3. Zwischen dem Deutschen Reich und Kurland wird ein ewiges, unlösbares Bundesverhältnis

geschaffen unter Verzicht Kurlands auf eine selbständige auswärtige Politik und auf ein selbständiges Heer. Oberster Kriegsherr und Schutzherr Kurlands wird der deutsche Kaiser.

4. Deutsches Recht (Bürgerliches Gesetzbuch).

5. Deutsche Münze.

6. Verkehrsabkommen für Post und Eisenbahnen.

7. Einbeziehung in das deutsche Zollgebiet.

In realpolitischer Erwägung beider Anschauungen ergibt sich vom reichsdeutschen Standpunkt aus betrachtet folgendes:

Nachdem bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk deutscherseits das Selbstbestimmungsrecht der Völker unter Verzicht auf direkte Annexionen anerkannt worden ist, kann von einer Einverleibung Kurlands als preußische Provinz weder jetzt noch für die Zukunft die Rede sein. Die Idee einer Personalunion birgt in sich die Gefahr, daß darin eine versteckte Annexion erblickt werden kann und daß damit der Entente und dem neutralen Auslande ein von ihnen erwünschtes Agitationsmittel in die Hand gegeben würde. Unsere Feinde würden sich freuen dadurch endlich einen Beweis für den „Preußisch-Deutschen Imperialismus“ in Händen zu haben, und sie würden es nicht daran fehlen lassen, den Deutschen Kaiser und das Haus Hohenzollern der Eroberungssucht zu bezichtigen und fortgesetzt anzugreifen, in dem Bestreben, neue Nahrung zur Zwietracht zwischen Kaiser und Volk zu streuen.

Auch dem bundesstaatlichen Charakter des Deutschen Reiches, der als Gegengewicht gegenüber dem heutigen demokratischen Zeitgeist mehr als je gewahrt werden muß, würde die Idee der Personalunion nicht entsprechen und daher kaum die Billigung der deutschen Bundesfürsten finden.

Das deutsche Kaisertum ist der Hort Deutschlands, an dem nicht gerüttelt werden darf, und es muß aus inner- und außerpolitischen Gründen und nicht zuletzt

aus Rücksicht auf die Person unseres Allerhöchsten Herrn und Kaisers alles vermieden werden, wodurch im Inlande und Auslande Angriffsmomente entstehen könnten, wie sie bei der Verwirklichung der bezeichneten Personalunion als unvermeidlich zu befürchten sind, eine Gefahr, vor der Kaiser und Reich geschützt werden müssen.

Alle diese Gefahren sind bei der Proklamierung Kurlands zu einem selbständigen Staatswesen ausgeschlossen. Wird an die Spitze des Landes ein deutscher Prinz aus dem Hause eines mittelgroßen deutschen Bundesstaates gestellt, damit auch der Anschein einer nach Machterweiterung strebenden Hauspolitik vermieden wird, so ist allen inneren und äußeren Angriffsmomenten der Boden entzogen und trotzdem doch die oberste Gewalt dem Kaiser über das Militär als oberster Kriegsherr und über die auswärtige Politik für das Land in die Hand gegeben.

Es ist daher der Wunsch der kurländischen Anhänger eines eigenen monarchischen Staatswesens, auch hinsichtlich der von ihnen vorgeschlagenen Form, als vollkommen den reichsdeutschen Interessen entsprechend zu bezeichnen und als die glücklichste Lösung einer Angliederung an das Deutsche Reich zu betrachten.

Das Gleiche gilt auch inbezug auf die noch in Frage kommende Angliederung der übrigen Teile des Baltenlandes, zumal auch maßgebende und einflußreiche Kreise Livlands und Estlands mit allem Nachdruck für den Gedanken einer selbständigen monarchischen Staatsform eintreten.“

---

Die Anhänger des selbständigen, bundesstaatlichen Herzogtums waren nicht beliebt, hatten sogar eine gewisse Verfolgung zu leiden. Einem Gesinnungsfreunde in dieser Frage mußte ich in Berlin einen

„starken“ Paß besorgen, die Militärverwaltung wollte ihn aus Riga nicht mehr nach Berlin lassen.

Der Widerstreit der Meinungen beanspruchte viel Zeit und Kräfte; er sollte nicht zum Austrag kommen.

Aus der Heimat kamen Hilferufe, die das Schlimmste befürchten ließen.

An Bundesfürsten und einflußreiche Personen telegraphierte ich wie folgt: „Soeben durch zwei Sendboten aus Liv- und Estland erschütternde Nachrichten erhalten. Massenverhaftungen deutscher Männer und Frauen, wohlgesinnter Esten und Letten. Laut Maueranschlägen alle Deutschen vom 20. bis 70. Lebensjahr für vogelfrei erklärt. Die Verhafteten sind nach Kronstadt gebracht, von wo auf Wiederkehr nicht zu rechnen ist. Maximalisten haben jede Angst vor Vergeltung verloren. Meine Landsleute haben nach den ihnen deutscherseits gemachten Zusicherungen und nachdem sie alle deutscherseits gestellten Bedingungen erfüllt haben, ein Recht auf sofortigen Schutz. Jede Verzögerung muß Hilfe zwecklos machen. Ich bitte . . . dringend alles zu tun, um noch zu retten, was noch zu retten ist.“ Ein Zeitungsartikel mit der Überschrift: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“, sollte das Gewissen Deutschlands aufrütteln.

Alle unsere Gegner erhoben wieder ihr Haupt. Man mußte umsichschlagen, bitten, fordern, drohen. Die frivole, scheinbar treffende Behauptung erschien auch in bürgerlichen Blättern, daß Deutschland nicht um der 160 000 deutscher Balten willen Krieg führt. Diese Binsenwahrheit kannten wir. Nachdem durch halben Vormarsch die Lage der Landsleute unerträglich geworden war, nachdem man uns Versprechungen gemacht, wir alle, oft konfusen Wünsche erfüllt hatten (Abstimmung, Treugelöbnisse, Erklärungen links und rechts), verlangten wir Einlösung einer Ehrenpflicht. Hatte man Angst vor der eigenen Kourage bekommen, so hätte man das früher überlegen, unsere Heimat vollständig in Ruhe las-

sen sollen; so radikal dachte man schon aus ver-  
zweifelnder Angst um das Geschick der Lands-  
leute. In Vorträgen wurde besonderes Gewicht  
auf den Nachweis gelegt, daß Deutschland an einer  
Demokratisierung Rußlands nicht interessiert sei,  
daß Wiederaufrichtung der Monarchie in Rußland von  
uns gewünscht werden mußte. Hand in Hand damit  
ging die Sorge um das Vaterland, das die jüdischen  
Bolschewisten in ihre schmutzigen Hände zu bekom-  
men trachteten. Die militärischen Nachrichtenbüros  
wurden mit folgender Warnung bedacht: „In letzter  
Zeit sind viele Juden, reichsdeutsche Untertanen, nach  
Deutschland aus Rußland zurückgekehrt. Der Verdacht  
liegt nahe, daß unter ihnen sich Agenten der russischen  
bolschewistischen Regierung befinden; einer von ihnen  
hat auf diesbezügliche Fragen geantwortet, daß der  
Gehilfe Trotzki-Bronsteins ihnen bereitwilligst Pässe  
zur Verfügung gestellt habe, falls sie es übernehmen  
würden, in Deutschland zu agitieren. Ob es möglich  
ist diesen deutschen Reichsjuden die Einreise zu ver-  
wehren, entzieht sich meiner Beurteilung; wünschens-  
wert erscheint es jedenfalls die Leute unter Beobach-  
tung zu halten.“ Joffe hatte es verstanden, der deut-  
schen Industrie riesige, in Rußland zu machende Ge-  
schäfte vorzuspiegeln um den Preis des Verzichtes auf  
militärisches Eingreifen; das ermöglichte dem Juden  
hemmend einzugreifen. Das „Geschäft“ entschied die  
Zukunft Rußlands und vielleicht sein Verhalten zu  
Deutschland auf Jahrzehnte hinaus. Der bürger-  
liche Russe fühlte sich um erwartete Hilfe  
betrogen.

Auf einer Vortragstour in Ostpreußen, die durch den  
leider verstorbenen aufrechten Dr. Körte, Oberbür-  
germeister von Königsberg, veranlaßt war, erhielt ich  
am 20. 2. 1918 aus dem Balkanzuge ein Telegramm  
von meinem Sohne, das seine baldige Ankunft in  
Berlin anmeldete. Am 23. 2. 1918 empfing ich ihn  
am Friedrichstraßen-Bahnhof; schmal, aber gesund sah



er aus und war ungebrochenen Mutes, mit vielen Ehrenzeichen geschmückt. Den nächsten Tag fuhr er nach Kreuznach ins Große Hauptquartier, wohin er zum Vortrag befohlen war. Mein Sohn half mir in der Folge durch seine Aufsehen erregende Flucht bei meinen Aufklärungsarbeiten. Er wurde herumgereicht und angestaunt, was ich zum Nutzen der Heimat zu verwerten suchte. Der Großherzog von Oldenburg gratulierte zu der Rückkehr meines Sohnes und übersandte ihm die Friedrich-August-Kreuze I. und II. Klasse.

Die Unbeholfenheit der deutschen Diplomatie hatte den Wunsch erzeugt, Gesinnungsgenossen zu sammeln und in Rede und Gegenrede Klarheit über die einzuschlagenden Wege zu schaffen. Die Donnerstagabende im Hotel „Prinz Albrecht“ begannen; dort konnte man wirken und viel lernen. Dankbar gedenke ich noch heute der vielen hilfsbereiten Männer, die ich dort kennen lernte, zu denen ich noch heute Beziehungen unterhalte.

---

Der 25. 2. 1918 überraschte uns durch die Nachricht von der Besetzung Dorpats und Revals. Von dem beschlossenen Vormarsch waren wir unterrichtet.

Nach alter deutscher Art wurden Livland und Estland im Sturmschritt befreit, die Notschreie hatten die Einnahme beschleunigt.

Wir segneten Hindenburg und Ludendorff, die in zwölfter Stunde Rettung brachten. Nun war das Ziel erreicht. Man wurde still. Die Spannung ließ nach, die Nerven drohten den Dienst zu versagen. Die Freude war fast zu groß.

Aber gleich packte neue Sorge: Wer lebte noch? 600 Landsleute waren unmittelbar vor dem deutschen

Einmarsch von den Bolschewisten nach Sibirien verschleppt worden. Wer gehörte dazu? Würde man sie wiedersehen?

Erschütternde Nachrichten kamen aus der Heimat. In Dorpat waren Männer und Frauen beim Einmarsch der Deutschen auf der Straße in die Knie gesunken und hatten laut betend gedankt.

Gerettete Landsleute erschienen in Berlin, ein sonderbares Gefühl nach Jahren Weltengeschehens die alten Gesichter wiederzusehen.

Die Heimat rief und lockte, ich beschloß bei erster Möglichkeit nach Hause zu fahren.

Aber auch quälende Gedanken und Gefühle beschlichen mich: werden die Reichsdeutschen uns richtig verstehen? Werden sie dem „Geist der Zeit“ widerstehen, der den Adelsmenschen als solchen vernichten will?

Geschaffene Tatsachen machen vergessen, das Gedächtnis der Menschen ist kurz. Der Alltag tritt in seine Rechte. Landsleute, die nach überstandener Not den Himmel auf Erden durch Deutschland erwarten, werden vielleicht enttäuscht werden, der Reichsdeutsche denkt anders? Nur keine Enttäuschungen durch das deutsche Volk, das wäre zuviel nach allem Ausgestandenen.

Der immer hilfsbereite Professor Dietrich Schäfer erbot sofort seine Unterstützung für Aufklärung über die richtige Stellungnahme zur Heimat, treffend schrieb er mir: „Sozialistenherrschaft ist nationale Vernichtung des Deutschtums, noch schlimmer als durch die Russen.“

Aber jetzt wollte ich mich nicht grämen über das, was werden konnte, nur freuen an dem, was war und dazu war reichlich Grund vorhanden.

Die Deutsch-Baltische Gesellschaft veranstaltete auf Veranlassung ihrer treuen Hüter des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg und Legationsrat von Schwerin Sammlungen für die befreiten Balten, von allen

Seiten kamen Spenden. Deutschland, trotz eigener Not, war hilfsbereit und warmherzig.

Das Militär schien das Heft in der Hand zu haben. Aus dem Westen kamen Nachrichten von überwältigenden Siegen und das nach fast vier Jahren Krieg!

Da war kein Grund für Kleinmut, es mußte alles, alles gut werden und gern vergaß man, was hinter einem lag.

Mit Rußland war inzwischen „Frieden“ geschlossen worden. Der deutsche Kaiser hatte Rückbeförderung der nach Sibirien verschleppten Landsleute gefordert.

---

Mittwoch, den 27. 3. 1918 ging es in die Heimat. Überall hilfsbereites Entgegenkommen durch das deutsche Militär. In Dorpart erwartete mich am Bahnhof mein alter estnischer Hauswächter und Pferdepfleger, er hatte Tränen in den Augen, auch von meinen anderen estnischen Dienstboten wurde ich freudig begrüßt. Der erste Gang galt meiner treuen Sekretärin Anna Walter, die jetzt auch schon der grüne Rasen deckt. Was hatten die Landsleute alles durchgemacht! Musterhaft hatten sich wieder unsere Frauen gehalten, nächtliche Haussuchungen durch Bolschewisten, Verschleppung von Männern und Söhnen hatten sie nicht umgeworfen, Deutschland siegte und das war Lohn genug.

In meinem Hause arge Verwüstung; aus dem Saal, in dem 40 Bolschewisten gehaust hatten, mußten zwei Fuder Dreck ausgeführt werden. Jetzt war der deutsche Stadtkommandant in einem Teil der Räume untergebracht, das nahm ich als gutes Omen; leider konnte ich ihm wenig an Bequemlichkeiten bieten. Im oberen Stock wohnten treue Freunde, von Anreps, die manches Gut gerettet hatten. Viele Besuche wurden gemacht, Austausch von Erlebnissen wollte kein Ende nehmen. Die Esten (Kullen nennen wir sie) waren erstaunt über meinen Anblick, — ja, der Kerl ist wieder da und will euch auf die Finger sehen.

Eine Aufgabe hatte ich mir in Gedanken an meinen Vater gestellt: nach Einzug der Russifizierung verunzierten die Russen unsere ehrwürdige Universität mit einem kapellenartigen Zwiebelaufbau und einem goldenen Doppelkreuz auf schwarzem Sockel auf der klassizistischen Säulenvorhalle des schönen Gebäudes. Während des Aufrichtens des Kreuzes beobachtete der erste russische Rektor, Budilowitsch, das Fortschreiten der Arbeiten. Mein Vater begegnete ihm. Budilowitsch sagte meinem Vater auf das Kreuz weisend: „Wir errichten das Symbol der russischen Herrschaft.“ „Jawohl,“ erwiderte mein Vater, „wo ein Grab ist, muß auch ein Kreuz sein.“ Dieses „Grabkreuz der Wissenschaft“ hatte ich mir gelobt zu entfernen. Mit estnischen Dacharbeitern wurde der Giebel erstiegen, der Weg führte an einem Karzer vorbei, in dem ich als Student gesessen hatte. Fast 3 Stunden währten die Arbeiten, so fest saß die russische Herrschaft. Durch einen Strick war Vorsorge getroffen, daß das Kreuz nicht auf die Straße fallen konnte, nur von seinem Standort mußte es fort, religiöse Gefühle sollten nicht verletzt werden.

Dem Fall des russischen Macht- und Grabsymbols sah ich von unten zu. Umstehende Esten riefen: „russischer Geruch geht heraus.“ „Jawohl, und deutscher Geist zieht ein,“ antwortete ich ihnen.

Der letzte russische Rektor der Dorpater Universität, Aleksejew und ein Professor Afanasjew, den wir besonders auf dem Strich hatten, glaubten sich die freche Frage erlauben zu dürfen, mit welchem Recht ich das Kreuz entfernt habe? Die gebührende Antwort erhielten sie.

Während der Abmontierungsarbeiten am Kreuz hatten Esten gemeldet, daß andere russische Professoren auf der Rückseite der Universität mit dem Fortschaffen von mächtigen Kisten beschäftigt waren. Deutsche Soldaten umstellten bereitwillig das Gebäude, die Kisten wurden den Räubern entrissen und auf die deutsche

Kommandantur geschafft; sie enthielten wertvolles, historisches Material, auch Zeugnisse der russischen Schandwirtschaft, die die Russen beseitigen wollten. Die Bergung der zum großen Teil unersetzlichen historischen Schätze sollte nicht gelingen. Die Kisten gerieten später in die Hände der Bolschewisten und werden wohl im russisch-jüdischen Sumpf versunken sein.

Nun war die Ehre unserer ehrwürdigen, deutschen alma mater dorpatisensis wiederhergestellt, mein Vater, der sehr unter der Russifizierung gelitten hatte, konnte ruhig schlafen.

Nur acht Tage litt es mich in der Heimat. Manche Eindrücke und Beobachtungen hatten schwere Sorge ausgelöst. Politische und wirtschaftliche Maßnahmen der deutschen Verwaltung zeugten von Ungeschicklichkeit, Unkenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge und Entwicklung des Landes. Esten weigerten sich Wahlen zum Landesrat vorzunehmen. Sie sollten wohl noch erst gebeten werden die deutsche Besetzung anzuerkennen?

Eine Unzahl von Russen, auch notorische Bolschewisten, duldeten man in dem befreiten Lande, das konnte bei den mißtrauischen Esten den Verdacht erwecken, daß die Deutschen wieder abziehen würden.

An Ort und Stelle konnte grundsätzliche Abhilfe nicht geschaffen werden. Ich eilte nach Berlin zurück, um mit den dort tätigen Landsleuten zu beraten, wie wir am besten handeln mußten.

Nur keine Enttäuschungen durch Deutschland. Unser Ansehen, unsere Ehre stand auf dem Spiel. Esten und Letten sollten nicht kritisch werden. Nachteile, Verluste wollten wir gern auch fürderhin tragen, sofern sie Zweck und Sinn hatten und dem deutschen Volk zugute kamen, dem wir das Letzte zu opfern bereit waren. Aber vernünftig sollten auch alle technische Maßnahmen sein und unsere deutsche Stellung durfte nicht angetastet werden.



In Berlin wartete eine Fülle von Arbeiten. Notschreie von allen Seiten trafen ein: von den Deutschen aus Böhmen, Tirolern, deutschen Kolonisten aus Rußland, deren Vertreter auf den Donnerstag-Abenden im Hotel „Prinz Albrecht“ berichteten. Dazu kam die Sorge um die deutschen Kriegsgefangenen in Rußland — wir mußten mit manchen baltischen Anliegen zurücktreten.

---

Die Kämpfe, die nunmehr um die Verfassung, Verwaltung der Heimat bevorstanden, konnten nicht an der Öffentlichkeit geführt werden. Es begannen die verwickelten, viel Takt, Ausdauer und aufrechten Sinn erfordernden Arbeiten in den Kabinetten hinter verschlossenen Türen. —

Und über der russischen Botschaft Unter den Linden wehte der rote Lappen!

Der Jude Joffe residierte dort im Gebäude, das persönliches Eigentum der Romanows war. Dieser Jude sollte uns noch oft zu schaffen machen. Die neuen Gebieter in Rußland hatten das „Selbstbestimmungsrecht“ auf ihre Fahne geschrieben, wollten aber die Erklärungen der verschiedenen Körperschaften in der Heimat über Anschluß an Deutschland nicht anerkennen.

Das staatsrechtliche Schicksal der Heimat harrte noch immer der endgültigen Entscheidung, Deutschland hatte es in die Hände der Juden gelegt. Auch mit dem in der Schweiz ermordeten Juden Worowski (zu deutsch Diebssohn) hatten wir in Stockholm verhandeln müssen!

Ein Zeitungsartikel gibt Einblick in die damaligen Nöte.

„Herr Joffe hat sich geweigert die Note der Bevollmächtigten der Landesräte von Livland und Estland, enthaltend die Erklärung ihrer Loslösung von Rußland entgegenzunehmen. Dagegen ist er so gnädig gewesen eine ihm vom Auswärtigen Amt über dieselbe Materie zugestellte Note an seine Regierung weiter zu leiten.

Nachdem die Ritterschaften, als verfassungsmäßige Vertreter des Landes, ihren Wunsch sich von Rußland zu lösen, offiziell erklärt, und die Landesräte diesen Wunsch wiederholt haben, glaubt Herr Joffe diese Willensäußerungen ignorieren zu dürfen, obgleich die russische Regierung festgestellt hatte, daß einseitige Loslösungserklärung genügt, Einwilligung des russischen Staates nicht erforderlich ist, um ein solches Geschäft perfekt zu machen.

In Deutschland fand die russische Regierung Unterstützung. Der Staat, unter dessen Schutz sich Liv- und Estland gestellt haben, befand, daß eine Auseinandersetzung mit Rußland über die Loslösung stattfinden müsse! Es erscheint fraglich, ob ein solcher modus procedendi das Ansehen Deutschlands in Rußland gestärkt hat.

Man sollte nicht vergessen, daß das deutsche Ansehen nach den unvergleichlichen Leistungen des deutschen Volkes in Rußland sehr hoch im Preise steht, ein solches Kapital sollte man nicht verringern, es verbraucht sich rasch, erwirbt sich nicht leicht wieder. Freundschaft genießt Deutschland nicht in der Welt, Achtung und Respekt müssen sie ersetzen, oderint dum metuant, ein anderer Weg ist für Deutschland nicht gangbar. Herr Joffe tritt auch heute noch für das Selbstbestimmungsrecht der Völker ein, obgleich es in Rußland nicht angewandt wird, oder glaubt er, daß ein Referendum „auf breiter Grundlage“ die bolschewistische Willkür zur Regierung berufen hätte, beziehungsweise sie bei der Macht belassen würde? Heute weiß man doch, daß nur rohester Terror die Bolschewisten am Ruder erhält, daß nur Streben nach Macht und Gewinn die Herren Trotzki und Konsorten leitet. Derjenige Staat kann sich die Anerkennung, vielleicht auch die Liebe des russischen Volkes erwerben, der es von den Vampyren befreit. Um dieses auch zum Frieden führende Ziel zu erreichen, müssen den Bolschewisten Erfolge versagt bleiben. Die noch immer

ungeklärte staatsrechtliche Zukunft Livlands und Estlands ist aber ein Erfolg der Bolschewisten . . . . .

Mit der Volkspsyche soll man nicht experimentieren. Die Ungewißheit über ihr Schicksal muß verwüstend auf die Seele der Letten und Esten einwirken, die sie Deutschland nicht nähern kann. Sie wissen, daß Deutschland der Sieger ist, kennen englische Umtriebe um den Besitz der Küste Estlands, deren Übergang in englische Hände alle vier nordischen Staaten in angelsächsische Botmäßigkeit zwingen würde.

Esten und Letten stehen vor einem Rätsel. Dank deutscher Unentschlossenheit, rechnen sie mit der Wiederkehr der russischen Herrschaft, können nicht warm werden an der Tatsache der Befreiung vom roten Terror.

Und die baltischen Deutschen? Sie haben das „Unglück“ Deutsche, nur Deutsche zu sein; gehörten sie einem fremden Stamm an, etwa dem jüdischen, so würde auch die jetzt feindlich gesinnte deutsche Presse ihnen beispringen, so aber müssen sie sich bescheiden in der Hoffnung, daß auch einmal dem deutschen Michel die Geduld reißen kann.“

---

Ein düsteres Kapitel — die wirtschaftliche und politische Behandlung der Ostseeprovinzen — begann.

Wir vertraten den Standpunkt: den Esten und Letten wirtschaftliche Vorteile durch Angliederung an Deutschland zeigen, dann würde man leicht Herr der politischen Lage werden. Durch den Krieg, sichtbar durch den Russen, hatten auch Esten und Letten wirtschaftlich gelitten, wie alle Bauern waren sie auf ihren Vorteil bedacht. Die dem Lande geschlagenen wirtschaftlichen Wunden lagen am offenbarsten da, sprangen überall in die Augen. Schon Versuche ihrer Heilung mußten ermutigend und „versöhnend“ wirken.

Der umgekehrte Weg wurde beschritten. Die deutsche Militärverwaltung kam Letten und Esten politisch entgegen, drückte aber wirtschaftlich. Natürlich erhoben sie ihr Haupt, da man sie sichtbar „zu gewinnen suchte“, klagten über wirtschaftliche Bedrückung, wurden frech und aufsässig.

Da nicht genügend, oft aber falsch durchgegriffen wurde, schwoll Esten und Letten der Kamm. Nun glaubte man wieder streicheln zu müssen, um sie nicht ganz aus der Hand zu lassen und der sattsam bekannte *circulus vitiosus* begann von neuem. Man bewegte sich im toten Kreise. Das alles geschah im Namen der preußischen Militärverwaltung, die als solche betont wurde. Eine sonderbare Methode Fremdstämmige für Einverleibung in Preußen zu gewinnen. Mein Widerstand gegen diese Lösung wuchs.

Esten und Letten begriffen gut, daß der Krieg normales Leben nicht bringen konnte, daß Opfer zum Besten des kämpfenden deutschen Volkes gebracht werden mußten. Wir Deutsche wollten mit allen Kräften zur Erleichterung der Ernährungslage Deutschlands beitragen, die Maßnahmen sollten aber die Produktion fördern, und alle gern gezollten Leistungen sollten wirklichen Nutzen bringen.

Das aber war nicht der Fall. Ein verständiger Este sagte: „Kriegsmaßnahmen, Kriegskontributionen können wir verstehen, warum man dem Lande aber die Hälfte seines Vermögens hinten herum durch die Valutabestimmungen abknüpft, verstehen wir nicht.“

Daß die Drahtzieher nicht dem aktiven Militär angehörten, wußten wir, die Maßnahmen fielen aber dem Militär als solchen zur Last, weil ja eine reine Militärverwaltung bestand, die manche aufs Ungewisse verlängern wollten. Dagegen mußte aufgebehrt werden, schon um des Deutschen Ansehens willen. Die Kämpfe um die „Valuta“ kann ich nur streifen. Der russische Rubel, (Parität = 2,16 *M*) war in Reichsmark verschieden fixiert worden. In Kurland = 2 *M*, in Riga

und nächster Umgebung =  $1\frac{1}{2}$  *ℳ*, im größten Teil Livlands und in Estland =  $1\frac{1}{4}$  *ℳ*, der Kerenskirubel = 1 *ℳ*.

Man brauchte nur von oben nach unten zu fahren, konnte durch einfache Wechselgeschäfte Vermögen verdienen. Natürlich waren diese Manipulationen und Fahrten zu solchem Zweck verboten, wir unterließen sie, andere übten sie mit dem Erfolge der Auspovertung des Landes.

Am schlimmsten wirkte die unterschiedliche Bewertung des Romanow- und Kerenskirubels. Im örtlichen Verkehr durften Unterschiede zwischen Romanow- und Kerenskirubeln nicht gemacht werden, d. h. jeder durfte mit dem billigeren Kerenskirubel zahlen. Schuldner kauften die massenhaft im Lande vorhandenen Kerenskis auf, und zahlten damit ihre Schulden, die auf Romanowrubel lauteten; mit anderen Worten, mit einem Rubel Kerenski konnte man sich den teuren Romanowrubel kaufen, und das mit Erlaubnis und unter Vorschrift der Militärverwaltung! Das Schiebertum grünte und das Judentum blühte. Niemals waren in meiner Heimat so viel Juden zu sehen, wie in dieser Zeit. Wir Deutsche aber hielten uns an die Bestimmungen, wurden noch ärmer und mußten zusehen, wie unser Nachteil Juden und Schieber mästete. Gelegentlich einer Besprechung im Auswärtigen Amt über die Valutafrage, sagte ein hoher Beamter: „Die Verhältnisse sind so kompliziert, daß wir nicht ein noch aus wissen!“ Man hatte die „Verhältnisse“ durch Juden komplizieren lassen!

Noch einmal betone ich: Die Militärverwaltung übersah die Dinge nicht, sie war subjektiv unschuldig. Warum ließ sie sich aber nicht von Kennern der Verhältnisse, die kein persönliches Interesse leitete, beraten? Mein Bruder Rechtsanwalt Alexander Volck in Riga hat immer wieder gemahnt, gebeten, gefordert, es half nichts. Bankherren wurde gefolgt. Die vielen



Sitzungen und Beratungen in dieser leidigen Valutafrage gehören zu den qualvollsten Erinnerungen.

Auch auf dem Gebiete der Siedelung sollte es nicht friedlich hergehen. Der Großgrundbesitz Kurlands hatte ein Drittel seines Besitzes zu billigen, Vorkriegspreisen für deutsche Siedelung zur Verfügung gestellt. In Livland und Estland wollte man diesem Beispiel selbstverständlich folgen, hielt es aber für falsch, grundsätzlich ein Drittel eines jeden Gutes herzugeben, man wollte einen Landfundus im Umfang eines Drittel des liv- und estländischen Großgrundbesitzes beschaffen, verlangte aber es uns zu überlassen, aus welchen einzelnen Komplexen dieser Fundus bereitgestellt wurde. Die Gründe für den von Kurland abweichendem Modus waren folgende:

In Estland besonders gab es viele kleinere Güter mit Brennereibetrieb, die auf eine bestimmte Fläche für den Kartoffelanbau angewiesen waren, Abtrennung eines Drittels machte sie lebensunfähig. Wir konnten am besten bestimmen, welche Flächen ohne zu große Schädigung der Struktur des Landes und des zu erhaltenden Großgrundbesitzes abgegeben werden konnten. Einige darunter, sehr große Güter, konnten in vollem Bestande hergegeben werden, von anderen mehr als ein Drittel, von weiteren weniger als ein Drittel, endlich von einigen garnichts. Vorhandene Bodenschätze, besonders in Estland, mußten berücksichtigt werden, deren Ausnutzung durch Zerstückelung des Grund und Bodens sehr erschwert und verteuert werden konnte. An unsere Wälder, den Hauptreichtum des Landes, mußte gedacht werden, sie durften nicht durch wahllose Parzellierung verwüstet werden. Auch Kulturaufgaben machten es erforderlich, möglichst zusammenhängende Siedlungskomplexe zu schaffen. Die anzusetzenden deutschen Kolonisten brauchten Schulen, Kirchen, Hospitäler, Doktorate, Apotheken usw., die leichter, wo erforderlich, neugeschaffen werden konnten, wo kompakte Siedelungen vorhanden waren.

als wenn sehr viele, kleinere, getrennte Siedelungen entstanden durch grundsätzliche Abtretung eines Drittels von einem jedem Gut. Wir verlangten, daß uns entscheidender Einfluß auf die Siedelung, in der wir Erfahrung hatten, gewährleistet wurde, da wir das Land und seine Eigentümlichkeiten in jeder Hinsicht kannten.

Auf einer Sitzung im Generalstabe (in der „Roten Bude“) platzten die verschiedenen Ansichten aufeinander. Unter dem Bilde Moltkes, unter dem Vorsitz des Obersten T., tagten Vertreter Kur-, Liv- und Estlands.

Die Letzteren wurden gefragt, wie sie sich zum Beispiel Kurlands stellen. Die Antwort wurde eingehend auf Grund vorstehender Erwägungen gegeben.

Das Verlangen grundsätzlicher Abtretung eines Drittels eines jeden Gutes, nach dem Vorgang Kurlands, wurde gestellt. Die Vertreter Liv- und Estlands verharrten bei ihrem Standpunkt. Auch über ein zu schaffendes staatliches Vorkaufsrecht am Grund und Boden konnten wir nicht einig werden. Wir erwarteten noch informatorische Nachrichten aus der Heimat, hielten insbesondere die Frage des sehr komplizierten Vorkaufrechts noch nicht für spruchreif. Unsere ernste Bereitwilligkeit weitgehende Opfer zu bringen, wurde immer wieder hervorgehoben. Oberst T. bemerkte nach lebhafter Diskussion: „das Interesse der Obersten Heeresleitung an Liv- und Estland könnte abnehmen, wenn ungenügende Zusagen gemacht würden,“ worauf ich erwiderte, daß unsere Heimat doch nicht aus sentimental, sondern aus realpolitischen Gründen besetzt worden ist und ich mir nicht vorstellen könne, daß man uns wieder preisgeben würde, nur weil wir einen anderen Modus der Landabtretung vorschlugen, der die kurländischen Beschlüsse verbesserte, reichsdeutsche und unsere Belange besser gewährleistete.

Zu einer Einigung kam es nicht. Mit recht schweren Empfindungen verließ ich die Sitzung. Mein Widerstand gegen die „preußische Lösung“ der Angliederungsfrage der Heimat vertiefte sich. Eine leibhaftige

Exzellenz schrieb mir einen Drohbrief: ich solle nicht das Schicksal meiner Heimat aufs Spiel setzen und der kurländischen Lösung beitreten. Also vernunftwidrige, wirtschaftliche Entscheidungen von größter Tragweite sollten erzwungen werden?! Wir dachten nicht daran, unser Gewissen zwingen zu lassen. Drohungen machten gar keinen Eindruck, höchstens den gegenteiligen.

Die Oberste Heeresleitung war viel vernünftiger, als man uns hatte glauben lassen; sie gab sich mit der grundsätzlichen Bereitwilligkeit ein Drittel des Großgrundbesitzes von Liv- und Estland, über das Ganze gerechnet, abzutreten, zufrieden. Also hatte man uns Schema F nur vorschreiben wollen!

Wir wollten das freiwillige große Opfer an Land natürlich nur für deutsche Siedelung bringen. Wie erstaunt waren wir von einem Vertreter des Auswärtigen Amtes zu erfahren, daß dieses auch Abtretung eines weiteren Drittels für estnisch-lettische Siedelung verlangen müsse, falls der Beschluß über das für deutsche Siedelung bestimmte Drittel veröffentlicht werden würde!!! Sollten wir uns noch mehr Läuse in den Pelz setzen lassen? Ein Glück, daß wir uns für Livland und Estland noch nicht gebunden hatten, wir hätten auch nicht ein Drittel gegeben, wenn estnisch-lettische Siedelung verlangt worden wäre.

Die Zeichen der Zeit hatten wir erkannt, wußten, daß gesiedelt werden mußte, um Deutschlands Industrialisierung zu steuern und sie abzubauen, da wollten wir freudig mithelfen. Aber unseren Großgrundbesitz, der uns ein Vermächtnis war, durften wir nicht zerschlagen lassen. Die erforderliche gesunde Dreiteilung in Groß-, Mittel- und Kleinbesitz wollten wir fördern, wir waren wirtschaftlich genügend geschult, um zu wissen, daß diese Dreiteilung die Güterproduktion fördert. Der Russe hatte sie anerkannt, wollte Deutschland sie mißachten? Unsere politische Zukunft hätten wir

preisgegeben, wenn wir den Grundbesitz ruinieren ließen.

Schärfsten sachlichen Kampf nahmen wir uns vor. Deutschland machte es uns nicht leicht Opfer zu bringen. Wir beschlossen, Ohren und Augen offen zu halten. Keinem Zweifel konnte es unterliegen, daß demokratische Einflüsse sich eingeschlichen hatten, die unsere Heimat mit Haut und Haaren fressen wollten. Daß das Große Hauptquartier sie nicht erkannte, stand für uns fest, es hatte im Sommer 1918 furchtbar an allen Fronten zu ringen, um so wachsamer mußten wir bleiben.

Einen breiten Raum nahmen die Verhandlungen betreffend Erklärung unserer glänzend fundierten Pfandbriefe für mündelsicher ein. Man befürchtete durch Anerkennung ihrer Pupillarität Überschwemmung des deutschen Marktes. Es wurde darauf hingewiesen, daß sie im Gütertausch zwischen Deutschland und den Ostseeprovinzen nötig seien. Auch diese Frage sollte nicht spruchreif werden.

---

Durch in Massen in Frankreich eingreifende amerikanische Truppen, deren Transport die heldenmütigen U-Boote nur in geringem Umfang hindern konnten, waren ernste Kämpfe im Westen entbrannt. Ein Teil der Erfolge des Vormarsches im Frühling ging verloren. Aber die treugebliebenen Truppen kämpften mit äußerster Zähigkeit und hatten immer wieder Teilerfolge. — Die „letzten Astern“ wurden herbeigeholt, es war Kriegsherbst geworden.

---

Dank insonderheit der Deutsch-Baltischen Gesellschaft gingen die Aufklärungsarbeiten für die Heimat weiter.

Ein großer Vortragsabend wurde am 28. 6. 1918 im Abgeordnetenhaus unter dem Vorsitz Johann Albrechts, Herzogs zu Mecklenburg, abgehalten. Dr.

Stresemann und Adolf Damaschke fanden warme, treffende Worte für Gewinnung der Heimat durch Deutschland. Ich lasse meine Ausführungen folgen, weil sie zusammenfaßten, was für den Erwerb der russischen Ostseeprovinzen sprach:

„Dr. Valerian Tornius schreibt in einem kurzen Artikel: „Die Geschichte weiß außer den baltischen Deutschen kein zweites Land anzuführen, in dem Deutsche inmitten fremder Völkerschaften lebend und ihren Machtgelüsten preisgegeben, durch Jahrhunderte ihre Eigenart so zäh bis auf den heutigen Tag behauptet haben. Siebenbürgen läßt sich nicht als Beispiel heranziehen, weil das Deutschtum hier in allen Ständen vertreten ist.“

Wir Balten bilden dagegen nur eine dünne Oberschicht, die auf sich gestellt, vom Mutterlande fallen gelassen, um deutsche Art und Sitte kämpfen mußte. Dieser einsame Kampf in Deutschland naher und doch so ferner Diaspora hat uns hart gemacht, hat uns unsere Eigenart gegeben, die hier so gern — halb achtungsvoll, halb vorwurfsvoll — mit dem Wort „Herrnaturen“ apostrophiert wird.

Gott sei Dank, wir sind nicht zu Knechten geworden; Titel, Stellung, Geld, beeinflussen uns nicht.

Wie bitter empfinden wir es „Russen“ genannt zu werden, nur weil unsere Wiege innerhalb der staatlichen Grenzen Rußlands gestanden hat! Warum gönnt man uns unser Deutschtum nicht? Weil für die Reichsdeutschen Staats- und Volksgrenzen zusammenfallen, weil bis zu diesem Kriege völkisches Empfinden, nationaler Stolz in Deutschland ungenügend ausgebildet waren.

In der Kinderstube schon wurden wir von unseren Müttern von deutschem Sinn durchtränkt. Wenn alle reichsdeutschen Mütter dieselbe Pflicht erfüllt hätten, so brauchten nicht Deutschlands führende Männer in diesem Kriege dem deutschen Volk nationalen Stolz abzurufen.



Warum haben wir gekämpft, warum unsere Heimat deutsch und darum rein erhalten? Nicht um eigenen Vorteils willen, nein, vornehmlich, weil wir von früh-auf der Hoffnung lebten, einmal mit Deutschland vereinigt zu werden, weil wir vom Streben beseelt waren, das uns von deutschen Vätern überkommene Erbe und Vermächtnis rein und ungeschmälert dem großen deutschen Volk zu übergeben, auf daß dieses Nutzen von unserer hundertjährigen Kulturarbeit habe. Von diesem Nutzen meiner Heimat soll ich heute zu Ihnen reden.

In der mir zugemessenen halben Stunde Ihnen die wirtschaftliche Bedeutung meiner Heimat zu vergegenwärtigen, ist ein kühnes Unterfangen, zumal die Politik von der Wirtschaft nicht zu trennen ist. Kraftvolle, darum verständige Politik erzeugt gesunde Wirtschaft und letztere fördert diejenige Politik, die den Wegen der sich organisch entwickelnden Volkswirtschaft folgt. Daß die Politik der deutschen Volkswirtschaft nachhinkte, ist heute eine Binsenwahrheit.

Bis zum Kriege mußten für etwa 10 Millionen Deutsche Nahrungsmittel eingeführt werden, darauf zum Teil baute England seinen Plan.

Will Deutschland einer zweiten Gefahr ausgehungert zu werden, entgehen, so müssen seine agraren Interessen gefördert werden, nicht um der kritiklos verfolgten Agrarier, sondern um des deutschen Volkes willen. Mein verstorbener Onkel Adolf Wagner hat das Wort geprägt: „Die Erhaltung einer leistungsfähigen deutschen Landwirtschaft bedeutet die Erhaltung des deutschen Volkes in Gegenwart und Zukunft.“

Daraus, daß in Deutschland mehr Personen in Industrie, Handel und Verkehr erwerbstätig sind, als in der Landwirtschaft, darf nicht gefolgert werden, daß das Schwergewicht des deutschen Interesses bei jenen, nicht bei der Landwirtschaft liegt. Ein in der älteren Nationalökonomie gebrauchtes Bild widerlegt das: weil Geäste, Zweige, Krone, Blätter des Bau-

mes äußerlich einen viel größeren Raum einnehmen, könnte es scheinen: Geäste und Geblätter sind die Hauptsache am Baum, Stamm und Wurzel seien weniger wichtig. Ohne triebkräftige Wurzel, ohne gesunden Stamm aber, kann der Baum keine Blätter treiben, keinen Schutz erzeugen, beide aber ruhen im deutschen Boden. Kann die Ertragsfähigkeit des deutschen Bodens nicht gesteigert werden, ist seine Nährfläche zu schmal geworden, so muß für Ausdehnung gesorgt werden. Das erfordert auch die deutsche Industrie, damit sie nicht Arbeitskräfte durch Abwanderung infolge räumlicher Enge und karg werdender Ernährung verliert.

Wahrlich zur Genüge, und nicht zum eigenen Lobe, hat der Deutsche durch Auswanderung seine heutigen Feinde konkurrenzfähig gemacht.

Vor Ihren Toren liegt altes, deutsches Land, durch das die deutsche Landwirtschaft und Industrie erstarken können.

Liv-, Est- und Kurland umfassen ohne Seen ca. 91500 qk., gleich Ostpreußen, Westpreußen und Pommern oder gleich Bayern und Württemberg. Kurland allein ist fast so groß wie Belgien. Auf dem Quadratkilometer leben bei uns nur 28,9 Menschen, in Deutschland dagegen 120, in Ostpreußen 55,8. In Deutschland ist fast die Hälfte des Bodens beackert, bei uns nur 24 Prozent. Wiesen und Weiden machen in Deutschland ca. 16 Prozent, bei uns dagegen 37 Prozent der Bodenfläche aus. Das Waldareal beträgt bei uns 43 Prozent, in Deutschland bloß 25 Prozent der Gesamtfläche des Reiches. Diesen Zahlen entsprechend war der Ertrag unserer Landwirtschaft, am deutschen Maßstabe gemessen, ein geringer. Korn konnte nicht ausgeführt werden, Milchprodukte gingen nach Petersburg und — London.

Russische Maßnahmen legten der Entwicklung unseres Landes Fesseln an.

Jeder Schritt vorwärts, mußte der russischen Regierung im zähen Ringen abgekämpft werden, wir sollten nicht hoch kommen. Überall wurden uns Hindernisse bereitet, schon um Mißstimmung der Esten und Letten gegen uns, die sogenannten Herren des Landes, zu erzeugen. Billiges sibirisches Korn drückte dank raffiniert ausgeklügelter Differenzialtarife die Preise, und machte insonderheit den Roggenbau wenig lohnend.

In unserem Kreditwesen waren wir nicht nur auf uns angewiesen, sondern hatten mit der uns feindlichen russischen Regierung zu kämpfen.

Liv-, Est- und Kurland sind von unseren Landschaften mit nur 160 Millionen Mark billigen Realcredits bepfandbrieft, dasselbe Gebiet, in Ost- und Westpreußen und Pommern dagegen, mit einer Milliarde Mark, also fast 7 mal so hoch. Meine Heimat kann in wenigen Jahren das landwirtschaftliche Gesicht Ostpreußens erhalten. Wir sind gewohnt aufzubauen, unsere ganze Geschichte ist ein rastloses Aufbauen unserer von Russen und anderen Feinden zerstörten äußeren Existenz.

Unser Arm begann zu erlahmen, da kam das wunderbare Erleben dieses gewaltigen Krieges, die Befreiung durch Deutschland aus unerträglicher geistiger und sittlicher Knechtschaft; frische Kräfte strömen unserem Körper nun zu und unter den Fittichen des deutschen Aars werden wir rasch unsere alten Kräfte wiedergewinnen.

Haben wir aber einmal unsere Heimat wieder aufgebaut, so kann sie sich dem deutschen Volk dankbar erweisen. Erfahrene Fachmänner haben errechnet und nachgewiesen, daß unser Land nach reichlicher Versorgung einer auf  $4\frac{1}{2}$  Millionen angewachsenen eigenen Bevölkerung dem deutschen Mutterlande jährlich zuführen kann:

1 Million To. Getreide, 100 000 Pferde, 120 000 Stück Rindvieh, 8—900 000 Stück größere Läufer-schweine und 36 Millionen Liter Spiritus. Damit

wäre die bisherige Einfuhr dieser Produkte nach Deutschland wesentlich gedeckt, den etwa noch fehlenden Rest kann Litauen liefern.

Um dieses Ziel zu erreichen, müssen große Kapitalien investiert werden: Eisenbahnen, Brücken, Wege sind zu bauen, große Flächen müssen neu unter den Pflug genommen werden, ausgedehnte Äcker müssen intensiver bewirtschaftet werden usw.

Es ist berechnet worden, daß allein in Kurland, um es auf Ostpreußens Höhe zu bringen, in den nächsten 10 Jahren 875 Millionen Mark oder jährlich 87,5 Millionen Mark aufgewandt werden müssen. Diese Summe hoffen wir durch Deutschland zu erhalten; erschrecken Sie nicht, das Geld bliebe in Deutschland.

Ich erwähnte schon die geringe Belastung unseres Landes mit billigem Realkredit. Gegen unsere mündelsicheren Pfandbriefe wollen wir Kredit beanspruchen, dazu kommt unser Kommunal- und Personalkredit. Der Gegenwert dieses Kredits bliebe in Deutschland als Äquivalent für die hier und nur hier zu machenden Bestellungen an: Maschinen, Eisen, Stahl, Zement, Kunstdünger, Glas usw.

Ein doppelter Vorteil erwüchse so Deutschland:

1. Bestellungen an deutsche Industrie und Handel und damit Versorgung des deutschen Arbeiters.
2. Billige Zufuhr der jetzt dank England dem deutschen Volk fehlenden landwirtschaftlichen Produkte. So werden wir in regem Austausch stehen, der einzig gesunde Grundlage für gegenseitiges Verstehen.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit nicht mit trockenen Zahlen belasten, will nur kurz unsere herrlichen Wälder erwähnen, deren Ertrag bisher zum großen Teil nach England wanderte, das z. B. weit über die Hälfte seines ihm so nötigen Grubenholzes über baltische Häfen bezog.

Um aber leistungsfähig zu werden, dürfen wir nicht kapitalarm werden.

Der bei uns bestehende Wirrwarr in der russischen Valuta droht unser Land an den Bettelstab zu bringen. Wir erwarten Fixierung der Relation von einem Rubel gleich zwei Mark als Wertmesser für alle unsere Forderungen an Rußland; zu diesem Umrechnungssatz muß Rußland zahlen, kann und wird es, wenn nur der Wille aufgebracht wird, Rußland zu solchem Abkommen zu veranlassen. Es liegt in Deutschlands Interesse, daß wir nicht völlig verarmen.

Die Bedeutung Rigas, des größten Exporthafens und zweitgrößten Importhafens Rußlands, kennen Sie; er soll Deutschland zugut kommen. Es ist ein Irrtum, daß Rußland der baltischen Strommündungen nicht entraten kann, wäre dem so, so müßte Deutschland die Rheinmündung haben, ohne deren Besitz es auch groß und mächtig geworden ist. Rußlands Gesicht ist nach Osten gerichtet, wo es große Aufgaben zu lösen hat.

Mitunter hört man die Behauptung, daß rigasche Kaufleute die Loslösung der Ostseeprovinzen von Rußland wegen dadurch zu verändernder Zollage nicht wünschen. Es gibt solche Leute, das sind aber Reichsdeutsche, die in Riga tätig waren, deren Tascheninteresse andere Erwägungen überwuchert; wir Balten „kalkulieren“ nicht so kleinlich, halten es für selbstverständlich Opfer mit in den Kauf zu nehmen . . . . .

Sie sehen, meine Heimat bietet der Vorteile viele . .

Man glaube doch nicht, daß der Verlust der ehemals russischen Ostseeprovinzen Rußland in Feindschaft zu Deutschland verharren lassen wird.

Ist Rußland nicht heute verbündet mit seinen Gegnern aus dem Krimkriege? Hat es sich nicht mit Japan bis zum Bündnis geeinigt, nachdem Japan es wenige Jahre zuvor niedergedrungen hatte?

Die russische Psyche ist eine andere, aber Rußland soll die Ostsee im Frieden nach wie vor nutzen und behält Grenze an ihr.



Um deutsche und russische Interessen zu fördern, muß Rußland aus Englands Krallen befreit werden.

Ich schwenke damit keineswegs von meinem Thema ab: wirtschaftlich-politische Lösung Rußlands aus englischer Botmäßigkeit, ist Vorbedingung für volle Nutzbarmachung meiner Heimat für Deutschland.

So lange die Gefahr besteht, daß England Hand auf Estland legt, auf diese Weise auch Finnland und die skandinavischen Staaten in Abhängigkeit zwingt, würde der Besitz des südlichen Teils meiner Heimat für Deutschland illusorisch gemacht werden können. Durch Umleitung des Warentransportes auf Reval, würde Riga zur toten Stadt werden.

Die „nordische Brücke“ zwischen Rußland und England darf nicht geschlagen, der Weg London—Peking nicht errichtet werden. Rußland war die Gefahr, England ist der Feind; in Englands Hand kann die russische Gefahr von neuem erstehen. Darum Sorge man für Sicherheiten. Eine verschärfte Kaunitzische Koalition darf nicht wiederkommen, jeder Versuch dazu muß durch Errungenschaften dieses Krieges im Keime erstickt werden . . . . .

Wir Balten empfinden deutsch, sind nicht so egoistisch nach Niederringung Rußlands ein deutsches Kriegsziel nicht mehr zu kennen. Bevor England nicht besiegt sein wird, können auch wir uns der Befreiung unseres Landes nicht restlos freuen . . . . .

Deutschland braucht richtigen Ausgleich zwischen Landwirtschaft und Industrie. Verlängerung der deutschen Straße im Westen, muß Erweiterung der deutschen Scholle im Osten nach sich ziehen, die allein deutsche Volkskraft erzeugt.

Meine Heimat gibt aber auch weites Siedlungsland. Ich möchte auch an dieser Stelle den infamen Verleumdungen widersprechen, nach denen Liv- und Estland, im Gegensatz zu Kurland, sich weigern sollen, Siedlungsland herzugeben; auch Livland und Estland

wollen dieselben Opfer bringen, nur in einer den liv- und estländischen Verhältnissen entsprechenden anderen Weise als Kurland. Art und Methode der Siedlung können wir am besten beurteilen und wenn man uns nicht ein entscheidendes Wort bei der Siedlung und aller mit ihr verquickten Fragen mitsprechen läßt, so wird das Resultat ein Fehlschlag sein.

Ich kann die Behandlung der wirtschaftlichen Bedeutung der nunmehr für immer deutschen Ostseeprovinzen nicht schließen, ohne der „baltischen Barone“ Erwähnung getan zu haben. Unser Land ist Gott sei Dank, ein agrares, das eben diese „Barone“ in der Hauptsache hoch gebracht haben; sie bilden nur einen kleinen Bestandteil unserer deutschen Bevölkerung.

An der Erhaltung des Deutschtums haben Literaten und Kaufleute ebensolchen Anteil, aber ohne die die Ritterschaften bildenden „Barone“ hätten wir den Kampf um unser Volkstum kaum bestanden. Weise agrare Gesetzgebung, Aufbau billigen Realkredits verdankt das Land diesen „Baronen“, die durch Esten und Letten reich und unabhängig geworden sind; noblesse oblige ist immer ihr Grundsatz gewesen. Ein deutscher Sozialdemokrat hat nach kürzlichem Besuch meiner Heimat seine Verwunderung über die Umgänglichkeit dieser „Barone“ Ausdruck gegeben und mit Genugtuung festgestellt, daß er einen „Baron“ mit „eingetriebenem Hut“ und „ausgefranzten Hosen“ kennen gelernt hat.

Sie bilden keine abgeschlossene Kaste für sich und sehen ihre Bestimmung in rastloser Arbeit für die ganze Heimat, hat doch der livländische Landmarschall Hamilkar Baron Foelckersahm, der Großvater eines unter uns weilenden Landsmannes von mir, die Worte gesprochen: „Nicht die Rechte, die einer ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm seinen Wert.“

Es geht ein Erwachen durch das deutsche Volk. Es beginnt sich auf seine völkischen Aufgaben zu besinnen. Hindenburg und Ludendorff besiegen nicht nur Deutschlands Feinde, sie besiegen auch die völkisch Gleichgültigen des eigenen Volkes. S. M. der Kaiser hat die mahnenden Worte gesprochen: „Fort mit allem Fremdstämmigen,“ und möchte ich hinzufügen: fort mit der beflissenen und betriebsamen Objektivität gegen unsere Feinde und der Ungerechtigkeit gegen sich selbst. Möchte das sich breitmachende politische Eunuchentum verschwinden, möchte ein Resultat dieses Krieges sein, daß jeder Deutsche, wenn es um sein Volkstum geht, die Empfindung haben möge, als wenn ihm zugerufen würde: „Zieh' deine Schuhe aus, denn der Boden auf dem du stehst ist heilig!“ —

Eine rege Korrespondenz schloß sich an diesen Abend. Bitten und Empfehlungen an die Heimat regneten ins Haus. Eine deutsche Dame berichtete von einem Gespräch, das sie nach Schluß der Versammlung im Abgeordnetenhaus gehört hatte: „Dieser Dorpater Rechtsanwalt hat uns auf gut baltisch die Wahrheit gesagt, als Gaegtens neulich sprach, bat, ja flehte er, dieser aber forderte und gab.“ Ich war verstanden worden. Dieser Abend sollte die letzte nennenswerte Veranstaltung für die Heimat sein.

Die eindrucksvolle baltische Ausstellung stand unter dem Zeichen des herannahenden Endes. Andere Vortragsabende folgten, aber innere Sammlung fehlte. Von der Front kamen ernste, nicht kontrollierbare Nachrichten, nur nicht nachdenken, glauben und arbeiten.

---

Eine belanglose, aber charakteristische Begebenheit warf ein grelles Licht auf die Beziehungen zwischen Auswärtigem Amt und Oberster Heeresleitung. Mein Sohn hatte auf seiner Flucht den Kaukasus gut kennen gelernt und war bemüht gewesen, den Aufstand der Bergvölker gegen Rußland zu organisieren. Vor

Beendigung dieser Arbeiten mußte er fort, um nicht russischen Häschern in die Hände zu fallen. Durch den deutschen Vormarsch im Süden Rußlands gewann der Kaukasus erneute Bedeutung. Die Oberste Heeresleitung versuchte meinen Sohn dorthin zu schicken. Das Auswärtige Amt machte einen Strich durch die militärische Rechnung. Durch Beziehungen im Kriegsministerium wurde der Plan erneut aufgenommen; nach langem Hin und Her fuhr mein Sohn unter anderer Flagge doch in den Kaukasus, wo er sich der dortigen deutschen Militärverwaltung zur Verfügung stellte, um seine vor einem Jahr begonnenen Arbeiten wieder aufzunehmen. Auch daraus sollte nichts mehr werden.

---

Immer dreister erhoben unsere Gegner von links ihr Haupt. Gewinnung der Heimat wollten sie nur um den Preis der Vernichtung unseres deutschen Einflusses zulassen; scheuten sich nicht durch wirtschaftliche Maßnahmen uns zu knebeln. In den zahlenmäßig uns überlegenen Esten und Letten glaubten sie ein willfähriges Mittel gefunden zu haben uns zu vernichten. Das Deutschtum sollte dort oben ausgerottet werden, das war das Ziel der Dunkelmänner. In einem Brief vom Anfang Juli 1918 klagte ich das „deutsche geistige Judentum“ an; gefühlsmäßig erkannte man den Sitz des wahren Feindes unseren Volkes.

Militär- und Zivilverwaltung hatten für diesen Gegner keine Zeit, wohl auch kein Verständnis, vielleicht war er auch schon zu stark geworden? Das Auswärtige Amt versagte völlig. Beschwerden, die wirtschaftliche oder finanzielle Fragen betrafen, eröffneten wiederholt die Möglichkeit, hemmenden bzw. entscheidenden Einfluß der Finanzwelt, d. h. der Großbanken festzustellen. Mit Verlusten hätten wir uns abgefunden, wenn nur das Hochziel erreicht würde. Das Verzweifelte der Lage lag darin, daß bestehende und errichtete Hindernisse und Schwierigkeiten unser

Deutschtum und damit das Endziel bedrohten! Ein bekannter Fürst sagte mir in dieser Zeit: „Lassen Sie sich nichts gefallen, jetzt beginnt erst Ihr schwerster Kampf um Ihr Deutschtum.“

Also mit Deutschland sollten wir um unser Deutschtum ringen? Der Gedanke an diese Möglichkeit war furchtbar. Aber es war ja nicht Deutschland, nicht das deutsche Volk, mit dem wir kämpfen mußten, wohl aber hatten sich Deutsche, maßgebende Personen, zu Werkzeugen dunkler Mächte machen lassen, die über die Zerstampfung Deutschlands ein kleines baltisches Häuflein auch vernichten wollten. Über „die Berechtigung des Antisemitismus“ bedurfte ich schon damals nicht mehr der Belehrung. Überall stieß man auf jüdische Spuren.

---

Beunruhigende Nachrichten von der Westfront häuften sich. Anfang August trat die Klimax ein, es wurde Kriegswinter für Deutschland. Aber an ein Ende mit Schrecken glaubte man nicht, ein großer Teil der Truppen war noch fest in der Hand der Führer und endlich mußten die Gegner doch auch erlahmen?

Aus Kleinigkeiten konnte man den Ernst der Lage erkennen. Infolge von „Unannehmlichkeiten“ mit Sozialdemokraten wurden politische Vorträge einer solchen Kontrolle (Vorzensur) unterworfen, daß sie praktisch unmöglich wurden. In den Ministerien waren die Balten sehr unbeliebt geworden. Die Zusatzverträge mit Rußland sollten Hals über Kopf unter Dach und Fach gebracht werden, unsere Ausstellungen hörte man widerstrebend an, wir mußten gute Miene zu dem immer unheimlicher werdenden Spiel machen. Nur ein Artikel der Zusatzverträge handelte von der Heimat, man hatte uns hinters Licht geführt. Sogar der Kreis Illuxt in Kurland sollte bei Rußland bleiben. Man griff sich an den Kopf. Wer war verrückt geworden, wir oder die deutschen Unterhändler? Joffe hatte den Let-



ten Stutschka, Rechtsanwalt in Petersburg, als Unterhändler kommen lassen, der ein Gegenprojekt zur Konservierung der lettischen Bolschewisten ausarbeitete und auch durchsetzte. Beim Abschluß der baltischen Tragödie, sollte auch der Humor zu seinem Recht kommen. Eines schönen Tages erklärte mir ein Herr des Auswärtigen Amtes, ich könne mich freuen, Joffe werde nicht mehr direkt verhandeln, er habe einen Vertreter aus Petersburg kommen lassen, der einen vorzüglichen Eindruck mache, mit dem sich gut verhandeln ließe. Auf meine Frage nach dem Namen dieses bolschewistischen Ablegers, wurde geantwortet: „Sie werden ihn nicht kennen, er heißt Stutschka.“ „So,“ erwiderte ich, „mit dieser Bestie habe ich wiederholt als Rechtsanwalt die Klinge gekreuzt, damals unterlag er, jetzt werden wir wohl den kürzeren ziehen. Ich bitte um Vorsicht, das ist ein ausgekochter Gauner und Deutschenfresser.“ Das Gesicht meines Gegenüber wurde nicht klüger. Ich gab noch die Ansicht eines vernünftigen Letten A. wieder, der aus Moskau nach Berlin gekommen, mir gesagt hatte: „Der Bolschewismus ist schon tot, aber niemand schaufelt ihm das Grab.“

So ging die Uhr richtig! Letten als Unterhändler für Rußland, in ihren Absichten vom Auswärtigen Amt nicht erkannt! Zu direkten Verhandlungen zog man uns aber nicht heran, man fürchtete unsere deutsche Sprache.

War unser Leidensweg noch immer nicht zu Ende?

Aber die eigenen Sorgen traten hinter größere Qualen zurück.

Mit Deutschland stand es schlecht, wohl viel schlechter als wir wußten?

Eine namenlose Angst packte einen; tatenlos mußte man zusehen, wie es mit dem deutschen Volk bergab ging.

Die innere Krisis nahm zu, der alte Graft Hertling war der Lage nicht gewachsen. Die Linke begehrte immer mehr auf, wurde frecher und der Kaiser warf

ein Stück seiner Praerogativen nach dem anderen fort, bald mußte der Herzog folgen.

Wie ein Gespenst kroch das Furchtbare heran, dem man noch immer nicht glauben wollte.

Der Oktober gebar die Kapitulation des deutschen Kaisertums vor der Straße. Die Parlamentarisierung wurde restlos gewährt, richtiger abgetrotzt. Demnach mußte es bitter ernst an der Front stehen, ohne militärische Zwangslage hätte der Kaiser seine Rechte doch nicht fortgeworfen? Was sollte mit diesem grandiosen Verzicht erreicht werden?

Bulgariens Abfall gab den letzten Anstoß zum Zusammenbruch. Und wieder gaben ernste Männer, Kenner der Verhältnisse, den deutschen Diplomaten die Schuld. Vereinbarungen wurden nicht eingehalten, Sawow, Genadiew, Radoslawow wurden nicht unterstützt. Der Versuch deutsche Zwangswirtschaft in Bulgarien einzuführen, mißglückte, dort war jeder gewohnt für sich zu arbeiten. Bulgarien hat seine große Tabakernte abzunehmen; nur einen Teil dieser Ernte hätte Deutschland so vorteilhaft an Neutrale verkaufen können, daß das ganze deutsche Heer umsonst Rauchwerk gehabt hätte.

Aber die „Zentrale Einkaufsgesellschaft“ machte Schwierigkeiten. Die deutsche Fahrt nach links nahm Bulgarien den Glauben, daß es an Deutschland Unterstützung für seine nationalen Aufgaben finden würde, so warf es sein Schwert hin.

Dieses militärischen Ausfalls (man sprach von 25 Divisionen) glaubten Hindenburg und Ludendorff nicht Herr werden zu können.

---

Eines Morgens wurde man durch Gerüchte von einem deutschen Waffenstillstandsangebote aufgeschreckt. Die Donnerstag-Abende gaben die Möglichkeit die sich überstürzenden Ereignisse zu verfolgen, so weit man aus dem Wirrwarr klug werden konnte.

Ja, es war Tatsache, Deutschland hatte um Waffenstillstand gebeten!

Aber die Ehre wird doch gerettet werden? An dieses letzte deutsche Gut klammerte man sich.

Was wird aus der Heimat? Werden die deutschen Truppen dort der beginnenden zersetzenden Auflösung standhalten? Werden wir wieder um das nackte Leben der Landsleute sorgen müssen? Und wenn die dortigen Truppen sie im Stich lassen sollten, werden die Freunde die Kraft aufbringen, die rote Flut zu bannen? Werden die bürgerlichen Esten und Letten mit ihnen kämpfen, um das Schlimmste zu verhüten?

Daß die Landsleute sich wehren würden, stand für mich fest. „Lieber ein Ende mit Ehren, als eine Schande ohne Ende,“ hatte der estländische Ritterschaftshauptmann Baron Tiesenhausen gesagt.

Die Hoffnung auf eine Diktatur richtete auf. Jetzt werden die Generale sprechen. Auf den Kaiser brauchte doch nicht mehr Rücksicht genommen zu werden, er hatte sich ja selbst entthront?

Ludendorff entlassen! Wie durfte er gehen? Wie durfte Hindenburg ihn gehen lassen? Keine nationale Verteidigung? Sollte das deutsche Volk auch seine Ehre verlieren? Wilsons 14 Punkte wurden bekannt und die erkannte man als Verhandlungsbasis an? Waren alle wahnsinnig geworden? Sah man nicht den Betrug, der dahinter grinste?

Max von Baden, der gespreizte Demokrat, nahm die Zügel in die Hand, mimte schwächlich von letztem Widerstande und kuschte sich. Österreich zerfiel, Polen und Tschechen wurden frech, die Ostmark bedroht. Auf einer Besprechung forderte ich zu Taten auf, nur von einem Landsmann, Leo Baron Vietinghoff, unterstützt; die anderen Herren „erwogen“; eine Kommission aus drei Personen wurde gewählt, der zwei Balten angehörten. Aber es stand ja nichts hinter uns! Nur mit geistigen Waffen konnte man den Kampf nicht gewinnen, Macht brauchte man.

Ich gedachte des Ausbruches der Revolution 1905; wie klein erschienen die damaligen Ausmaße gegenüber dem jetzigen Geschehen, aber wir handelten doch rechtzeitig, ließen uns die Ereignisse nicht über den Kopf wachsen. Täglich kamen Gesinnungsgenossen zusammen. Taten verlangten wir, man müsse im Volk aufklären, zusammenreißen, Widerstand organisieren.

Am 12. 10. 1918 kamen endlich positive Entschlüsse zustande; Vorträge in vielen Städten, Presseberichte wurden beschlossen; aber unter welcher Parole? „Unversehrtheit des Reiches“, galt nicht mehr für zugkräftig, — „Schutz von Haus und Hof“, sollten Ersatz bieten, das war die Bankerott-Erklärung auch des Bürgertums.

Der Alldeutsche Verband, Käte Schirmacher, kämpften für Widerstand und Ehre, alles vergeblich.

Der 13. Oktober brachte die Nachricht der bedingungslosen Räumung des Westens, also gab sich Deutschland geschlagen? Der 14. 10. war der Tag von Jena und Auerstädt, sollte die Geschichte sich wiederholen?

Philipp Scheidemann war auf der Bildfläche erschienen, er hatte es doch noch geschafft.

Wilson antwortete hochfahrend und beleidigend, die Regierung kam ihm entgegen. Also kein furor teutonicus? Lieber wird gekrochen, werden die Füße derjenigen geleckert, die uns treten und man dankt noch dafür.

Polens Frechheit zeigte die Ohnmacht des Reiches. In der Angst vor den Bolschewisten bittet es um Belassung des deutschen Militärs; anstatt klare Verhältnisse zu schaffen, Bedingungen wegen Schlesien, Posen, Westpreußen zu stellen, willigt man ohne Gegenleistung ein.

Immer wieder vergaß man, daß Sozialdemokraten die Geschicke des Reiches lenkten, Verräter, die ihre Parteiherrschaft auf den Trümmern des Vaterlandes errichten wollten. Warum schmähen diese Leute den

Kaiser? Hat er ihnen nicht zur Macht verholfen? War er ihnen nicht Wegbereiter? Ein Denkmal sollten sie ihm setzen! Jetzt sah man den Wahnsinn der politischen Kriegführung. „Vernichtung des Gegners“ ist Mittel nicht Zweck des Krieges, nur „Verteidigung“ kann den Widerstand nicht anhalten lassen, Ziele aber sollten dem deutschen Volke nicht gezeigt werden, es sollte entnervt werden, es sollte glauben, daß seine Führer den Krieg nur um des Krieges willen führten und der Kaiser billigte diese elende Politik!

Ohne Verrat konnte es nicht so weit kommen. Wo saßen die Verräter? Auch an hohen Stellen? Sollte der Jude den Sinn der deutschen Führer umnebelt haben? Oder waren auch unter ihnen Verräter? Keine Antwort, nur müßiges Geschwätz über „geschaffene Tatsachen“. Dann schafft doch neue Tatsachen, ein großer Teil des Heeres ist noch treu, zieht Euch auf eine kürzere Linie zurück, geht es um deutschen Heimatboden, so wird das Volk wieder kämpfen, endlich begreifen, daß Vernichtung Deutschlands das Ziel der Feinde ist, daß nicht Deutschland, nicht die alte Regierung, nur die Feinde Schuld am Kriege haben. Kapituliert Ihr aber, so wird es heißen: Jawohl, erobern wollt Ihr, aber nicht verteidigen, wie Ihr immer sagtet. Laßt Euch doch völlig schlagen, bis zum Erliegen gekämpft zu haben, ist keine Schande, so rettet Ihr die Ehre. Und der Feind wird doch auch müde werden, wird auch „nach Hause zu Mutter“ wollen? Laßt ihn anrennen gegen eine eiserne Mauer, die Ihr durch vier Jahre gebildet habt, die Heere der Feinde werden Gehorsam verweigern.

Diese und tausend andere Gedanken wälzte man in seinem Hirn und knirschte vor Wut über seine Ohnmacht. Tressen brauchte man im alten Deutschland, um Gefolgschaft zu haben. Ob das je anders werden wird? Wenn nicht, so werden wir kaum wieder hoch kommen. Man muß begreifen lernen, daß Führertum, Mut, Fähigkeiten, eiserner Wille nicht durch



Ämter und Stellungen gegeben werden. Aber das waren müßige Erwägungen, jetzt galt es aus den verrotteten Zuständen herauszuholen, was herauszuholen war.

Bessere Nachrichten von der Front, sie festigte sich, aber was half das, der elende Waffenstillstand und Räumung sollen und werden angenommen werden.

Jetzt mußte man doch endlich mit der deutschen Revolution rechnen. Noch immer stieß man auf Unglauben, das deutsche Volk sei nicht aufrührerisch gesinnt. Tobte nicht schon der Aufruhr an ragenster Stelle? Bereitete nicht die „Regierung“ die Revolution vor? Man predigte tauben Ohren. War der Reichsdeutsche durch all das furchtbare Geschehen innerlich zerbrochen? Hatten wir Balten nicht Schlimmeres erlebt? Heimat und Vaterland verloren, aus sicherer deutscher Hut in Hilflosigkeit und Elend gestürzt? Warum konnten wir den Kopf hoch behalten? Weil wir keine Lehnknechte waren, weil Befehle, die uns handeln hießen, in unserer Brust ruhten, sie brauchten uns nicht gegeben zu werden; hier aber wartete man auf Anordnungen von oben, die eigene Verantwortung nahmen.

Das war es. Verantwortungsscheu war man geworden. Man wartete auf Segen und Anstoß von oben. Wie nun, wenn oben nicht „befohlen“ wurde, nicht befohlen werden konnte, weil keine Männer da waren? War es dann aus mit dem „Preußentum“? Das verkörperte doch den „kategorischen Imperativ“ in sich? Es bedeutete doch Aufgaben erfüllen, die das Leben stellte! Wenn das „Preußentum“ in Preußen gestorben war, so konnte es doch in anderen Teilen Deutschlands leben oder war es geographisch an die Grenzen Preußens gebunden? — Ich wollte nicht mehr denken, man konnte verrückt werden; das wollte, durfte ich nicht, ich sah noch Aufgaben für die Heimat. Wenn der Reichsdeutsche seinen Willen verloren hatte, wenn er keine Aufgaben mehr sah, wenn er den Sinn des

deutschen Lebens nicht mehr begriff, dann wollten wir Balten beweisen, daß wir das germanische Vermächtnis in unserem Herzen bewegten, daß wir wußten, daß leben kämpfen heißt, auch dort, wo es schier aussichtslos schien.

---

Auf einer Besprechung mahnte auch ein oft genannter Schriftleiter einer rechten Tageszeitung, zur „Schonung der Regierung“, sie habe es so schwer! Diese arme, rührende Regierung, die sich zersorgte um Vaterland und Volk! Ist die Regierung die Hauptsache oder das Volk? Von diesem war garnicht die Rede, das war der Fluch des gestürzten Systems, es gab nur Massen und obere Zehntausende, über denen die „Regierung“ schwebte!

Ich glaube, der Reichsdeutsche pariert jeder Regierung!

Man wagte nicht zu befehlen, wagte nicht das Volk zum eigenen Segen zu zwingen, weil man sich um das Vertrauen des Volkes regiert hatte.

Die sittliche Berechtigung zu äußerstem Handeln lebte nicht in der Brust derjenigen, die nur zu befehlen verstanden, solange sie des angedrillten Gehorsams sicher waren. Konflikte zwischen Gehorch und Befehl kannte man nicht. Wer sich auch an die Spitze stellte, ihm wurde gehorcht; nur nicht mehr den alten Gewalten, die auch garnicht aufzubegehren versuchten, weil die Gewohnheit des Gehorchens die eigene Tatkraft gebrochen hatte.

Und das sollte Deutschland, unser angebetetes Deutschland sein?

---

Die „Times“ hatte die Gründe für Deutschlands Niedergang richtig erkannt:

„Die Moral des Feindes muß erschüttert werden. Der Verlust des Selbstvertrauens ist es, nicht der Ver-

lust von Boden, Mannschaften oder Material, was Sieg oder Niederlage ausmacht. Der Feind muß den Glauben an sich selbst und an seine Führer verlieren!“

Das war es: Verlust des Glaubens an sich selbst und an seine Führer.

Den Glauben an sich kann ein Volk aber nur durch wahre Führer gewinnen, diese Führer fehlten.

Endlich geschah eine Tat: Joffe mit dem russischen Botschaftspersonal nach Hause geschickt; aber zu spät, die bolschewistische Saat ging auf. In Kiel Matrosenrevolte, in anderen Städten sinnlose Vernichtung von Lebensmitteln und Plünderung. Wird man jetzt an die Revolution glauben?

Am 5. 9. 1918 wandte ich mich auf Bitten des Grafen B. an einen Herren im Kriegsministerium, um Erfahrungen mitzuteilen und erforderliche Maßnahmen zu verlangen. „Sehr liebenswürdig von Ihnen,“ meinte dieser Waisenknabe telephonisch, „in den nächsten Tagen bin ich besetzt, bitte, kommen Sie doch nach zwei oder drei Tagen zu mir zu einer Tasse Tee.“ „Dann ist es zu spät,“ erwiderte ich und hängte den Hörer an.

Man war immer noch vernagelt. „Bei uns Revolution? gibt es nicht.“ „Auch nicht, wenn der Kaiser geht?“ fragte ich wiederholt.

München meldete sich, die Monarchie gestürzt, die Juden an der Macht!

Wird man jetzt begreifen?

Am 9. 9. 1918 tauchte mein Sohn abends in meiner Pension auf. In Warschau hatte man ihm versichert, daß in Berlin alles ruhig sei. Auf dem Schlesischen Bahnhof sah er die ersten Revolutionsbilder. Mein Sohn wollte sich mit seinem treuen Burschen verteidigen; ältere Offiziere nahmen ihm Achselstücke und Orden ab, damit sie ihm vom Mob nicht abgerissen werden sollten und verboten jeden Widerstand, den er allein nicht leisten konnte. Im Hotel fand er keine Aufnahme, man fürchtete Offiziere zu beherbergen!

Eine unbekannte, mutige Dame verschaffte ihm Unterkunft. Mein Sohn brach weinend zusammen. Gekämpft und gelitten hatte er, unter unsäglichen Mühen war er aus russischer Gefangenschaft geflohen, um seiner Pflicht zu genügen, aber der, dem er Treue geschworen und gehalten hatte, der Kaiser, hatte abgedankt, wie der Prinz von Baden verkündet hatte. Eine logische Folge des Wirkens dieses Mannes und seiner Zeitgenossen! „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Das war das Ende, das kaiserliche Deutschland war nicht mehr — — — ob ein neues auferstehen wird?

Schlafen konnte ich nicht. Plötzlich lachte ich laut auf. Die Pensionsdame stürzte in mein Zimmer, glaubte wohl, daß ich wahnsinnig geworden war.

„Nein,“ beruhigte ich sie, „ich bin nicht übergeschnappt, noch nicht, ich habe noch eine Aufgabe für die Heimat, für die Landsleute zu erfüllen, und dann, dann will ich den deutschen Bürgern noch sagen, was für . . . . sie sind, wie ich sie verachte.“

Wenn jetzt aber gewisse andere Leute den Verstand nicht verlieren, dann haben sie keinen zu verlieren, dachte ich.

---

Am nächsten Tage begann das Sinnbild der deutschen Revolution: Matrosen und Etappensoldaten, die sich räkelnd in Autos durch die Straßen jagten; als wenn es galt etwas nachzuholen, die von den bisherigen Inhabern der Automobile durchfahrenen Kilometerstrecken zu übertreffen.

Eine sonderbare Ruhe lastete auf der Millionenstadt, Gerüchte schwirrten, Verschüchterte hielten sich nicht grundlos in den Straßen auf, fragende, unruhige Blicke flatterten umher, man wollte nicht angeredet werden, fürchtete durch Begegnung mit „Reaktionären“ sich verdächtig zu machen! Alte Bekannte hatten „garkeine Zeit,“ verschwanden um die Ecken. Noch war die

Physiognomie der Stadt normal, am 9. 11. 18 abends trat eine jähe Wandlung ein: die Straßen überfüllt von Troglodyten, dieselben noch scheuen, aber begehrliehen Blicke, wie 1905 in Dorpat, dieselben Gestalten schienen von dort nach Berlin herübergewechselt zu sein, und doch war es anders: ein Rest von Haltung bändigte die Unterwelt, gelassenes Gebahren sicherte Unantastbarkeit. Der Jude hatte noch nicht Schule gemacht, Russen, Esten, Letten hatten schneller gelernt.

Sinnlose Schießereien begannen. Mit Matrosen überfüllte Lastautos jagten durch die Straßen, vorn und hinten mit schweren Maschinengewehren gesichert. Die Insassen, denen man Unsicherheit von weitem ansah, hatten die Gewehre schußbereit im Arm.

Die Jagd auf die „Offiziersnester“, die garnicht da waren, gab neuen Antrieb. Die Offiziere standen an der Front und die in Berlin waren, konnten, durften nicht handeln, weil kein Befehl „von oben“ da war — — und Linsingen hatte verboten zu schießen; natürlich knickte man ein und parierte.

Gardeschützen warfen mit Tränen der Wut in den Augen ihre Gewehre in den Landwehrkanal.

In diesen Tagen war ich mit meinem Sohn, auch mit meiner dreizehnjährigen Tochter wiederholt in den Straßen; uns konnte diese Revolution nicht imponieren, die planlose Schießerei bewies die sinnlose Angst der Helden.

Einige energische hundert Mann hätten genügt, das Geschmeiß zu verjagen, den Spuk zu bannen.

Zwei Szenen werden mir unvergeßlich bleiben: vor dem Reichstag der übliche Auflauf. Aus dem Wallodhause kommt eine hochgewachsene Dame in tiefer Trauer, nähert sich einem Redner, der das „harrende Volk“ über seine Rechte aufklärt; es gab einen Wortwechsel, die Dame wird umdrängt, da hebt sie ihren Regenschirm, haut auf die Umstehenden ein, niemand rührt sie an, erhobenen Hauptes durchschreitet sie unbehelligt den Mob.



Schwachheit dein Name ist . . . . Mann, dachte ich.

Ein anderes Bild: Hello von Gerlach belehrt den Pöbel vom Dach einer Autodroschke, mit Händen und Füßen gestikulierend gibt er seinen Worten Nachdruck, plötzlich ertönen einige Schüsse in der Nähe, der Montagskikeriki verschwindet mit affenartiger Geschwindigkeit im Auto, das die Charlottenburger Chaussee hinunterjagt.

Jetzt werden die Reichsdeutschen doch begreifen, was die Glocke geschlagen hat?

Auf den Donnerstag-Abenden wurde erneut um sofortige Bildung von Schutzmaßnahmen gebeten, gefleht, gerungen — vergeblich. Auch der mit seltenen Geistes- und Charakteranlagen ausgestattete Graf B., ein Mann aufrechten Mutes, suchte abzuwiegeln: man dürfe nicht eingreifen, wisse nicht, was Hindenburg vorhabe, die rückkehrenden Truppen würden Ordnung schaffen, alles könne noch gut werden. Das war mir eine schwere Enttäuschung, ich hatte voller Ehrfurcht und Zuversicht zu ihm aufgesehen. Wenn das am grünen Holz geschah?!

Also Schutz, geschweige denn Angriffsmaßnahmen, waren nicht zu erreichen.

Es gab noch ein Mittel die Revolution zu bekämpfen: Streik aller Beamten und Angestellten; die Regierung isoliert und lahmgelegt, mußte kapitulieren. Ein heute vielgenannter Völkischer widersprach auch diesem Plan: man dürfe nicht Leben von Kindern und Kranken aufs Spiel setzen, solch ein Streik würde neue Verwirrung setzen. Dr. S. suchte den Plan durchzusetzen, die Versammlung hochzureißen, er wies daraufhin, daß ausgerechnet zwei Balten immer und immer wieder zum Widerstande aufriefen, ohne Anklang zu finden. Ich verließ die Versammlung. Gewiß, die besten Männer waren gefallen oder standen an der Front und die anderen — warteten auf Befehle, die sie sich selbst nicht zu geben vermochten. —

Der Kaiser floh nach Holland, der Kronprinz folgte ihm — das Drama war zu Ende, ohne Tragik, weil ohne letzten Kampf. Auch das Große Hauptquartier stellte sich auf den Boden der Tatsachen, militärischer Widerstand war damit erledigt.

Ein Fürst nach dem anderen entsagte, weil Rowdies es verlangten. Ein einziger Fürst griff nach seinem Jagdgewehr, wollte sich verteidigen, wurde daran gehindert; das Leben des Fürsten war dem Adjutanten mehr wert, als seines Fürsten Ehre. Sollten sie kämpfen, nachdem der Kaiser gegangen?

Von der Flotte erschütternde Nachrichten — zwei Offiziere suchten die Flagge mit dem Revolver zu verteidigen, sie wurden umgebracht. — Ehre ihrem Andenken und tiefen Dank diesen deutschen Männern, die deutsche Ehre nicht fortwarfen, sie mit ins Grab nahmen.

Auch hier trug die Schuld für mangelhaften Widerstand die alte „Regierung“, die bei vorhergegangenen Matrosenrevolten nicht einzuschreiten gewagt hatte .

Unterdessen vollzog das siegreiche deutsche Heer unter schwersten Bedingungen, unter dem Druck des nachdrängenden Feindes, vom Obersten Kriegsherrn im Stich gelassen, in kürzesten Fristen, der häuslichen Revolution entgegen, den Rückzug.

Diese vielleicht bewunderungswürdigste Leistung unserer herrlichen Truppen richtete Abdankung und Flucht des Kaisers und Kronprinzen, die nur rechtzeitig zu befehlen brauchten, um Deutschland zu retten.

Die ersten Truppen trafen in der Nähe Berlins ein in mustergültiger Ordnung, fest in der Hand ihrer Führer, mit allen Geschützen und Feldzeichen.

Von neuem wurde gehofft. Jetzt würde Ordnung geschaffen werden. Aber mein Glaube war dahin. Der Enttäuschungen waren zu viele und zu herbe! Man war so wund, garnicht mehr aufnahmefähig für neues ungeheueres Geschehen. Auf einem Donnerstag-Abend

sagte mir Herr L.: Übermorgen treffe General von L. mit seiner mustergültigen Division ein, der würde eingreifen. Ich schüttelte den Kopf. „Sie glauben gar nichts mehr, warten Sie einige Tage, spätestens nach einer Woche rückt von L. ein.“ Nach einer Woche sah ich den Herrn wieder; nichts war geschehen, nichts deutete auf „Eingreifen“. Auf meine Frage, ob er noch immer „glaube“, antwortete er bedrückt: „von L. ist bereit, aber er erwartet Befehle.“ Befehle — von wem? Ich hatte genug, — Deutschland war nicht zu helfen. Aber die Heimat, den Landsleuten konnte ich noch nützen.

---

Heute haben wir Abstand genommen, denken, urteilen ruhiger. Die Verzweiflung ist abgeebbt. Noch in Nebeln gehüllt sehen wir ein neues Deutschland, ersehnen ein neues deutsches Volk. Unsere Seele ahnt erst, wie es sein soll, und schon suchen wir es zu formen, ohne die Bedingungen einer Neugestaltung erfüllt zu haben.

Die „Novemberebrecher“ verfluchen wir, gedenken aber nicht der vielen Novemberlinge, die ihnen zum Leben verhalfen. Erstere brachten die Ernte in die Scheuern des Umsturzes, deren Saat die Novemberlinge gesät, und deren Zahl ist weit und groß. Solange wir das nicht begreifen, werden wir die Herzen unseres Volkes nicht gewinnen. Unser Volk ist nur mittelbar schuldig; es war und ist keine „Kanaille“. Die „nationale Ver lumpung“, über die ein Noske jammerte, wurde von den Novemberebrechern geschaffen und genutzt, von den Novemberlingen aber geduldet und vorbereitet. Gewiß ist gehetzt, wissentlich verdorben worden, wer hat das aber zugelassen? Hat man eingzugreifen gewagt? Hat man unser Volk rechtzeitig von dem Abgrund zu reißen gesucht, an den man es geführt hatte? War „oben“ Treu und Glauben zu

Hause? Liebte man das Volk, sorgte man sich um das Volk?

Ein seelenloser Begriff der Monarchie konnte nicht genügen, sie war nicht Herzenssache, weder der Monarchen, noch der Monarchisten. Mittel zum Zweck war sie ihren Anhängern geworden und ihnen zum Hohn kehrte der Monarch den Vertretern des monarchischen Gedankens den Rücken. Das Salz war dumm geworden.

Lag die Schuld nur beim Monarchen? Gewiß, er war schwach, hat man ihn rechtzeitig stark zu machen gesucht? War es ein Wunder, daß das Vertrauen zu denen schwand, die nur in Devotion zu ersterben verstanden? Ob nicht der Monarch dankbar die Hand des deutschen Mannes gedrückt hätte, der es gewagt hätte, rechtzeitig und ungeschminkt die Wahrheit zu sagen? Aber die Wahrheit war nicht in uns. Und so konnte der Monarch in die Lüge verstrickt werden, konnten Juden und Judengenossen zu Einfluß gelangen, nachdem die Stützen des Thrones ihn verlassen hatten. Und wenn sie heute mit eiferndem Munde für die Monarchie eintreten, die letzten Handlungen ihres Herrn zu entschuldigen, gar zu rechtfertigen suchen, so tun sie das aus elendem Selbsterhaltungstrieb. Ihre Handlungen und Unterlassungen wollen sie von Schuld freisprechen, da sie doch berufen waren, den Thron nicht in Not geraten zu lassen. Unser Volk wird erst wieder auferstehen, nachdem man ihm das Opfer der Wahrheit gebracht haben wird und diese Wahrheit lautet: Alle haben den Kaiser im Stich gelassen, weil wir uns selbst durch Jahrzehnte schuldig wußten, wagten wir nicht aufzubegehren, nicht den Kaiser zu zwingen.

Das ganze weite Bürgertum, vornehmlich der Adel, hat die größere Schuld, schon weil ihm mehr gegeben war. Da schelten wir den Arbeiter. Wieviel hatte man für ihn übrig? Ist er völkisch gehegt

und gepflegt worden? Hat er nicht durch schwere Kriegsjahre seine Schuldigkeit getan? Ein Opfer der Verführer wurde er erst, als er fühlte, daß er nicht geführt wurde. Wenn wir der Mißregierung, der Mißleitung in den Kriegsjahren und der Zeit vorher gedenken, so müssen wir staunen, daß unser Volk Leistungen vollbrachte, die die ganze Welt in Bewunderung setzte. Der Krieg zeigte, was in unserem Volk steckte. Wenn man es aber belog, ihm den Ernst der Kriegslage niemals vorhielt, es mit Siegen fütterte, es zudem noch darben ließ, es glauben machte, daß Deutschland gar keine Kriegsziele kennt, so soll man sich nicht wundern, daß es falschen Propheten glaubte, die ihm Frieden versprachen über die Leichen derjenigen, die es ins Unglück rennen ließen. Oder glaubt man, daß der schlichte Feldgraue nicht fühlte, daß er siegen konnte, wenn man ihn nur siegen ließ? Er mußte doch zuvor seine höchsten Führer besiegen, die ihn aus eitel Furcht nicht siegen lassen wollten! Diese Leistung konnte der Soldat nicht auch noch vollbringen, diese Aufgabe lastete auf denen, unter deren direktem Befehl er stand. Diese konnten die Kraft dazu nicht aufbringen, weil sie am Lehnsknechtstum innerlich zerbrochen waren; das machte sie unwahr ihrem Herrn und sich selbst gegenüber. Und weil wir unwahr waren, verloren wir auch die Ehrfurcht. Denn das, was nach oben gezollt wurde, war nicht die rechte Ehrfurcht, das war Furcht und Kriecherei! Wer aber im Herzen die Ehrfurcht nicht trägt, kann sie weder leisten, noch fordern. So wurde sie verweigert und der Kadavergehorsam trat an ihre Stelle, der aber seine Grenzen dort fand, wo das Vertrauen endete, wo man fühlte, daß alles Mühen umsonst war, weil eine elende Diplomatie und Politik die Erfolge der Heere in Pyrrhussiege wandelte. Das war der Fluch der jüdischen Mache — sagt man und hat recht damit. Wer aber hat den Juden groß werden lassen?



Etwa nur der Kaiser? Er war kein Charakter, nahm an und machte mit, was er vor sich sah. Adel und Bürgertum hatten sich mit dem Juden abgefunden, dann gefunden. Man verdiente so schön mit ihm. Manches Wappenschild konnte vergoldet werden und der Jude senkte seine Saugwurzeln in die deutsche Familie. Jüdische Häuser wurden gesucht, beschenkt verließ man sie. Wie muß der Jude gegrinst haben! Des Adels Blut ließ man verseuchen, er wurde zur bloßen Einrichtung. Und je mehr er aufhörte im Blut zu liegen, umso mehr mußte die „Einrichtung“ verflachen, umso mehr suchte man durch Äußerlichkeiten zu ersetzen, was innerlich fehlte. Der deutsche Adelsmensch konnte, sollte nicht hochkommen und ließ sich abtöten. Und der Kastengeist wich nicht von uns. Nirgends in der Welt fand man so kleinliche, alberne Kasten- und Rangunterschiede, wie in Deutschland. Auch das nutzte der Jude. Zum Hochmut kam der Geldmut. Die Kaste glaubte zu wachsen, weil sie auf goldenem Sockel ruhte, die Aristokratie war zur Plutokratie herabgesunken. Der Jude hatte gewonnenes Spiel. Nun mußte folgerichtig die Devotion vor dem Thron aufhören, da das Geld entschied; mit nichten, sie wurde mehr denn je geübt. Geld und Devotion umgaben den Thron, beide getrieben vom Juden, der beide als Mittel für seine Zwecke mißbrauchte. Der Monarch sah nur Devotion und Geld; jene steigerte das „Gottesgnadentum“, dieses hielt auch der Monarch für das Symbol deutscher Erfolge und Kraft. Überall erblickte man die Geldmacht. War es ein Wunder, daß wir oberflächlich wurden? Mit Geld war doch letzten Endes alles erreichbar. So zerfiel das gesellschaftliche Leben, Zwietracht wurde in die Familie getragen, aus grundlosem Hochmut reckte sich sinnloser Übermut empor. In dieser Atmosphäre konnte sozialer Sinn nicht gedeihen. Man konnte nicht viel für den Arbeiter übrig haben, weil man soviel für sich brauchte. Herabsteigen zu ihm durfte man nicht, um die

eigene hohle Existenz nicht preiszugeben, ihn zu sich heraufzuziehen war man unfähig, weil man ihm nichts zu geben hatte. So beruhigte man sein Gewissen durch Wohltätigkeit, überwies die technisch-materielle Fürsorge dem Staat, der den Arbeiter unselbständig und durch Schwäche begehrlieh machte. Nun kam die Angst vor den Massen, die man durch Zugeständnisse beruhigen, abzulenken hoffte. Die besten Gaben verdarben als abgetrotzter Tribut.

Abseits stand die Kirche. Dogmen und Buchstaben glauben hatten sie erstarrt. Sie griff nicht ein, protestierte nicht, weil protestantischer Sinn nicht in ihr lebte, auch evangelisch schlechthin war sie nicht mehr.

Luthers Säuberungswerk verstand sie nicht fortzusetzen, klammerte sich an das Alte Testament, hielt ihre schützende Hand über das „auserwählte Volk“.

Und im Schatten dieser Geborgenheit gedieh der Verderber unseres Volkes — der Jude. Er sollte der Ursprung „der feinsten Blüte des Volkstums“ unserer Religion sein (Adolf Bartels), so lehrte die Kirche und schlang ein Band um Juden und Deutsche, machte jenen zum Gebieter unseres Glaubens. Religion „verband“ nicht, sie trennte, weil man sie nicht verstand. Gewohnheitsmäßiges Kirchenchristentum auf der einen Seite, auf der anderen Seite alle diejenigen, die auch äußerliches Christentum fortwarfen, religions- und kirchenfeindlich wurden, weil die Kirche Steine, statt Brot gab, die wahren Nöte des Volkes nicht erkannte.

Unsere Pfarrer wettern meisterlich von der Kanzel, ihr Leben ist sauber, aber Sämänner, Hirten sind sie nicht. Ein Hirte kämpft gegen die Wölfe, die in Hürden und Herden einbrechen. Taten das unsere Pastoren, kämpften sie gegen den Juden, gegen jüdischen Geist? Nahmen sie teil am seelisch-geistigen Ringen unseres Volkes, am politischen Leben, das seit dem 1. 8. 1914 deutsches Leben schlechthin geworden war? Keine Parteimänner sollen sie werden, aber dem Volke

Wege zeigen, um geistige und äußere Fesseln zu sprengen. Und wie sollte das heute ohne Politik möglich sein? Auch unsere Kirche erstarb vor Fürstenthronen und ist zum Anwalt des Judentums geworden. Eine deutsche Kirche haben wir nicht.

Und wenn unser Arbeiter noch immer auf den faulen Eiern des Internationalismus brütet, mit der Ausdauer deutscher Hühner, so trifft die Schuld nicht zum geringsten die Kirche, die, statt des deutschen nächsten Nachbarn, ferne Fremde zu lieben befahl. Man ging in „alle Völker“, dieweilen das eigene Volk durstete und verkam.

Nur vom Boden des eigenen Volkstums aus kann der Menschheit genützt werden.

Wer geben will, muß etwas sein, wir aber waren völkisch eine leere Hülle.

„Weil Du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich Dich ausspeien aus meinem Munde.“ (Offenb. Johannis 3, 16.)

Ob wir noch völkisch warm werden können?

---

## 7. Kapitel.

### Ende 1918 - 1919.

Eine Erlösung war es, daß die Heimat rief.

Die deutschen Truppen verweigerten den Gehorsam, Hals über Kopf mußte abgebaut werden. Deutsche Soldaten verbrüdereten sich mit Esten und Letten, ließen sich für die „Baronsheize“ einfangen. Auch dort oben hatten Verzicht und Flucht des Kaisers das Band zwischen Befehl und Gehorch zerrissen. Des Treueides ledig, der auch manche rauhe Landsknechtsnatur gebändigt hatte, ergossen sich die Truppen über die Heimat, vielfach plündernd eilten sie an den Herd der Revolution, nach Deutschland. Die besseren Elemente verließen das durch aufbegehrende Esten und Letten ungastlich gewordene Land, um aus dem Elend herauszukommen. Das graue Ehrenkleid, das beschmutzt wurde, wollten sie ablegen.

Den Wirrwarr machten sich russische, estnische und lettische Bolschewisten zunutze. Rückzugsgefechte mußten deutsche Truppen liefern, die noch Treue ihrem Führer hielten, um sich Abzug zu erzwingen. An solchen Gefechten hatten Landsleute teilgenommen, waren in Estland und Nord-Livland sofort an die Bildung von Selbstschutzorganisationen geschritten. Ein großer Exodus der Deutschen nach Deutschland, vornehmlich über Riga, setzte ein. Bald sollten sich dort Tausende drängen, die, nur mit dem Notwendigsten versehen, Haus und Hof verlassen hatten, um das nackte Leben zu retten. Unser Land war den Horden preisgegeben.

Hilfe, wenn auch noch so geringe, mußte gleich gebracht werden.

Das Kriegsministerium genehmigte die sofortige Entlassung aller im deutschen Heer dienenden Balten; da die Truppenteile, denen sie angehörten, aber nur langsam und nicht gemeinsam eintrafen, war man gezwungen, einzelne Personen nach Riga zu dirigieren. Schon Ende November — Anfang Dezember 1918 waren zwischen Riga und Wenden, sowie zwischen Riga und Dünaburg, an den Bahnlinien, Kämpfe mit Bolschewisten vorgekommen, die hinter den abziehenden deutschen Truppen und flüchtenden Balten nachdrängten. Einige deutsche Abteilungen hatten das Schlimmste abgewehrt, ein deutscher Panzerzug hatte Respekt eingeflößt, für kurze Zeit trat Ruhe ein. Aber schon kamen erneute Notschreie. Boten, Telegramme brachten fast täglich Hiobsposten nach Berlin, es mußte sofort gehandelt werden und sehr wählerisch konnte man gegenüber dem Ernst der Lage nicht sein. Vor allem kam es darauf an, den unglücklichen Landsleuten zu zeigen, daß man auf dem Plan war und an praktische Hilfe dachte. Meine langjährigen Beziehungen zum Kriegsministerium und anderen militärischen Stellen kamen mir jetzt zustatten.

Überall fand ich Entgegenkommen. Ich denke noch heute mit warmen Dank an alle, die mir damals halfen, eine mir fremde Arbeit ermöglichten und erleichterten. In Deutschland studierende Landsleute wurden aufgerufen sich zu melden und bald konnten mehrere von ihnen, die sich sofort freimachten, abgeschickt werden. Wenn sich alle Studenten nicht gleich meldeten, bzw. sofort nicht in ihren Abtransport willigten, so lag das daran, das in der Heimat ein furchtbarer Wirrwarr herrschte. Niemand nahm die Sache des Schutzes in Riga rücksichtslos in die Hand; verschiedene Personen handelten unabhängig von einander auf eigene Faust, gaben verschiedene Direktiven nach Berlin. Es war ein gräßliches Durcheinander. Grobheit besserte die Lage. Viele Landsleute hatten, aus sicherem deut-



schem Traum aufgeschreckt, die Nerven verloren, waren sich aber dessen nicht bewußt und glaubten in diesem Zustande handeln zu können. Kein Vorwurf soll sie nachträglich treffen, ihre Lage war furchtbar, aber schneller als schnell konnte in Berlin nicht gearbeitet werden und gefackelt wurde nicht. Auch vergaßen die Unglücklichen drüben, das die Hilfsaktion, d. h. Aufstellung von Truppen zur Bekämpfung der lettisch-estnischen „Freiheit“ von der neuen republikanischen Regierung Deutschlands als Verbrechen gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker aufgefaßt wurde, in das Deutsche in der Heimat nicht einbegriffen waren. Selbstverständlich kümmerte man sich um diese Interpretation nicht, aber sie machte auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten.

Eine sofortige Geldsammlung nahm guten Verlauf, wieder sollte sich meine „deutsche Kasse“ füllen; herzlichen Dank allen bereitwilligen Spendern.

In der Zeitung konnten Aufrufe nicht gleich erlassen werden, aber die Bemühungen Truppen in die Heimat zu befördern, wurde überraschend schnell bekannt. Schon Ende November sah meine Pension wie ein Bezirkskommando aus.

Von 9 Uhr früh, bis in den späten Abend, riß die Arbeit nicht ab und wie dankte ich dafür. Für Gedanken an Deutschlands ehr- und wehrlose Lage gab es keine Muße und das Bewußtsein, der Heimat dienen zu können, erhob über das Elend der Zeit. —

Natürlich kamen auch Lumpen, die nur „rubeln“ wollten, vielleicht auch Aufruhr in die Heimat zu tragen beauftragt waren. So meldeten sich in Riga und Mitau „Kämpfer“ mit Berufung auf mich, die nie bei mir gewesen waren. Die von mir Abgefertigten erhielten Ausweise auf den Weg.

Die Militärpapiere wurden eingehend geprüft, nur Meldungen berücksichtigt, deren Träger für Führung das Prädikat „sehr gut“ hatten. Darüber hinaus war

eine Prüfung in der ersten Zeit der Arbeit nicht möglich, weil man fortwährend um Hilfe angerufen wurde. Jeder Freiwillige erhielt einen Fahrschein bis Mitau bezw. Riga und 20 Mark Zehrkostgeld. Einigen Leuten, die empfohlen waren oder einen besonders guten Eindruck machten, wurde auch weitere Hilfe zuteil, um sie nur flott zu machen.

Die ersten Anfänge der später so ruhmreich kämpfenden Baltischen Landeswehr entstanden so.

Die Aussicht „aus der Schweinerei herauszukommen“, die Hoffnung, dort oben durch Ansiedelung eine neue Heimat zu erwerben, hatten bewirkt, daß täglich briefliche, telegraphische und persönliche Meldung erfolgten, die nur dank der treuen Mitarbeit meiner Frau bewältigt werden konnten. Manche mußten abgewiesen werden, der Eindruck der Bittsteller war mitunter niederziehend, man konnte glauben, in einer Verbrecherhöhle sich zu befinden, und das Herz tat weh, daß solche Leute im grauen Feldrock steckten. Meine Frau war zum Glück nicht ängstlich.

Leider war der „Baltisch-deutsche Nationalausschuß“ der Lage nicht gewachsen. Er hatte mir brieflich Ort der Meldung der Freiwilligen in Riga angegeben. Einmal hatten wir unter ganz besonderen Schwierigkeiten einen sehr guten Transport abgefertigt, der nach einigen Tagen wieder bei mir eintraf. Niemand hatte an der vorgeschriebenen Stelle sich um ihn gekümmert. Nach 24stündigem Umherirren in Riga waren die Leute erbittert nach Berlin zurückgefahren. Nur wenige von diesen konnten willig gemacht werden, die Fahrt zum zweiten Mal anzutreten.

Heute werden die Landsleute ruhiger über die Briefe denken, mit denen ich sie damals bedenken mußte. Ich wollte, mußte nützen, durfte mich durch dortige Fehler in der Organisation in meinen Arbeiten für die verratene Heimat nicht stören lassen.

Anfang Dezember kam die Nachricht, daß Oger bei Riga von den Bolschewisten genommen war, die alle

Deutschen auf die Proskriptionsliste gesetzt hatten. So mußte fieberhaft gearbeitet werden. Da war es eine erleichternde Freude, daß sich zwei Fliegeroffiziere O. und S. meldeten, beide für je 33 Luftsiege mit dem *pour le mérite* geschmückt, die mit ihrem ganzen Flugpark der Heimat zu Hilfe eilen wollten. Leider sollten Wochen vergehen, bis diese Flugzeuge abgehen konnten.

Gleichzeitig wurde an der Aufstellung der „Eisernen Division“ gearbeitet, um deren Entstehung sich der Oberleutnant v. d. G. große Verdienste erwarb. Die ersten Keime der „Eisernen Division“ versagten bei den ersten Kämpfen; nachdem die Garde-Reservedivision die Sache in die Hand genommen hatte, wurde eine Truppe aus der „Eisernen“.

Der Stoßtrupp der Baltischen Landeswehr hatte sich schon Mitte Dezember die ersten Lorbeeren geholt. Aber die Lage wurde immer drohender, die Organisation in Riga war noch immer nicht auf der Höhe. Mein verstorbener treuer Freund, Landrat Kurt von Anrep-Kerstenshof, der sich schon in Dorpat in seiner unerschrockenen Weise an Kämpfen beteiligt hatte, den ich als ruhigen Beobachter kannte, schrieb wiederholt verzweifelt über das dortige Durcheinander, bat mich dringend nach Riga zu kommen; andere ähnliche Briefe folgten und ich wurde schwankend, was ich tun sollte. Aber in Berlin, wo immer mehr Fäden in meinem „Bezirkskommando“ zusammenliefen, glaubte ich mehr nützen zu können. So mußte ich die Bitte abschlagen und sollte den treuen Freund, einen wahren Edelmann, nicht mehr sehen.

Mitten in die Arbeit platzte mein Sohn herein. Er hatte von der Tätigkeit seines Vaters gehört, sein Soldatenherz regte sich, er wollte an die Front.

Er übernahm die Aufstellung eines Freikorps in Lüneburg.

Der neue Freiheitsfeind ruhte und schlief nicht. Die Arbeit in der M—straße hatte die Aufmerksamkeit der

neuen deutschen Siegelbewahrer erregt. Im Namen des Volksbeauftragten Emil Barth wurde ich wiederholt telephonisch gefragt: Was ich treibe, mit welchem Recht ich Truppen aufstelle, auch sollten Klagen über mich von Eltern eingelaufen sein, deren „unmündige Kinder“ ich angeblich in den Tod jagte. Ich begab mich zu dem Herrn Volksbeauftragten Barth. In der Wilhelmstraße, im alten Palais Bismarcks, wurde ich empfangen. Ich erklärte ihm, daß ich mich um die Revolution garnicht kümmere, nur an Schutzmaßnahmen für meine Heimat denke und das als freier deutscher Mann kraft eigenen Rechts tue. Er schien zufrieden, muß aber den damaligen Polizeigewaltigen von Berlin, seinen Freund Eichhorn, gebeten haben, sich liebend meiner anzunehmen.

Nun ging das Telephonieren in dessen Namen los. Besorgte Freunde rieten mir dringend, meine Tätigkeit aufzugeben, wozu ich gar keine Veranlassung erkennen konnte.

Am 21. 12. 1918 erschienen unangemeldet vier Detektive und zwei Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten. Ich glaubte Anwärter für die baltische Landeswehr vor mir zu haben und fragte die Ankömmlinge demgemäß.

„Wir sind gekommen Haussuchung zu machen und Sie zu verhaften,“ erklärte der Führer. Ein Blick aus dem Fenster überzeugte mich, daß an Entkommen nicht zu denken war, ein Auto mit Bewaffneten wartete aufnahmefähig meiner. Plötzlich versagte die elektrische Beleuchtung, beim Licht einer kleinen Kerze für den Weihnachtsbaum wurde verhandelt. Ein zu den Besuchern gehörender jüdischer Detektiv stürzte an meinen Schreibtisch, mit beiden Händen beschlagnahmte er aufgeschlagene Akten, blätterte gierig in ihnen und hatte das Glück, ein Schriftstück aufzuschlagen, in dem ich Gedanken und Beobachtungen über den jüdischen Einfluß in der Revolution zu Papier gebracht hatte. „Was soll das bedeuten?“ fragte er empört.

„Wenn Sie lesen können, werden Sie das selbst feststellen können,“ erwiderte ich. Die Akten verschwanden in einer großen Tasche. Unterdessen hatte meine Frau die Soldaten, die einen harmlosen Eindruck machten, ins Gebet genommen, fragte sie empört, wie sie als deutsche Männer einem Juden gehorchen können. Ich warf ihr einen beruhigenden Blick zu, es war zwecklos den jüdischen Schergen zu reizen, ich hoffte der Verhaftung zu entgehen, denn ob ich, einmal abgeführt, zurückkehren würde, war zweifelhaft, dann aber hätten die Arbeiten für die Heimat gestockt, die ich nicht preisgeben durfte.

Dem Führer der Deputation hatte ich unterdessen auseinandergesetzt, daß ich nicht Gegenrevolution treibe, nur mündige Freiwillige in die Heimat sende usw. Als vernünftiger Deutsche begriff er den Irrtum, der ihn zu mir geführt hatte. Glücklicherweise erschienen einige Freiwillige, die ich in gewohnter Weise abfertigte. Der Jude wollte gegen Fortsetzung meiner verruchten Tätigkeit Einspruch erheben, wurde aber zur Ruhe verwiesen.

Endlich erklärte der Führer, daß er mich „noch nicht zu verhaften brauche,“ die Besucher verschwanden unter Mitnahme von Akten, die ich „umgehend“ zurückerhalten sollte.

Die Arbeit ging weiter, wuchs von Tag zu Tag.

Am 23. 12. 1918 mahnte ich Herrn Eichhorn und bat um meine Akten, die ich am 24. 12. zurückerhielt, einige Papiere fehlten.

Ein eigentümliches Weihnachtsfest begingen wir. Frau und Tochter besuchten die Kirche. Freiwillige kamen und gingen, gegen Abend ein sympathischer junger Feldgrauer, der, verzweifelt über den Zusammenbruch, ratlos um Hilfe bat. Von Kameraden war er bestohlen worden. Aus der gerade gut versehenen „deutschen Kasse“ konnte ihm geholfen werden, er fuhr in die Heimat und hat sich dort brav geschla-



gen. Ein besseres Weihnachtsfest konnte ich mir nicht wünschen.

Aus der Heimat lauteten die Nachrichten etwas günstiger. Die dünne Front begann sich zu festigen, der Zuzug aus Deutschland machte sich bemerkbar. Aber Riga konnte nicht gehalten werden, fiel in die Hände der Bolschewisten. Nacht und Grauen senkte sich wieder auf die Heimat. Auch mit dem baldigen Verlust Mitau mußte man nach dem Fall Rigas rechnen.

Nun galt es doppelt arbeiten, um Mitau und Riga zu befreien, die unglücklichen Landsleute zu retten.

Zusehends besserte sich das Menschenmaterial, Meldungen aus den in fester Ordnung zurückkehrenden Truppen mehrten sich, die Prüfung auf Herz und Nieren wurde leichter. Jugendliche Unmündige kamen, wollten kämpfen. Schweren Herzens mußten sie mangels Einwilligung der Eltern abgewiesen werden; sie baten und flehten; einige brachten schriftlichen Konsens der Eltern, andere wurden von ihren Müttern reklamiert und natürlich nicht angenommen; es kostete manche Träne.

Eines Vormittags erschien Baron Manteuffel, der spätere unerschrockene Führer des todesmutigen Stoßtrupps der baltischen Landeswehr. Eingehend erkundigte er sich nach der Lage in der Heimat, den dortigen Befehlsverhältnissen, er schwankte. Da öffnete sich die Tür und herein trat ein junger, frischer Feldgrauer — der Bursche Baron Manteuffels, es gab eine fröhliche Begrüßung, beide reisten abends an die Front.

Am 31. 12. 1918 hatte sich mein Sohn trauen lassen. Acht Tage später sollte er mit seinem Freikorps an die Front abfahren; seiner Trauung konnte ich nicht beiwohnen.

Diese Treue zur Heimat mußte ihm hoch angerechnet werden. Nach allem, was hinter ihm lag, hatte er Anspruch auf Ruhe.

Das Jahr 1918 ging zu Ende. Dankbar gedachte ich der Arbeit, die abgelenkt hatte. Wenn ich auch

nicht viel zustande bringen konnte, die Möglichkeit für die deutsche Sache, die Heimat wirken zu können, gab das Bewußtsein, daß noch nicht alles verloren war. Ich hatte wieder so viele tatkräftige, aufrechte deutsche Männer, auch Frauen, kennen gelernt, die an ihre Person nicht dachten, — es konnte nicht zu Ende mit Deutschland sein, das Volk wird sich aufraffen, durch schweren Kampf an sich und mit seinen Feinden büßen und gutmachen, was es gesündigt hatte. Mit diesem Seufzer schritt man ins Neue Jahr. Was wird es bringen?

---

Am 3. 1. 1919 besuchte mich ein Jude. Soldaten und Offiziere kamen und gingen, er mußte sich gedulden. Als wir allein waren, fragte er mich nach meiner Tätigkeit. Also ein Spitzel, dachte ich und beschloß vorsichtig zu sein. Meine Frau klärte ihn über unsere Arbeit auf. Er drückte herum und fragte schließlich: „Wissen Sie auch, daß Ihre Tätigkeit streng verboten ist, daß Sie beobachtet werden und Ihre Verhaftung stündlich erfolgen kann? Ein Menschenleben gilt heute nichts. Vielleicht kehren Sie nicht mehr zurück.“ Auf meine Bemerkung, daß ich Verbotenes nicht tue, dem Minister des Innern über meine Arbeit berichtet habe, die ich der Heimat wegen nicht aufgeben könne, fragte er, ob ich wisse, daß die „Rote Fahne“ sich mit mir beschäftigt. Damit übergab er mir die Nr. 2 der „Roten Fahne“ vom 2. 1. 1919. — Die ersten 1½ Seiten waren mir gewidmet. — „Sklavenhändler“ war der lange Bericht überschrieben, u. a. hieß es: „Wir können getrost sagen: seit Abschaffung der Sklaverei niemals, zur Zeit deren Bestehens selten, ist mit solcher Frivolität, solchem Zynismus und solcher geschäftsmäßiger Schamlosigkeit menschliches Schlachtvieh verschachert worden, wie hier. Es gibt in der Geschichte nur ein Gleichnis: die hessischen und württembergischen Her-

zöge, die ihr untertanes Menschenvieh an England und nach Italien verschacherten für 100 Gulden das Stück. Sie galten in der Weltgeschichte als der Inbegriff niederträchtigster Scheusäligkeit. Die „sozialistische Regierung“ Ebert—Scheidemann, der Gewerkschaftsführer Winnig, neideten ihnen diesen Ruhm. Sie haben das Geschäft eröffnet, indem deutsche Proletarier . . . an die baltischen Barone verkauft werden zum Abschlachten.“ Und nun folgten Abschriften einer Reihe meiner Briefe und von mir erhaltenen Schreiben, die, dank der Haussuchung bei uns, vorsorglich abgeschrieben worden waren. Mit Liebe waren solche Schriftstücke herausgesucht, in denen Personen und Institutionen in der Heimat Vorwürfe gemacht wurden, wegen nicht genügenden Eingreifens usw.

Weiter hieß es: „Aber der Rechtsanwalt Volck begnügt sich ganz und garnicht mit baltischem Schlachtvieh: er will deutsches haben.“ Und zum Schluß u. a.: „Hiernach steht fest: in Berlin hat sich ein Werbebüro gebildet, das deutsches Blut verschachert, zum Kampfe gegen die russische Räterepublik. Diese Schurken, dieweil sie im Westen um Frieden winseln, stürzen sie im Osten Deutschland in einen neuen Krieg gegen den einzigen Freund des deutschen Proletariats, das russische Proletariat. Nie hat die Geschichte größere Gewissenlosigkeit und Niedertracht gesehen!“

Was ich doch für ein Kerl sein muß, schade, daß ich das nicht früher wußte — dachte ich mir.

Nach genossener Lektüre warnte mich der Jude dringend, in Berlin zu bleiben, ich müsse verschwinden, wahrscheinlich würde ich noch diesen Abend auf Grund des Zeitungsartikels aufgehoben werden.

Nachdem ich meine Tätigkeit, Zweck und Nutzen der ganzen Aktion auseinandergesetzt hatte, wurde der Besucher sichtlich ruhiger. Offenbar hatte er die Aufgabe, festzustellen, ob ich Gegenrevolution treibe. Ein-

blick in das Gegenteil änderte seine Haltung. Er meinte, für meine Zwecke könnte ich auch von jüdischer Seite Geld haben. „Ich bin nämlich Jude“, schaltete er ein. „Das sehe ich,“ antwortete ich ihn beruhigend. Bei seiner Bitte, ich solle Berlin verlassen und meine Arbeit aufgeben, blieb er. Nach Genuß einer Tasse Kaffee verließ mich der Warner, der sich in jeder Hinsicht höflich und korrekt benommen hatte.

Meine sonst nicht schreckhafte Frau wurde doch besorgt und ich willigte darein, zwei Nächte bei Bekannten zu übernachten.

Zuvor aber machte ich Besuche bei einigen mir vom Mahner genannten Juden.

Auf Geld für die Heimat, das er mir in Aussicht gestellt hatte, rechnete ich nicht, bekam auch keines, aber ich wollte die Gelegenheit benutzen, um die Judenschaft über meine Arbeiten zu beruhigen, die ich auf keinen Fall gewaltsam unterbrechen lassen wollte.

Doktor R . . , der zu den nicht Ängstlichen gehörte, beherbergte mich zwei Nächte. Meine Frau versah das Büro und hatte alles aufs Beste wahrgenommen.

Die lieb gewordene Arbeit wurde wieder aufgenommen; aber Haussuchung, „Rote Fahne“, hatten den bisherigen glatten Verlauf gestört. Die Pensionshalter wurden unruhig. Das beständige Kommen und Gehen, Ansammlungen von Frontkämpfern, darunter oft auch Rowdies, vor und in dem Hause, machten sie besorgt, ich wurde gebeten, die Tätigkeit einzuschränken, was natürlich ausgeschlossen war. Ich mußte mit Kündigung rechnen. Dazu kamen häufige telephonische Anfragen von Ämtern über die „Werbearbeiten“, das deutete auf die Möglichkeit gewaltsamer Aufhebung des Büros, wofür auch andere Anzeichen sprachen. —

Die, wenn auch stark zurückgenommene Front in der Heimat, kam mehr und mehr in Ordnung, Generalmajor von der Goltz war zum Kommandanten der dortigen Truppen ausersehen. Damit kam die Orga-

nisation des Widerstandes in berufene, bewährte Hände. Auch Sammlung und Aufstellung der Truppen konnte nun besser gefördert werden. Meine Arbeit hatte ich immer nur als Notbehelf betrachtet. In Berlin standen Unruhen bevor, ich mußte einmal auch an Frau und Tochter denken, denen ich schon viel zugemutet hatte. Ich wollte nicht festgesetzt werden. Endlich war ich gebeten worden von dem der Heimat nahen Königsberg aus den Nachschub für die Baltische Landeswehr zu übernehmen. So entschlossen wir uns Berlin am 11. 1. 1919 zu verlassen.

Die Fahrt auf den Stettiner Bahnhof zeigte gewohnte Revolutionsbilder.

In Stettin trafen wir mit dem Transport meines Sohnes zusammen, der eine tadellose, mit allem ausgerüstete Truppe befehligte. Frau und Tochter fuhren nach Rostock. Ungern trennten wir uns. Alles und mehr hatten wir durch Jahre geteilt. Ob und wie man sich wiedersehen würde? Mit dem Transport meines Sohnes ging es bei eisiger Kälte, auf Stroh in der 4. Klasse nach Königsberg, wo wir nach 3 Tagen eintrafen.

---

In Königsberg herrschte ein Soldatenrat, der im alten Schloß hauste und einen sehr guten Tag lebte. Die Ankunft der Truppe meines Sohnes war rasch bekannt geworden. Es erging die Weisung, daß sie auf dem Güterbahnhof bleiben müsse und nicht in die Stadt kommen dürfe. Das war etwas für meinen Sohn.

Nachdem die Truppe mit allem Nötigen durch großes Entgegenkommen des Militärs und Herrn von B's. versorgt war, zog sie feldmarschmäßig durch die Stadt. Maschinengewehre sicherten den Zug. Niemand rührte ihn an und das war wohl und weise getan! Im Gegenteil, die Bevölkerung freute sich des lang entbehrten militärischen Anblicks; mit Zigaretten und anderen nützlichen Sachen reichlich bedacht, begab sich die



Truppe auf den Güterbahnhof zurück und direkt nach Libau, wo die kleine Macht, wie der Erlöser empfangen und gleich an die langgestreckte Front beordert wurde. Bald konnte sie eingreifen, nahm Murawjero. Viele lettische Bolschewisten mußten ihre Morde und Plünderungen büßen. Bei der Einnahme Mitaus wurde mein Sohn verwundet und mußte ausscheiden.

Wieder begann in Königsberg das Anknüpfen von Beziehungen. Die Orientierung wurde erleichtert durch die Hilfsbereitschaft aller militärischen Stellen. In Königsberg fand ich viele geflüchtete Landsleute vor, die noch unter einigermaßen erträglichen Bedingungen die Heimat verlassen und die Reise zurückgelegt hatten.

Wie eine große Familie lebten wir Balten, wöchentlich zweimal kamen wir regelmäßig zusammen, um Nachrichten aus der Heimat und unsere Sorgen auszutauschen. Von Riga und Mitau waren wir abgeschnitten, nur Gerüchte drangen zu uns über die viehischen Rohheiten der lettischen und russischen Bolschewisten unter Führung meines „Freundes“ Stutschka (cf. oben). Die Wirklichkeit war schlimmer als die Gerüchte! Einige unglückliche Männer waren von ihren Frauen getrennt worden. Furchtbar waren die Besuche dieser Männer, die um Nachrichten von ihren den Bolschewisten preisgegebenen Frauen flehten. Meist konnte man nur trösten und was man in Erfahrung bringen konnte über die Herrschaft der Roten, war oft so entsetzlich, daß man es den verzweifelten Männern nicht mitzuteilen wagte. So war bekannt geworden, daß die Frau eines Landmanns nach Moskau verschleppt war.

Aus dem von den Bolschewisten nicht eingenommenen Teil Kurlands eintreffende Flüchtlinge mußten versorgt, untergebracht oder in Deutschland verteilt werden. In schrecklichem Zustande kamen einige Flüchtlingstransporte an. Viele ohne Sachen, die ihnen auf der Flucht geraubt waren. Manche ganz ohne Mittel. Da mußte geholfen, geraten, getröstet werden.

Eine von den Landsleuten vor unserem Eintreffen geschaffene Organisation, eine Art Roten Kreuzes, arbeitete mit Hingabe und schönem Erfolge.

Die Hauptsache blieben aber die militärische Versorgung Kurlands und der Nachschub alles Erforderlichen für die Baltische Landeswehr.

Baron Manteuffel hatte die Führung des Stoßtrupps der Landeswehr übernommen, mit größter Bravour schlug sie sich unter ihrem kühnen, militärisch hochbegabten Führer.

Aber die Zahl der kämpfenden Truppen genügte nicht, der Bogen südlich Windaus bis Murawjewo mußte gehalten werden, von einer Offensive konnte keine Rede sein; auf eine solche aber mußte unser Streben gerichtet sein, galt es doch das Land von der Schreckensherrschaft zu befreien, vor allem die Landsleute in Tukcum, Goldingen, Windau, Mitau, Bauske, Riga und anderen Orten zu retten und das war nur durch Einnahme dieser Städte möglich.

---

Meine Post aus der M.-straße in Berlin wurde nachgesandt und bald konnten die geknüpften Fäden wieder aufgenommen werden. Meldungen von allen Seiten kamen, Vertrauensmänner in einzelnen Städten hatten den Auftrag, die unmittelbare Beförderung zu übernehmen, damit nicht alle Freiwilligen über Königsberg fahren mußten bzw. die Stadt nur zu passieren brauchten. Auch Geld mußte wieder gesammelt werden, das, vornehmlich dank den aufopfernden Mühen einiger Königsberger Frauen, in genügender Menge einging. Denn an der Front fehlte es an vielem: Schwestern, Ärzte, Decken, Mäntel, Stiefel, Ledersachen usw., wurden immer wieder angefordert. Meine Frau vermißte ich sehr, alle Schreibereien und Laufereien mußten allein besorgt werden, dazu „streikte“ oft die Gasbeleuchtung, auch der Ofen und bei 8 Grad über Null, drohten die Finger den Dienst zu versagen. Bald stell-

ten sich einige erfahrene Offiziere zur Verfügung, die gern bereit waren, für Gotteslohn der Heimat zu helfen. In einem Zimmer — 2 $\frac{1}{2}$  Schritt breit, 6 Schritt lang — fanden die Besprechungen statt; auf dem Tisch, auf der Fensterbank mußte gegessen werden. Niemand störte sich daran, und noch jetzt denke ich an diese engen Zusammenkünfte, in denen die Hilfsaktionen beraten wurden und danke allen treuen Helfern.

Einige russische Offiziere waren zu den in Kurland kämpfenden Truppen gestoßen, so mein Neffe Otto Volck, der russischer Rittmeister war und auf russischer Seite seine grausige Pflicht gegen Deutschland hatte erfüllen müssen.

Der Ruf der Baltischen Landeswehr übte Anziehung aus und bald meldeten sich einige ostpreußische Gutsbesitzer bzw. deren Söhne, kriegserprobte Männer, wodurch der Kreis der Werbungen immer weiter gezogen wurde. Mit der Obersten Führung der Baltischen Landeswehr wollte es nicht klappen, was man bis nach Königsberg spürte. Ein Wechsel in der Führung brachte geringe Besserung. Da nahm sich das A. O. K. dieser wichtigen Frage an und löste sie aufs beste durch Ernennung Major Fletchers, der im Kriege durch Befreiung Tilsits bekannt geworden war. Mit einem vorzüglichen Stabe begab er sich an die Front, nachdem er sich über die Verhältnisse in der Heimat eingehend Rat geholt hatte. Er schaffte rasch Ordnung und bald hörten wir von der Wirkung seiner kühnen Operationen, die immer mit unzulänglichen Kräften unternommen, aber mit heißem Herzen und echtem, offensivem deutschem Soldatengeist siegreich durchgeführt wurden.

Ich war so leichtsinnig gewesen, den immer ungeduldiger werdenden Landsleuten die Einnahme Rigas spätestens zum 1. Mai 1919 zu versprechen. Um drei Wochen sollte ich mich verrechnen. Die Übermacht auf Seiten der Bolschewisten war groß, oft mußte gegen 20—30fache Übermacht gekämpft werden, große Lücken entstanden immer wieder in der Front, da die

Eiserne Division, die mit Bravour unter Major Bischoff focht, auch noch „sanirt“ werden mußte. Major Fletcher machte wiederholt Durchstöße, unbekümmert um die hinter ihm bleibenden Bolschewisten, aber das war die einzig mögliche Taktik. Respekt mußte den Schufoten beigebracht werden, und das verstand Major Fletcher meisterhaft, immer in vorderster Linie durch den Stoßtrupp unter Baron Manteuffel unterstützt. Schwierigkeiten mit lettischen gegenbolschewistischen Regierungstruppen erschwerten die Lage, dazu kam eine eifersüchtige Aufmerksamkeit der verfluchten Engländer, die eine Heidenangst hatten, daß Deutschland in der Heimat festen Fuß fassen könnte, nur Befreiungsaktion zulassen wollten. Dadurch kam die leidige Politik in die Kriegsführung, die manche Pläne zunichte machte und viele Kräfte zwecklos absorbierte.

In Gedanken waren wir oft in Liv- und Estland. Von der Lage im estnischen Teil der Heimat hörten wir wenig. Auf dem Seewege eilten einige Landsleute nach Reval, um in die dortige Landeswehr einzutreten.

Aus sicherer Quelle wußten wir nur so viel, daß auch im Norden unsere Jugend sich glänzend schlug. Die Herren Esten waren bemüht, die Erfolge bei Dorpat, Taps, Wesenberg und Narva sich zuzuschreiben und fütterten mit dementsprechenden Berichten die deutsche Presse, was mich zu folgender Zurechtstellung in den Zeitungen zwang, um deutsche Anrechte auf die Heimat immer wieder zu betonen:

„In den Berichten über die militärischen Operationen in Estland und Nordlivland ist immer von Erfolgen der „Esten“ die Rede, während es sich tatsächlich um Erfolge der Finnländer und Deutschbalten handelt. Der estnische General hat ausdrücklich anerkannt, daß nur die beiden letzten Gruppen allein militärisch tauglich sind und daß seine estnischen Landsleute versagt haben.

Auch in Südlivland und Kurland hat bis Mitte Januar die Baltische Landeswehr die Hauptlast zu tra-

gen gehabt, die stolz darauf ist, nunmehr an der Seite reichsdeutscher Truppen, unter Führung namhafte deutscher Offiziere, kämpfen zu können. Durch ihr entschlossenes Verhalten in Liv-, Est- und Kurland haben die Deutschbalten den Beweis erbracht, daß sie an ihren Heimatrechten festzuhalten entschlossen sind.“

---

Eines Morgens stand Leutnant O. an meinem Bett und erklärte: „Sie müssen helfen, die Flugzeuge mit allem Zubehör, die S. und ich ins Baltikum schaffen wollen, haben anderen Befehl erhalten, sie sollen gegen Polen sichern. Wir wollen aber nach Kurland, haben das Ihnen versprochen, bitte tun Sie sofort das Nötige. Wir liegen in X. auf der Strecke und ziehen Ausführung unseres Auftrages hinaus.“

Das war ein harter Schlag! Viele Mühen hatte die Sicherung der Flugzeuge mit ihren kampferprobten Führern gekostet, nun sollten sie uns entwendet werden. Einen Teil der Flugzeuge gelang es doch nach Kurland zu bringen; aber die zu überwindenden Schwierigkeiten erforderten viel Zeit und Streit, und als sie endlich nach Kurland geschafft waren, verursachten Eifersüchteleien durch andere Flugzeugführer starke Beeinträchtigung der Tätigkeit der Herren S. und O.

Es mangelte eben an überragender Befehlsgewalt, immer wieder stieß man auf diesen Mangel. Wiederholt war ich gezwungen, häßliche Streitigkeiten zu schlichten, die bitteren Aufenthalt brachten. Viel Gesindel schlich sich ein, immer wieder mußte gesäubert werden und bald wurde es offenbar, daß mit Vorbedacht und teuflischer Gerissenheit von revolutionärer Seite käufliche Subjekte, auch Offiziere, in unsere Formationen geschoben wurden, um zu stören und unsere Mühen lahm zu legen. Die widerlichsten Szenen mußte man erleben.

Ein Zeichen des militärischen Verfalls war es, daß man mich als Zivilisten um Schlichtung anging. Mit-



unter wollte ich die Arme sinken lassen. Die Heimat, die Landsleute drohten zugrunde zu gehen und man mußte mit gemeinen Quertreibern, oft auch mit größtem Blödsinn kämpfen. Wunderbar war es mir, daß man sich wiederholt einem Zivilisten fügte. Aber oft drohte mein Latein zu versiegen, die Widerstände waren zu groß. Eine namhafte Hilfe fand ich an Hauptmann W. und F., besonders ersterer stand mir mit seiner reichen Erfahrung und seiner vornehmen Denkungsweise treulich zur Seite. Aber ohne die rührende, immer hilfsbereite Tätigkeit der Herren vom A. O. K. wäre meine Arbeit noch mehr Stückwerk geblieben. Niemals werde ich die Geduld und Freundlichkeit vergessen, mit welcher diese typischen Vertreter des alten, glänzenden Heeres sich meiner und damit der Heimat annahmen. Wieviel habe ich die Herren belästigt! Zu jeder Tageszeit waren sie für mich zu haben. Besonders gedenke ich der Herren W., F., J., W., B., A. und G. Man vergaß das Elend, wenn man mit diesen Rittern ohne Furcht und Tadel zu tun hatte.

Diesen Herren, die unter dem Oberbefehl des unerschrockenen Herren v. E. standen, war es auch zu danken, daß Königsberg von der roten Herrschaft befreit wurde. Eines schönen Morgens Geknatter, in meiner Straße hatte sich auch ein Nest gebildet, und nach glänzendem, mit geringen Truppen durchgeführtem Plan, wurde Königsberg in wenigen Stunden von der Pest gesäubert.

Der Schrei nach Mannschaften hatte den Versuch zur Folge mit Schweizern, die als deutsche Untertanen auf deutscher Seite gefochten hatten, in Verbindung zu treten. Bis tausend Mann wurden mir in Aussicht gestellt. Ein Offizier fuhr an den Bodensee, kehrte aber unverrichteter Sache zurück: die Schweizer waren verseucht, konnten nicht verwandt werden.

Die Hoffnung auf Truppen aus Schweden teilte ich nicht; das hätte England nie zugelassen. Leider wurden für diese Aussicht sehr große, der Ritterschaft

gehörige Summen zwecklos verwandt. Ich war froh, daß ich die Verantwortung für Verausgabung dieser namhaften Beträge nicht zu tragen hatte. Was hätte das für ein Geschrei gegeben, wenn ich ritterschaftliche Gelder zum Fenster hinausgeworfen hätte, so waren die Eigenen die Schuldigen und man deckte den Mantel der Liebe über begangene Torheiten. Ich dankte Gott, daß die in Libau tagende „Kommission“ sich nicht in die Verwendung der von mir persönlich aufgebrauchten Gelder für die Baltische Landeswehr mischen konnte. Im ganzen hatte ich nicht volle 90 000 Mark gesammelt und glaube, bei äußerster Sparsamkeit, manches mit dieser kleinen Summe zuwege gebracht zu haben. Wenn doch die in Schweden verpulverten Gelder den Flüchtlingen zugute gekommen wären, wieviel Elend hätte gesteuert, wieviel Tränen hätten getrocknet werden können.

In Libau grassierte der Bazillus der Verhandlungen. Ein „baltischer Nationalausschuß“ — eine unbeholfene Körperschaft, nicht Fisch, nicht Fleisch, dafür Amphibie — hatte sich aufgetan. Auch das livländische Landratskollegium wollte eingreifen; ein furchtbares Durcheinander. Wir hatten zu handeln, nur zu handeln und durften Niemand um Genehmigung fragen, vor allem nicht Letten. Es galt die in die Hände der Bolschewisten gefallenen Landsleute zu befreien, alles andere war Kaff; also Kampf und nichts als Kampf. Immer wieder störten „Verhandlungen“ die militärischen Operationen, niemals konnte man sicher sein, ob nicht Anordnungen rein militärischer Natur durchkreuzt wurden.

Daß Nerven in dieser furchtbaren Zeit verloren gingen, konnte man begreifen, dann sollten aber Träger gerissener Nerven nicht eingreifen wollen. Gewollte Handlungen schlugen oft in Verhandlungen um.

Und daß mit Letten nicht zu verhandeln war, mußten Balten doch wissen! Alles waren diese Leute zu versprechen imstande und bereit, mit tödlicher Sicher-

heit, nichts zu halten, sobald die Schale sich auf ihre Seite neigte. Als der größte Teil auch Kurlands dem roten Terror verfallen war, auch viele lettische Bürgerliche flüchteten und Rettung suchten, waren Diktate möglich und gebieterisch verlangt. Als dann dank Graf von der Goltz und Major Fletcher das militärische Bild freundlicher wurde, war wieder die Gelegenheit gegeben, zu diktieren. Aber es mußte geredet, verhandelt werden. Ich hatte darum nur die Wahl, schon im Hinblick auf die immer röter werdenden Zustände in Deutschland, mich entweder zu fügen, d. h. alles laufen zu lassen oder mich nicht um Libau zu kümmern. Natürlich entschied ich mich für letzteres. Damals werden die Landsleute, die natürlich nach bestem Wissen und Gewissen verhandeln zu müssen glaubten, über meine Briefe und Mitteilungen durch Boten aufgeregt, weidlich über mich geflucht haben; das war mir gleich, und bald war ich gezwungen, zur Rettung der nun einmal in meinen Händen ruhenden Sache Libau laufen zu lassen. Das mir über diese Differenzen zur Verfügung stehende Material soll in meinen Akten und meinem Gedächtnis ruhen. Eins aber hatte ich gelernt: sollte mich das Leben noch einmal in eine solche Aufgabe stellen, so werde ich noch viel rücksichtsloser sein, als damals. Der Revolutionär lebt nur von Taten, wer da „verhandeln“ will, wird immer der Dumme sein. Wo Verhandlungen auch in solcher Zeit nötig werden können, kann nur der entscheiden, der „handeln“ auf seine Fahne geschrieben hat. Natürlich ist handeln nur mit Macht möglich und bis zur Erreichung einer solchen, erkenne auch ich „Taktik“ an. Aber die Letten hatten damals so gut wie nichts aufzuweisen, auch der zukünftige Raubstaat „Latwija“ durfte uns nicht beeindrucken, unter seiner Herrschaft waren wir jedesmal verloren. Wäre das Verhandeln lediglich aus dem Handeln des Militärs und aller nur zu diesem stehenden Personen hervorgegangen, so hätte es Erfolge

haben können. So bremste aber immer wieder, schon durch unersetzlichen Zeitverlust, die Mentalität der „Versöhner“, wo es nur Feindschaft und Haß geben durfte, um das Befreiungswerk zu vollenden. Zudem mußte man sich doch sagen, daß unser Anteil an der zukünftigen Gestaltung des Landes um so größer sein mußte, je energischer wir vorgingen. Oft stellte ich mir die Lage, Hilfsschreie der unglücklichen Landsleute vor, die hinter Kerkermauern schmachteten oder, noch in Freiheit, jede Minute vor ein Tribunal geschleppt werden konnten und wurden. Dann überfiel mich ein furchtbarer Druck der Verantwortung. Die Landsleute vertrauen uns, sehen nach unserer Hilfe aus, und wir verhandeln! Was scherte uns die staatliche Zukunft — retten mußten wir, arbeiten, treiben, kämpfen.

Gern bedauere ich meinen oft heftigen Ton, aber ich handelte aus heißem Herzen und nicht ohne Überlegung, sonst hätte ich wohl nichts geschafft; da überfiel mich oft eine rasende Wut, wenn ich gehindert wurde.

Eine Wohltat waren die sonntäglichen Besuche im schönen, gastlichen Fuchshöfen, wo Frau und Tochter bei Frau von Bassewitz Gastfreundschaft genossen.

Ein von Schweden aus unternommener, gegen die Letten gerichteter, unzulänglicher Putschversuch, gab den Versöhnern und Verhandlern Aufwasser. Man war wie im Tollhause, und wenn das Los der in lettische Hände Gefallenen nicht gequält hätte, ich hätte die Verhandler „ihren Dreck allein machen lassen.“

Dank den Bemühungen der Baronin Manteuffel-Kapsheden wurde in Libau ein Soldatenheim eingerichtet, für das man sich gern mühte.

Die Erfolge der Truppen zeitigten einen so großen Optimismus, daß erneute Siedelungspläne auftauchten. Soldaten sollten Land erhalten, wir verteilen, was uns nicht mehr gehören sollte, denn die deutsche Regierung dachte nicht daran, unsere Aktion zu unter-

stützen, ja war entschlossen, unser Land vollends preiszugeben, handelte es sich doch nur um Deutsche und die konnten allemal verrecken. Ja, wenn wir Juden gewesen wären, das ganze deutsche Volck hätte sich die Flanken gepeitscht vor beflissener Hilfsbereitschaft.

Alles werden wir uns merken, unser Gedächtnis soll eine wandelnde Chronik sein, bis auf den Tag!!!

Aber damals lebte ich der kindlichen Hoffnung, daß „aus dem Osten“, aus eiserner Division und Baltischer Landeswehr, aus ihren Erfolgen der Anstoß zu einem neuen Deutschland geboren werden würde. Dort sollte gesammelt, Kräfte sollten zusammengeballt werden, um das Vaterland zu befreien.

Deutschland war noch nicht entwaffnet, ich hatte so viel tatkräftige, kluge Männer kennen gelernt, ein Kräfteereservoir sollte in meiner Heimat entstehen. Diese Gedanken bewegten mich von den ersten Schritten für die Baltische Landeswehr, darum war ich so empört über Störungen und Begriffsstutzigkeit, reden konnte man doch nicht von solchen Hoffnungen und Plänen! Denn über allem stand Deutschland! Was wir auch taten, letzten Endes sollte alles zum Heile des Vaterlandes ausschlagen.

Oft fielen mir die Verse einer baltischen Frau ein, die in Deutschlands schwerster und schmachvollster Stunde diese Worte fand:

„Und doch was liegt an mir und meinen Schmerzen,  
Wenn nur mein Deutschland nicht zugrunde geht!  
Drum fleh' — ich, Gott, zu Dir aus tiefstem Herzen:  
Errette Deutschland! — Höre mein Gebet.“

Ich wußte damals noch nicht, so gründlich, wie heute, daß es im neuen Deutschland Ideale nicht mehr gab, daß nur Schachergeist regierte.

Und doch bedauere ich die damaligen irrigen Hoffnungen nicht, sie gaben Kraft und halfen über vieles hinweg.

Und wenn das deutsche Volk verkam, hier oben sollten Kampf und Würde einen Teil deutscher Ehre retten.



Und so glaube ich noch heute, daß die Taten der Baltischen Landeswehr nicht nur nicht vergeblich waren, sondern auch nicht vergeblich bleiben werden. Geld verloren, nichts verloren, Leben verloren, wenig verloren, Ehre verloren, alles verloren — das war baltische Denkungsart.

Und ein Stück deutscher Ehre hat die kleine, todesmutige Schar gerettet. —

Mitte Februar wurde Goldingen genommen, Unglückliche wurden befreit. Major Fletcher schrieb mir: „Der erste Schritt mit Goldingen ist gemacht, weitere werden folgen und zwar bald.“ Und der Major hat Wort gehalten. Einen Versuch Goldingen wieder zu nehmen, schlug die Landeswehr siegreich ab.

Auch aus dem Norden kamen gute Posten, bis Hoppenhof waren Finnländer, Balten und Esten vorgezogen. Ein Landsmann, der sich aus Riga herausgeschlichen hatte, brachte mir nachts die Kunde, daß die Bolschewisten in Riga Einkreisung befürchteten. Nach der Schlacht bei Walk wurden über 2000 verwundete Bolschewisten in Riga eingeliefert.

---

Ein Streik brachte empfindliche Störung. Die Transporte aus Deutschland mußten umgeleitet werden, kamen aber durch. Wieder mußte mit Hilf- und Ratlosigkeit gekämpft werden. Deprimierend war dieser unnütze Kräfteverschleiß. Dazu mußten immer wieder Zurechtstellungen in die Presse gebracht werden, die falsche Nachrichten lieferte. Feinde ringsum. Am 2. 3. 1919 meldete Major Fletcher Befreiung Windaus, er schrieb: „Die Erstürmung durch die Landeswehr war prächtig. Ordnung ist geschaffen.“ Schon der knappe Stil dieses Soldaten war eine Erholung. Verwundete deutsche Soldaten der Eisernen Division konnten gerettet werden. Unaufhaltsam ging es weiter und endlich fiel Mitau nach heftigem Kampf; auf dem Vormarsch dorthin waren Tuckum und andere Orte besetzt worden.

Viele Landsleute wurden teils aus den Gefängnissen, teils auf dem Abtransport durch lettische Bolschewisten befreit. Mein Sohn passierte verwundet Königsberg, berichtete von der tadellosen Haltung der Landeswehr, zugleich aber auch, daß er vor Mitau mit deutschen Kriegsgefangenen im Kampf gelegen hatte, die auf bolschewistischer Seite stritten. Deutsche gegen Deutsche!

Ein eingesetzter gemeinsamer Gefechtsstab für die Landeswehr und Eiserne Division unter Oberstleutnant v. d. H. hatte gute Dienste geleistet. Bis dahin waren Rivalitäten wiederholt vorgekommen. Leider kamen gerade in der Zeit der Freude über Befreiung Mitaus Klagen über ein eingerissenes Raffsystem. An eine bestimmte Truppe beförderte Ausrüstungsgegenstände wurden von einer anderen Formation abgefangen und verschwanden. Wieder mußte dazwischen gefahren werden, ein Donnerwetter seitens eines höheren Offiziers half — vorübergehend, die Verwilderung konnte nicht abgestellt werden.

Das Eintreffen einer größeren Anzahl von Verwundeten der Landeswehr brachte neue Arbeit, der sich unsere Frauen mit Liebe und Geschick unterzogen. Durch sie erfuhren wir die Namen der vielen, von den lettischen Bolschewisten ermordeten und ins Ungewisse verschleppten Landsleute. Oft hatten die Bestien unmittelbar vor Einnahme eines Ortes die Wehrlosen erschlagen.

Große Sorge bereitete die Nachricht, daß Verbände in den Osten nur mit Genehmigung des K. M's. befördert werden sollten und daß Freiwilligen-Verbände, die sich nur für ein begrenztes Gebiet, z. B. das Baltenland, verpflichten wollten, überhaupt nicht mehr aufgestellt werden durften. Solche Weisungen waren unannehmbar, weil unsinnig und verhängnisvoll. Die Landsleute in Königsberg wurden von ihnen garnicht unterrichtet. Es gab natürlich schlimmen Aufenthalt, aber die Sache ging doch wieder. Man soll sich hüten, Befehle zu geben, die der Vernunft

und der Menschlichkeit widersprechen. Umgehungen sind meist möglich und können zur Ehrensache werden. In meiner Heimat ruhte zwischen Gehorch und Befehl die Vernunft mit Verantwortungsbeußtsein. Wir taugten nicht zu Drahtpuppen.

Eine große Freude war es allen Balten Major Fletcher in Königsberg begrüßen und ihm danken zu können; er hatte seinen kurzen Aufenthalt dazu benutzt, um „kräftig für die Heimat zu wirken.“

Der auftauchende Versuch, russische Kriegsgefangene in nennenswerter Zahl aus Deutschland nach Kurland zu befördern und einzureihen, erschien damals sehr gefährlich. Wir wußten, daß bolschewistische Agenten in den Lagern verseuchend wirkten und mußten mit möglicher Ansteckung der kämpfenden Truppe rechnen. Der Plan wurde damals vereitelt. Der Vorschlag, die Russen, die wirklich kämpfen wollten, in den Süden Rußlands zu befördern, war viel zweckentsprechender. Schon die Möglichkeit des Überlaufens, um zu „Mütterchen“ zu kommen, verurteilte solche Absichten für das Baltikum. —

Endlich kamen aus Kurland Nachrichten über Wut und Empörung gegen die provisorische lettische Regierung, auch den Mildesten dort riß der Faden der Geduld. Deutliche Proteste von Landsleuten aus Libau bezw. Mitau gelangten nach Königsberg; schon dafür war man dankbar. Dagegen wurde man aufgescheucht durch den Plan eines Militär-Direktoriums, Ballod (Lette) und Fürst Lieven-Mesohten (Kurländer und russischer Offizier), und das, nachdem bei den Kämpfen der „bürgerliche“ Lette Oberst Ballod versagt hatte. Man wollte nie auslernen!

Inzwischen hatten sich Letten so aufreizend und dreist in Libau aufgeführt, daß der Stoßtrupp der Landeswehr einen Staatsstreich versuchte. Das war ein Schrei nach Taten und wenn der „Nationalausschuß“ weniger nachgegeben hätte, wäre die damals nicht glückliche Aktion unterblieben. Daß dabei auch über

die Schnur gehauen wurde, hatte geringe Bedeutung. Das Gesindel mußte wissen, daß man sich nicht alles gefallen lassen wollte. Der „Nationalausschuß“ protestierte gegen das Vorgehen der Truppe, „zwecks Verständigung aller Heimatgenossen auf dem Boden gemeinsamer Arbeit!“ Von der Möglichkeit „gemeinsamer Arbeit“ hatte man immer noch nicht genug. Dr. S. trat aus dem „Nationalausschuß“ aus, er hatte die Grenze des Entgegenkommens — bis hierher und nicht weiter — gefunden. Seinen Bericht verlas ich den Landsleuten, der große Freude auslöste. Nun Schluß mit Verhandeln, Nachgeben — hofften wir. Uns angesonnene Verurteilung des Vorgehens der Truppe in Libau gegen die Letten lehnten wir ab.

Endlich am 21. 5. 1919 verabredetes Telegramm vom Oberstab Ia: „Versetzung ausgesprochen“, das bedeutete: „Vormarsch auf Riga war angetreten.“ Eine furchtbare Spannung bemächtigte sich unser: wird es glücken, und wen wird man wiedersehen? Meine Schwester befand sich auch in Riga.

Am 22. 5. 1919 fiel Riga. Mit schwachen Kräften, durch Übrumpelung wurde die Pontonbrücke genommen, allen voran der Stoßtrupp der Baltischen Landeswehr, an seiner Spitze Baron Manteuffel. Er hatte keine Ruhe, verzichtete auf Sicherungen; dachte nur an die Befreiung der Landsleute, vor allem an Einnahme des Zentralgefängnisses. So stürmten die treuen Retter durch die Straßen, ohne sich durch das Feuer der Letten aufhalten zu lassen. Die Front der Häuser wurde wohl beobachtet, aber nicht die Keller. In diesen saßen lettische Flintenweiber und von der Kugel einer solchen Bestie fiel Baron Manteuffel. Ehre und nie verblassender Dank diesem treuen Sohn der Heimat\*). Der Stoßtrupp stürzte weiter und gelangte unter Abwehrkämpfen zum Gefängnis. Hunderte wurden sofort befreit. Die sich abspielenden Szenen waren herzer-

---

\*) Anhang III: Gedicht auf Baron Manteuffel.

reißend, aber auch erhebend. Erhobenen Hauptes hatten die Gefangenen den lettischen Tieren ins Auge gesehen und mit dem Stolz, mit dem sie gefangen genommen waren, verließen sie den Ort des Grauens. Alle Gefangenen konnten nicht gerettet werden. Vierzig hatten die Letten unmittelbar vor der Einnahme Rigas in den Sandbergen erschossen, andere waren schon früher zu Tode gequält, noch andere von Herrn Stutschka nach Moskau verschleppt worden.

Unsere Freude kannte keine Grenzen. Nun war das Werk dank unserer Jugend getan. „Es gibt Fälle, wo das höchste Wagen die höchste Weisheit ist,“ sagt Karl von Clausewitz. Nach dieser Parole hatte Major Fletcher die Landeswehr geführt. „Nie habe ich eine militärisch so wenig geschulte, aber so gehorsame und im Feuer unübertreffliche Truppe geführt,“ schrieb er mir. Major Fletcher weiß, wie dankbar wir ihm sind. —

Bald trafen Befreite aus Riga ein. Von ihnen hörten wir von der heldenhaften Haltung der Gefangenen. Trotz des ungewissen eigenen Schicksals, trotz seelischer und körperlicher Qualen unterstützten und trösteten sie sich gegenseitig. Keine Schwäche zeigten sie ihren Peinigern. Die erst 22jährige Marion von Klot ging täglich von Zelle zu Zelle und sang mit ihrer glockenreinen Stimme ihren Leidensgenossen das Lied: „Du weißt den Weg.“

Alice Baronin Woehrmann, geb. v. Brackel, die sich noch in Freiheit befand, besuchte die Eingekerkerten; dafür wurde sie verhaftet. Beide Frauen wurden erschossen.

Pastore, in der Kirche während der Amtshandlung verhaftet und ins Zentralgefängnis verschleppt, vergaßen dort ihr seelsorgerisches Amt nicht.

Bei der Exekution weigerten sich Letten die unschuldigen Opfer zu erschießen, lettische Flintenweiber drängten sich heran, vollzogen die sinnlosen „Urteile“.



Ein leuchtendes Vorbild sollen diese baltischen Märtyrer uns bleiben.

Meine Schwester erkannte ich kaum wieder. Sie war als Reichsdeutsche bald nach Ausbruch des Krieges aus Riga ausgewiesen worden. Nach Irrfahrten in Ssaratow gelandet, begleitet von ihrer treuen Freundin, die als russische Untertanin freiwillig in die Verbannung folgte. Nach Ausbruch der Revolution in Rußland hatten die Damen im Viehwagen sich durch Wochen bis nach Riga gequält, hatten die Begeisterung über Besetzung der Heimat durch die deutschen Truppen erlebt und glaubten sich endlich geborgen. Der Zusammenbruch Deutschlands riß sie aus allen Himmeln, dazu fielen sie in die Hände der Bolschewisten. Wie durch ein Wunder waren die Damen nicht verhungert, mußten auf dem Trödelmarkt ihre letzten Habe verkaufen, um das Leben fristen zu können, immer in Angst entdeckt zu werden. Nun nahm Ostpreußen sie auf und vergalt ihnen alles Schwere.

Der Anblick der Flüchtlinge war entsetzlich. Organisationen in Königsberg und Insterburg nahmen sich der Märtyrer an und verteilten sie über ganz Deutschland. Auch an dieser Stelle sei allen Deutschen gedankt, die sich der Landsleute annahmen und noch annehmen. Solche Taten stärken und geben neue Hoffnung auf eine wahre Volksgemeinschaft.

---

Unsere Sorgen waren mit dem Fall Rigas nicht beendet.

Die hohe Politik mischte sich ein, brachte alle weiteren Pläne zu Fall. Zwischen Wenden und Wolmar stieß die Landeswehr auf gegnerische estnische, von Engländern bewaffnete und geführte Truppen; sie mußte zurück.

Ein Urteil über die damalige politisch-militärische Lage möchte ich mir nicht erlauben. Dazu müßte man an Ort und Stelle das verwirrende Hin und Her der

Verhandlungen und Handlungen usw. mitgemacht haben. Was wir in Königsberg erfuhren, gab kein klares Bild, der Lage.

Deutschland tat nichts. England bekam das Heft in die Hand, das ein Interesse an der Schaffung der Raubstaaten Eesti und Latwija hatte, um sie zu plündern.

Möchten beide bald daran und an ihrer Unfähigkeit zugrunde gehen.

Aus dem Norden der Heimat gelangten erschütternde Nachrichten zu uns. Viele Freunde und Bekannte waren den estnischen, lettischen und russischen Bolschewisten zum Opfer gefallen, oft vor dem Tode verstümmelt worden. Massengräber wurden aufgedeckt, der Befund protokolliert und photographiert, soweit das möglich war. In einem Grabe fand man zwei Leichen, die nach Aussage der Ärzte bei lebendigem Leibe zersägt worden waren. Und das alles unter dem Vorwande der Beglückung der Menschheit! Der Jude ließ von seinen Knechten ganze Arbeit verrichten. Man war nicht fähig, all das Grauenhafte zu fassen.

Und wieder ward Riga bedroht, dieses Mal von Esten, die aber abzogen. Es begannen niederziehende Verhandlungen mit Letten, Engländern, auch Franzosen, über das Schicksal der heldenhaften Landeswehr. Fast wie Störenfriede wurden die Landsleute behandelt, die zu Hause waren und doch nicht sich zu Hause fühlen durften. Der Deutsche war dank der Revolution zum Paria geworden.

Major Fletcher legte den Befehl über die Baltische Landeswehr nieder. In einer kleinen Feier durfte ich ihm im Namen der Landsleute danken.

---

Wieder war ein Kapitel baltischen Lebens zu Ende und wieder stand ich einer ungewissen Zukunft gegenüber.

---

In Kurland begann die Episode mit den Truppen der Fürsten Lieven und Bermondt-Awalow. Sie verlief rasch. Die Baltische, deutsche Landeswehr wurde ein Teil der „lettischen“ Armee — ein Hohn der Weltgeschichte.

---

Es gab und gibt wohl noch mattherzige Landsleute, die Aufstellung der Landeswehr, ihre Kämpfe bedauern, ja die sogar Vorwürfe erheben zu können glauben, ob des vergossenen Blutes.

Diese Nörgler sind stolz darauf, in ihrem Pessimismus vorausgesagt zu haben, daß allendlich die Mühen unserer Landeswehr den Letten zugutkommen würden, denen man die Bolschewisten vom Leibe gehalten habe.

Ihnen sei gesagt, daß Niemand den Gang der Ereignisse voraussehen konnte. Aber nicht darum handelte es sich.

Die Heimat, tausende Landsleute waren in äußerster Not. Die Baltische Landeswehr, im Verein mit reichsdeutschen Truppen, hat sie errettet.

Ist das garnichts? War nicht allein dieser Zweck groß genug, um Hab und Gut, seine Ruhe, zu opfern, Gesundheit und Leben in die Schanze zu schlagen? Wir hätten keine ruhige Stunde mehr gehabt, wenn wir die Hände in den Schoß gelegt, den Dingen ihren Lauf gelassen hätten. Der bloße Gedanke an solche Tatenlosigkeit ist eines Balten unwürdig.

Haben diese, von des Gedankens Blässe angekränkelten Quängler, die Geretteten und ihre Angehörigen gesehen? Haben sie den beschämenden Dank für Errettung aus des Teufels Händen erlebt?

Kennen sie nicht das Hochgefühl für Andere, für eine Idee gestritten zu haben?

---

Alle haben wir gefehlt und vieles würden wir heute anders, besser machen. Aber wir haben gelebt, weil wir

arbeiteten und kämpften. Und neiden den Kritikern ihre Selbstzufriedenheit nicht.

Aber mehr ist geschehen. Unsere Jugend hat für die Heimat geblutet und hat damit nochmals unsere unverjährenen Rechte auf die Heimat erhärtet.

Mögen Esten und Letten rauben und stehlen, das leidgewohnte Land brandschatzen, mögen Engländer an gehehltem Gut sich mästen — laß fahren dahin, es hat kein' Gewinn, das Land muß uns doch bleiben!

Aus dem mit dem Blut unserer Helden gedüngten Boden wird eine Saat dereinst sprießen: tiefere Liebe zur Heimat, glühender Haß unseren Feinden, und die Geschichte wird dereinst feststellen, daß die Baltische Landeswehr uns von neuem erworben hat, was wir von den Vätern erbten.

Wer die Taten der Baltischen Landeswehr herabsetzt, frevelt an toten Helden, die aus Liebe ihr Leben ließen. Unsere Jugend hat nach dem Wort unseres Eberhard Kraus gehandelt, der sich aus Verzweiflung über Deutschlands Schande das Leben nahm: „Für sein deutsches Volk arbeiten ohne Lohn und Dank, an den Sieg glauben, ohne ihn zu erleben.“

Ehre ihrem Andenken!

---

Meine Arbeit war wieder einmal zu Ende, abermals mußte ich den Wanderstab weitersetzen.

Ein durch Elend und Leid geschärftes Ohr konnte das leise Werden eines neuen deutschen Volkes wahrnehmen. Noch kannte es sich selbst nicht; irrte und wußte nicht den Weg zu finden. Ein jeder von uns allen suchte und horchte. Wie aus unterirdischen Quellen sprach es zu einem, rauschte und verstummte wieder. Ein leises Erwachen ging durch unser Volk, immer wieder übertönt und erdrückt durch des Tages Lärm, durch alles Schlechte, das uns zugrunde gerichtet. Oft glaubten wir, es sei ein Irrtum, wir hätten

uns getäuscht. Dann war es wieder da. Man war selbst ein Anderer geworden und als man das erkannt hatte, wußte man den Weg.

Ein Anderer werden.

Nicht mehr herabsehen auf den Nächsten, weil er ärmer, einfacher, ungebildeter war, nicht nach Gold und Wohlleben trachten, einfacher werden, den Volksgenossen, um den wir uns nicht gekümmert, verstehen lernen. Ihm mitteilen aus Bildung und Wissen, um ihn zu erziehen. Erzieher aber kann nur Der, der sich selbst erzog. Unser Volk ist nicht erzogen, nur gedrillt. Und weil wir drillten, dünkten wir uns höher und besser. Und weil wir uns höher und besser deuchten, wähten wir fertig zu sein.

Wir blickten auf diejenigen herab, von denen wir Aufsehen zu uns verlangten. Aber die unteren verweigerten das Aufschauen, weil wir hohl und hochmütig geworden waren — um des Mammons willen, den uns der ewige Jude gebracht, dessen willige Knechte wir geworden waren. Wo liegt größere Schuld? Bei den oberen Zehntausend oder bei denen, die wir im Stich gelassen?

Wir waren noch nie „ein Volk“. Wer Reichtum hinter sich lassen mußte, hat seinen Unwert erkannt und mißt nicht mehr nach Gold und Goldeswert. Und diese Verschiebung des Besitzes kann uns zu einem Volk machen, wenn wir begreifen, daß völkisch sein, sein Volk lieben, es verstehen und für sein Volk kämpfen heißt.

---

Ein eigenes Schicksal lastete auf der Heimat. Was die mächtigen Reiche der Polen, Schweden und Russen nicht vollbringen konnten, sollte den nur zwei Millionen zählenden Letten und Esten glücken; wir können nicht zurück, Undeutsche, die ihre Kultur uns verdanken, glauben unserer entraten zu können. England, der Feind Europas steht hinter ihnen. Und denen die Heimkehr



gestattet wurde, sahen sich vertrieben vom angestammten Besitz, der in den Händen der Räuber verkommt, weil sie ihn nicht meistern können.

Vielen von uns Älteren, die nicht zurück dürfen, nicht zurück wollen, weil sie an der unerträglichen Last lettischer und estnischer Herrschaft zerbrechen würden, wird es nicht beschieden sein, die Heimat wiederzusehen. Unsere Jugend wollen wir dazu erziehen, daß all ihr Sehnen und Trachten auf Wiedergewinnung der Heimat gerichtet sein soll. Möchte die Not ihr Wollen stählen.

Der 127. Psalm, den Martin Luther im Jahre 1525 der Heimat — „den Christen in Liefeland“ — widmete, gibt unserer Jugend die Richtschnur:

„Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat; sie werden nicht zuschanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln am Tor.“

---

Lockende Angebote wurden mir gemacht, ich sollte Geld verdienen, das Verlorene zurückgewinnen. Die Not des Vaterlandes nutzen — denn darauf kam es doch heraus — um sich die Taschen zu füllen? „Anstellungen“ mußte ich aus Gewissenhaftigkeit ausschlagen. Mein Leben lang war ich selbständig, unabhängig gewesen, mir war es gut gegangen, obgleich ich für mich nicht zu werben gelernt hatte. Da sollte ich in reiferem Alter botmäßig werden? — Fünfjährige, ganz neue, ungewohnte Tätigkeit seit Kriegsausbruch, hatte den Unabhängigkeitsdrang vertieft. So manchen großen Herren hatte ich klein gesehen, hatte Einblick gewonnen in die Nichtigkeit des Lebens Hoher und Höchster, hatte sonst verschlossenen Zutritt gewonnen, weil mich Glanz und Stellung nicht beeindruckten, weil ich die Türen passieren wollte. Der Großen Hilflosigkeit hatte ich ken-

nen gelernt, verbrämt und oft ängstlich versteckt hinter zur Schau getragener Sicherheit und Wichtigkeit, über die ich unter Tränen lachen mußte.

Manche Ideale hatte ich als erkannte Illusionen hinter mich geworfen. Hohlheit und Verlogenheit des Lebens grinste.

Nein, ich konnte mich nicht beugen.

Die Bolschewisten hatten mir aus früherem überreichlichem Besitz noch manches gelassen, was, wenn auch mitunter schweren Herzens, zu Geld gemacht werden konnte. Einige Jahre würde es wohl langen und in der Zwischenzeit wird das deutsche Volk sich besinnen, zu sich kommen und wieder auferstehen.

Dann wollte ich im neuen Deutschland gern auch als Bettler leben. Der weiße Stab gibt nicht Schande, wohl aber Gold um den Preis der Gesinnungslosigkeit. Gesinnung ist aber nicht nur Quelle des Denkens, sie ist eine Seelenstimmung, die den ganzen Menschen beherrscht, nicht losläßt.

Wie oft hatte mein Vater mich „einen verrückten Kerlen“ genannt, wenn ich Zugeständnisse in Gesinnungsfragen ablehnte, und doch wußte ich, daß er mir zustimmte. Dieses Gut wollte ich nicht preisgeben. Wie eine Wünschelrute erschien es mir auf der Suche nach dem neuen deutschen Volk.

Konnte nicht Gesinnung Gesinnung auslösen? wecken? Konnte sie nicht Quellen anschlagen, die unser Volk sich hatte verschütten lassen?

Nicht hochmütig glaubte ich bessere Wege, als andere entdecken zu können, wohl aber durfte ich ohne Überhebung wissen, daß mir etwas in die Wiege gelegt war, was den Reichsdeutschen zumeist fehlt.

Ich wußte, daß die noch im Nebel vor mir liegende Arbeit gerade mir nicht leicht fallen würde, weil der Ton die Musik macht. Und darin habe ich umlernen müssen. Aber auch hier gebot ein instinktives Gefühl

Halt: der Ton durfte nie matt werden und es gab Fragen und Probleme, in denen nur Dur gespielt werden durfte.

Oft ließ ich Erfahrungen und Beobachtungen meines unruhigen, aber reichen Lebens an meinem geistigen Auge vorüberziehen, prüfte mich, ob mich Ehrgeiz trieb. Ich durfte ruhig mir selbst bekennen, daß ich für mich nichts wollte, nur meinem Volk nützen zu können hoffte.

---

## 8. Kapitel.

# Vom Schutz- und Trutzgedanken zur völkischen Bewegung.

Niedersachsen lockte schon lange. Balten kennen die Struktur unseres Vaterlandes besser, als viele Reichsdeutsche. Der nordische Mensch war dort zu Hause, hatte sich am reinsten erhalten. Das Blut rief, das Goethe einen „ganz besonderen Saft“ genannt, von dem der kluge Jude, der englische Ministerpräsident d'Israeli, Lord Beaconsfield, schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in seinem Roman „Endymion“ gesagt hat: „Niemand darf das Rassenprinzip, die Rassenfrage gleichgültig behandeln. Sie ist der Schlüssel zur Weltgeschichte; und nur darum ist die Geschichte häufig so konfus, weil sie von Leuten geschrieben worden ist, die die Rassenfrage nicht kannten und ebensowenig die dazu gehörenden Momente. Sprache und Religion machen keine Rasse, das Blut macht sie.“

In dieser Erkenntnis liegt, noch mehr wie in der Geldmacht, das Geheimnis des jüdischen Erfolges. Der Jude verseucht mit Bewußtsein andere Rassen, hält sich aber rein im Blut. Sein „Gesetz“, das Alte Testament, schreibt ihm das vor, seine „Religion“ ist praktische Lebensklugheit.

Weite Teile des Vaterlandes wiesen eine Vermanischung des deutschen Blutes auf, die abstoßend wirkte. Man konnte den Widerstreit des verschiedenen Blutes in vielen Menschen verfolgen — nordisches und anderes Blut, Gut und Böse lagen im Kampf, das Dunkle siegte zumeist.

Unter Germanen stellten wir uns etwas typisches vor, was bei uns zu Hause war: aufrechte Haltung, selbstbewußtes Benehmen, helles Haar, klare Augen, fester Händedruck.

Die alten baltischen Adels-, Patrizier- und Literatengeschlechter entstammten zumeist Westfalen und Hannover. „Sachsen“ hatten unser Marienland aufgesegelt. Der Welfe (der Helfer) Heinrich der Löwe, war der geistige Begründer der Heimat. Noch heute nennt der Este den Deutschen „Saks“, die Deutschen „Saksad“. Auch sprachlich finden wir noch Anklänge: wir sagen „Zirehnen“, nicht Siringen, der Ausdruck ist in Niedersachsen bekannt. Wir sagen „Schmand“, satt „Sahne“, in Westfalen kennt man diese Bezeichnung. Unsere Landwirte, von ihren Reisen zwecks Viehankauf zurückkehrend, erzählten von Ostfriesen und Angeln. Marsch und Geest unterschieden wir, ohne selbst so teilen zu können. Von der Lüneburger Heide hatte ich viel von meinem Sohn gehört, der als 16. Dragoner sie oft durchritten.

Die Entfernung von Berlin, diesem Zentrum jüdischen Schmutzes, jüdischen Gebahrens, jüdischer Geldgier und Protzerei, versprach Erholen von allem revolutionären Getriebe; davon hatte ich genug. Und ein wenig Ruhe konnte ich gebrauchen.

Auf „den Boden der Tatsachen“ konnte ich mich nicht stellen. In Niedersachsen, hoffte ich, würde die Bevölkerung altmodischer, politisch sauberer geblieben sein. Und ich hatte mich nicht geirrt.

Man mußte sich an die bedächtige Langsamkeit im Denken und Handeln des Niedersachsen gewöhnen. Wir dort oben, wenn auch eines Stammes, waren durch unaufhörliche Kämpfe und Nöte beweglicher geworden. Aber was der Niedersachse einmal erfaßt hatte, hielt er fest und Verlaß war auf ihn. Der bekannte Germanist Leo Meyer in Dorpat, dessen niedersächsi-



scher Eigenwille bei uns sprichwörtlich war, hatte oft von seiner Heimat erzählt. Scharnhorsts, des hannoverschen Bauernsohnes, Bild kannten wir.

Die landläufigen Urteile über die „hochverrätischen Welfen“ waren uns nicht fremd. Windthorst, der Abgeordnete von Meppen, mit dem sogar ein Bismarck nicht fertig werden konnte, wurde als Gegner geachtet. Aber dem Urteil über die „Welfen“, die sich schon lange „Deutschhannoveraner“ nannten, traute ich nicht ganz.

Meine Begeisterung für das staatliche Preußen als solches, war gewaltsam abgekühlt worden.

Der Begriff des Preußentums war mir ein deutscher Pflichtgedanke geblieben. Die konservierte Vorstellung, daß nur von und durch Preußen Deutschland aufgebaut werden konnte, hatte mich mißtrauisch gemacht; zumal ich den Eindruck gewann, daß Nurpreußen einen Wiederaufbau, keinen Neubau wollten, und nur um Neubau konnte es sich handeln. Auch hatte ich Altpreußen getroffen, die in ihrem preußischen Hochmut so weit gingen, daß sie auf Wiederaufrichtung des Vaterlandes schier zu verzichten bereit waren, wenn Preußen es nicht machte. Das Starren auf „Preußen“, als einzige Kraftquelle der Rettung, mußte Kräfte binden, lähmen. Wie die Äußerung des Dr. Matt vom „Preußen Ludendorff“ eine demagogische, ultramontane Gemeinheit war, so ist die Verhimmelung Preußens nach allem Durchlebten eine völkische Torheit und Gefahr. —

Es stand doch geschichtlich fest, daß der Staat Preußen als solcher zusammengebrochen war. Der entscheidende Grund für diese tief zu beklagende Tatsache lag darin, daß der „Staat Preußen“ grundsätzlich Führerschichten nicht geduldet und darum nicht herausgebildet hatte. Auch der Staat Friedrich des Großen, des „letzten Königs“ nach Carlyle, ruhte auf seinen zwei Augen, schon darum folgte so rasch Jena! Im Staate Bismarcks war es ebenso, nicht einmal ein-

zelne „Nachfolger“ waren herangezogen worden. Die Bürokratie war glänzend, aber nicht der Mann, das Amt — der Rang war entscheidend. Eine Entpersönlichung hatte stattgefunden. Die gut gespielte „Bürokratie“ ermöglichte, nach dem Gesetz der Trägheit, der revolutionären Demokratie, die sich im Grunde gleich bleibende Verwaltung; eine wirkliche Regierung kannte das Zeitalter Wilhelm II. ebensowenig, wie das heutige „System“. Wo der einzelne Mann, eine führende Schicht, nichts galten, hatte man bewußt auf Rasse und Blut d. h. auf Auslese verzichtet und damit der jüdischen Demokratie die Wege geebnet, wodurch wieder dem Internationalismus Tor und Tür geöffnet wurden. Nur bewußte Abwehr von diesem System kann Rettung bringen.

Wer die Zeichen der Zeit zu deuten verstand, mußte besonderes Gewicht auf Rasse und Stammeseigenschaften legen. Nur von der engeren Heimat aus konnte für Deutschland tödlichem Zentralismus der formalen Demokratie gesteuert werden. Wir sollten internationalisiert werden. Vor Erreichung dieses Zieles mußten die neuen Gewalthaber bestrebt sein, den deutschen stammlichen Sondermenschen zu vernichten, erst dann wurde die Bahn für eunuchenhafte Völkerverbrüderung frei. Demgegenüber gab es nur ein Kampfmittel: Festhalten am Überlieferten, wenn es nur rein deutsch war.

Selbst hervorgekehrtes Betonen des Althergebrachten brauchte nicht zu schrecken, lieber sogenannte Rückständigkeit, als freiheitliches Gebahren, nur durfte die „Gewohnheit“ nicht zur „Amme“ werden.

Sehr gespannt war ich auf die ersten Eindrücke.

Es gab nicht lange Ruhe, die Politik drängte sich auf, ließ nicht los. Die ersten Begegnungen mit Deutschhannoveranern enttäuschten. Ungeschickte Redner tobten gegen alles Preußische als solches, so daß wir Balten als Waisenknaben erschienen in unserer Abneigung gegen Rußland. Die preußischen Gegner

trumpften auf, zogen die Vergangenheit Hannovers in den Schmutz. Man lief sich gegenseitig in Überbietung kultureller Verdienste der eigenen Vergangenheit den Rang ab, ein niederziehendes Schauspiel.

Nach einer Versammlung, in der die Geister aufeinandergeplatzt waren, schlug ich vor, feststellen zu lassen, ob zuerst ein Preuße oder ein Hannoveraner aufgehört hat, sich in die Finger zu schneuzen und ein „Sacktuch“ benutzt hat, um darnach den kulturellen Vorrang des Preußen oder des Hannoveraners zu verkünden. Ich empfehle noch heute einigen, offenbar aus dem Hinterlande Borneos stammenden Streitern dieses Problem in einer Doktorschrift zu bearbeiten.

Aber diese Eindrücke verwischten sich bald, als ich tiefer ins Land kam, die bäuerliche Bevölkerung kennen lernte. Aufrechte Männer mit Charakterköpfen und oft königlicher Haltung, Selbstbewußtsein in jeder Bewegung, aber ohne Überhebung. Gelassene Selbstverständlichkeit. Wohltuend diese Erinnerung an die Heimat. Ein patriarchalisches Verhältnis auf den Höfen. Ungezwungene Beziehungen zwischen Groß-, Mittel- und Kleinbesitz, dessen gesunde Mischung in die Augen sprang. Wenig Industrie. Und nirgends Kriecherei. Dieser negative Befund freute mich besonders. Ob die politische Vergangenheit an ihm Anteil hatte, erschien mir nicht wichtig, ausschlaggebend für ihn konnte nur das Blut sein. Also gab es doch noch in Deutschland eine ganze Bevölkerung, die einen geraden Rücken hatte, die von der Höhe ihres Selbstbewußtseins auf das neudeutsche Gewimmel herabsah, es verachtete? So war es und soll so bleiben. Und wenn dann in echt deutschem Widerstreit der Meinungen das „freie Hannover“ übertrieben betont wurde, was tat es, hier wurde für eine Idee gekämpft, ihr Opfer gebracht. Es kam nur darauf an, Verschleiß von Kräften zu steuern, die überschüssige Kraft in deutsche Bahnen zu leiten. An Konspiration der „Welfen“ mit England, englische Gel-

der, habe ich nie geglaubt. Aber die hannoversche Kirchturmpolitik mußte ich ablehnen. Größer mußte der Rahmen werden, weit mehr sollte aus der Bewegung, denn um eine solche handelt es sich, herausgeholt werden. Im Winter 1919 schrieb ich in diesem Sinn einige Artikel in den leider eingegangenen „Deutschen Aufgaben“ Ewald Beckmanns; sie wurden totgeschwiegen. Ich nahm mir vor, die hannoversche Bewegung aufmerksam zu verfolgen. Gegen den parteipolitischen genius loci war ich gefeit.

Die Organisation Escherich (Orgesch) gab Gelegenheit Land und Leute in Niedersachsen kennen zu lernen. In zwanglosen Zusammenkünften nach Vorträgen, oft als Gast von Hofbesitzern, gewann ich immer mehr Einblick in die Gedanken und Empfindungen der hannoverschen Niedersachsen. Immer wieder kreisten Gespräche und Gedanken um Ursachen für Deutschlands Niederbruch, um Pläne für seine Rettung. Man wollte sich hier mit der selbstverschuldeten Ehr- und Wehrlosigkeit nicht abfinden, man ersehnte rettende Wege, glaubte an die eigene Kraft als Quelle für Deutschlands Erneuerung. Nicht, was die Leitung der deutsch-hannoverschen Partei erklärte, war wichtig, ausschlaggebend war, was sich im Inneren des Volkes regte, was man erst nach gewonnenem Vertrauen erfahren konnte, das hier nicht leicht geschenkt wird, und das war deutsch, urdeutsch, weil es deutschem, reinem Blute entsproß.

Das Vaterland ging der Heimat vor — das war mir ein völkisches Erlebnis. Die heimatlichen Kräfte wollte man in den Dienst des Ganzen stellen, lebte der Überzeugung, daß erst bundesstaatliche Selbständigkeit die Kräfte frei machen würde, und daß diese gebunden wurden, durch den oft häßlichen Streit um ein selbständiges Hannover, lag auf der Hand. Einige verschrobene, aussterbende, richtig gehende „Welfen“, auf die die Gegner törichter Weise immer

wieder exemplifizieren, spielen keine ausschlaggebende Rolle. Nur an diese konnte der Brief des ultramontanen bayerischen Ministers Dr. Schweyer gerichtet sein, der allen treuen Niedersachsen die Augen öffnen sollte über die Gefahr partikularistischer Bestrebungen. Wo Rom seine Hand im Spiel hat, kann wahres Deutschtum nicht gedeihen, ist ein starkes Deutschland in Gefahr. Wenn der „Hannoveraner“ unser Vaterland aufrichten will, muß er alle Fäden zu Rom zerreißen.

Auch die Selbständigkeitsbestrebungen als solche konnten mir nicht maßgebend sein, ihre heutigen Ursachen suchte ich zu erkennen und richtig zu deuten.

Ich war ausgezogen, das Fürchten vor deutschem Untergang zu finden, fahndete nach sich regenden Kräften, hier glaubte ich solche gefunden zu haben. Das „freie Hannover“ war mir Beiwerk. Weit mehr war hier zu fühlen, Größeres konnte, mußte zutage gefördert werden.

„Wo du stehst, grab’ — tief hinein, unten ist die Quelle“ heischt Goethe; das wollte man aber nicht, man blieb an staatspolitischen Äußerlichkeiten haften und förderte so zwei negative Resultate zutage: einmal verletzte man Die, die Bestes anzustreben ehrlich glaubten, stieß sie zurück und in das Beiwerk ihres Wollens hinein, es so fördernd, zum anderen verschloß man Quellen, die auf Erschließung warteten, drängte das zurück, was sich heraus sehnte — und das war völkisch schlechthin.

Warum die Niedersachsen ihr Streben nicht gleich so nannten? Weil sie selbst Ringende waren, völkisch nur stammeln konnten, ihre Seele hatte das Richtige erschaut, ihre Zunge verstand es noch nicht in Worte zu fassen. Und die Gegner hatten ein Interesse daran, die wertvollen Triebfedern nicht bloß zu legen. Das parteipolitische Geschwätz wollte man doch nicht zum Teufel gehen lassen! Und so erlebte man das groteske



Schauspiel: Deutsche zerfetzten sich und höchste Ideale wurden zu lokalpolitischen Ideen depraviert.

Immer wieder suchte ich das Gespräch auf die Gründe für unseren Verfall zu lenken, ich wollte wissen, wie man über diesen Ausgang für beginnende Gesundung hier dachte. Kannten wir die Ursachen unserer Schmach nicht, wie sollten wir das Elend bannen? Unbeholfen und zögernd kam vieles zutage, man mußte raten, deuten. Eine überraschende Rücksicht band oft die Zunge, das Kapitel Wilhelm II. wurde ungerne berührt. Die Gerechtigkeit erfordert die Feststellung, daß die „Feinde Preußens“ mit größter Zartheit des letzten Hohenzollern gedachten, da war ich in Preußen einen anderen Ton gewohnt worden. Anfangs nahm ich üblichen Byzantinismus, moralische Furcht an, irrte mich aber, Rücksicht war die Ursache für Schweigen und mildes Urteil.

Was ich aus Unterhaltungen mit Hoch und Niedrig, Jung und Alt, mit preußisch und hannoverisch eingestellten Niedersachsen erfuhr, beobachten, folgern konnte, glaubte ich so zusammenfassen zu können:

Die Unwissenheit ist die eigentliche Großmacht in der Geschichte, hat man gesagt. Politische und historische Unwissenheit, für die das deutsche Volk nicht verantwortlich zu machen ist, hat es furchtbar büßen müssen. Mangel- und lückenhafter Geschichtsunterricht ließ politisches Verständnis nicht aufkommen. Die sprunghafte Entwicklung durch Bismarcks überragendes Genie schien die Kontinuität zu unterbrechen, Freude am mächtigen deutschen Reich fand in den breiten Massen keinen Widerhall. Man darf eine Parallele zwischen Bismarcks Taten und dem vorwärts stürmenden Drang Peter des Großen ziehen: ein aus der Quarta in die Selektta versetzter Schüler kann dem auf ihn einstürmenden unvermittelten Lehrstoff nicht folgen, nur hinkt der Vergleich zuungunsten des Deutschen: der Russe gewann Freude an der Macht, der skeptisch und bescheiden veranlagte Deut-

sche dagegen zweifelte an seiner Berechtigung zu welt-politischem Wirken. In seiner jüngsten Vergangenheit klaffte ein vacuum, das die Epigonen durch eindringendes Verständnis in die seelischen Nöte des Volkes nicht auszufüllen verstanden. Bismarcks Werk blieb ein Werk für die oberen Zehntausend, denen er Verständnis für die Kräfte der Wirklichkeit halbwegs beigebracht hatte. Das deutsche Volk konnte nicht über Nacht vom Objekt zum Subjekt der Politik aufwachsen. Ist es ein Wunder, daß das in die politische Selektta gezwungene Volk durch Gebahren eines Parvenüs das zu ersetzen sucht, was ihm an innerer Reife, an Berechtigung vor sich selbst fehlte? Wer solches Gebahren als „deutsch“ deutet, ist ein Quartaner in der Geschichte und Psychologie.

Der „konservative Revolutionär“ Bismarck hinterließ das auf seinen Leib zugeschnittene Werk Jünglingen. Durch den Tod Friedrich des Dritten fiel eine Generation aus, die Kontinuität war unterbrochen.

Wilhelm II. und seine Umwelt hielten laute Äußerungen der Macht für das Wesen der Kraft, was an innerer Bereitschaft fehlte, sollte augenfälliges Gebahren ersetzen. Das Wirken Wilhelm II. ermöglichte der Sozialdemokratie die Herrschaft über das politisch unmündige deutsche Volk. Unter seiner Ägide konnte es nicht schwer fallen, den skeptischen, an seine Mission nicht glaubenden Deutschen irre zu machen. Anstatt den durch Bismarck entzündeten nationalen Funken zu schüren, ließ Wilhelm II. ihn durch die Sozialdemokratie austreten. Nationales Bewußtsein und Weltpolitik bedingen sich gegenseitig, begriff das Volk, daß es Weltpolitik nicht treiben durfte, so war es leicht völkischen Sinn und Stolz zu unterdrücken, die mangels innerer Bereitschaft als „Unglück“ gestempelt und begriffen werden konnten.

Dieser Aufgabe widmete sich die Sozialdemokratie mit wachsendem Erfolge.

Kein einziger konservativer Reichskanzler folgte Bismarck, ja man darf sagen, daß Preußen nach ihm ein konservatives Ministerium nicht gehabt hat. Daß darunter der monarchische Gedanke leiden mußte, kann nicht Wunder nehmen, zumal Wilhelm II. die Monarchie als solche nicht zu hüten verstand und die bürgerlichen Parteien die Monarchie gegen den Monarchen nicht zu verteidigen suchten. Hierin äußerte sich auch die Kehrseite des Militarismus: man hatte gehorchen, aber nicht ohne Befehlsdeckung zu handeln gelernt. Wie anders die Sozialdemokratie, die, ungebunden durch Tradition und Gefühle, ihren Machtgelüsten fröhnen konnte!

Nach einer fast 50jährigen, systematischen, durch Schwächlichkeiten (Bülow'scher Zitatenkampf) beförderten Verhetzung, trat das deutsche Volk in den Weltkrieg, das tötliche Examen für seine völkische Reife. In Fetzen zerriß es in aufwallender Vaterlandsliebe die ihm durch eigene — innere und fremde — äußere Mache aufgeschwatzte undeutsche Gewandung. Der deutsche Siegfried erstand in seiner ganzen Größe, nur zu wissen brauchte er, wofür er kämpfte, was der Preis seines unerhörten Ringens sein sollte, um eine Welt von Feinden niederwerfen zu können. Der Zweck des ihm aufgenötigten Kampfes sollte ihm aber nicht genannt, ein Ziel durfte ihm nicht gezeigt werden, so hatten Juden im hohen Rat beschlossen und senkten so den Todeskeim in Siegfrieds Leib. Kriegsstimmung durfte nicht erzeugt werden, der Deutsche sollte nicht wissen, welchen entsetzlichen Leiden seine gefangenen Brüder ausgesetzt waren, der Feind sollte im tobenden Kampf „versöhnt“ werden, die Heimat wurde den Eindrücken des Krieges entrückt, nahm ungenügenden Anteil am furchtbaren Kampf, dachte an Gewinn und Beendigung des Krieges, über die Folgen des Unterliegens durfte das Volk nicht aufgeklärt werden; so wollte es die rotgoldene Internationale, befürchtete sie doch den Sieg Siegfrieds, der sie um alle Früchte

ihrer Mühen bringen mußte. Hindenburg, Ludendorff, Tirpitz, Zeppelin durften nicht handeln, wie sie wollten, mußten sich Pazifisten fügen — und Wilhelm II. ging „zur Vermeidung der Revolution“ nach Holland!

Wer wagt es nach allem furchtbaren Geschehen das deutsche Volk zu schelten? Tragen die breiten Massen die Schuld oder die Führer? Kein Volk gehorcht so gern, wie das deutsche, ist es denn geführt worden? Die Sozialdemokratie beweist, daß das Volk willig folgt, auch in den marxistischen Sumpf. Die Schuldigen sind nicht zuerst im „Volk“ zu suchen, sie saßen oben. Einmal sind es die Bethmann, Bernstorff, Lichnowski, Rex, Erzberger, Rathenau, Max von Baden, Gröner, Schücking, Quidde, Scheidemann, das andere Mal die „Gebildeten“, die es nicht über sich brachten, nicht verstanden, die verderblichen, von oben ausgehenden Einflüsse rechtzeitig zu bannen. Diese tragen die größere Schuld, weil sie die Gefahren kannten, erkennen konnten, ihnen aber nicht zu begegnen wagten. Man kehre darum vor seiner eigenen Tür und ver-sündige sich nicht am misleiteten Volk.

Rückblickend muß man sich wundern, daß das deutsche Volk noch nicht völlig zusammengebrochen ist: nach unvorbereitetem Aufstieg zu unverstandener Höhe, ohne kraftvolle Führung einer systematischen Verhetzung von innen und außen preisgegeben, besiegt es über 4 Jahre eine Welt von Feinden trotz Behinderung seiner Kraftäußerung durch seine bestellten Führer, erträgt eine Hungerblockade, wird zermürbt durch eine blödsinnige von Juden und Schiebern beeinflusste Zwangsgesetzgebung, macht die ihm aufgeschwatzte Revolution, wird umbrandet vom Bolschewismus — und besinnt sich trotz allem wieder auf sich selbst, beginnt zu arbeiten und straft diejenigen Lügen, die nur „das Volk“ für den Niedergang verantwortlich machen wollen.

Wer den Glauben an das deutsche Volk verloren hat, der schüttele den Staub von seinen Füßen und bekenne sich als Nichtdeutscher. Wer aber Deutscher geblieben ist, der suche gut zu machen, was durch Jahrzehnte am Volk gesündigt worden ist, helfe ihm Selbstbewußtsein gewinnen, lehre es ethische Güter über materielle stellen.

Die ruhmreiche preußische Vergangenheit allein kann uns nicht retten, die jüngste Vergangenheit lastet wie ein Alp auf uns. Die *laudatio temporis acti* wird leicht zum Ruhekissen.

Männer, die auch grundlos im Verdacht des geistigen Zusammenhanges mit dem Wilhelminischen Zeitalter stehen, werden unser Volk nicht retten, wenn anders sie sich nicht von diesem Zusammenhang lossagen oder den Verdacht ihrer Zugehörigkeit zu ihm zu zersteinen verstehen.

Die Staatsform darf nicht für entscheidend erklärt werden, sie ist noch lange nebensächlich. Erst muß unser Volk sittlich gesund sein.

Die Betoner der Monarchie sollen nicht vergessen, daß die zuletzt sichtbare Folie kein Werbeblatt für den monarchischen Gedanken war. —

Diese Ansichten stimmten überraschend mit dem eigenen Urteil über Gründe unseres Zusammenbruches überein.

Bedenkt man zudem, daß die Niedersachsen sich ihrer Leistungen, ihrer stillen, treuen Pflichterfüllung im Weltkrieg bewußt und stolz auf sie sind, daß sie ihre Rassereinheit kennen, so kann man manches verstehen, was in der parteipolitischen Aufmachung von hüben und drüben unterdrückt und gefälscht wird, auch befremdend wirken muß.

In allem Gehörten und Beobachteten glaubte ich völkische Untertöne vernommen zu haben, das schien mir ausschlaggebend.



Arbeiten für den Schutz- und Trutzbund sollten die Probe auf das Exempel werden.

Ein dreifacher Gedanke lag dem Schutz und Trutz zugrunde: Abwehr gegen Überhebung des Judentums, Angriffe gegen jüdische Vorherrschaft und gegen das eigene Volk, das jüdischem Einfluß sich beugte, und endlich Erweckung und Pflege des völkischen Gedankens.

„Schon im Jahre 1891 hatte H. Koniiecki gesagt: „Mit den fremden Gewalten von außen her werden wir fertig werden, wenn wir die Gewalten im Inneren gebändigt haben, die an unserem Lebensmark nagen. Aber Gnade uns Gott, wenn jener Ansturm von Ost und West uns treffen sollte, ehe wir unsere Judenfrage gelöst haben! Geschworene Todfeinde in unserem Rücken, verbündet mit wüsten Räuberbanden, — dann rüsten wir uns zum Sprung in den Vesuv!“

So hatte ich die Judenfrage durch Beobachtungen und Erfahrungen in Rußland, Amerika, und Deutschland kennen gelernt. Was ich gesehen, griff ineinander, formte sich zu einem Gesamtbilde, das durch die überall bemerkbare, zerstörende Freimauerei eine eigene Tönung erhielt. Überall dasselbe, nur in verschiedener Aufmachung und Anpassung.

Unterschiede zwischen Juden, Geheimjuden, Taufjuden konnte ich nicht machen. Die sogenannten Edeljuden waren die Regel bestätigende Ausnahmen. Alle strebten nach Macht, nach Beherrschung ihrer Wirtschaftsvölker durch Unterhöhnung ihres geistig-sittlichen Bestandes. Geist und Sitte aber entstammen der Rasse, dem Blut. Gelang es dem Juden den Rassegedanken, das instinktive Blutsbekenntnis, zu zerstören, so mußte sein teuflisches Spiel gelingen. Und sein Mittel war das dem Deutschen so gefährliche, gleißende Gold. Sich selbst hielt der Jude rasserein, nur die anderen Völker sollten verköttert werden. Zu diesem Zweck hatte er den Internationalismus erdacht, um uns zu entvölklichen. Der Zionist Cheskel zwi Klötzel hat uns

in seinem Haß höhnend zugerufen: „Werdet stark im Nichtjudentum, stärker als wir im Judentum, und ihr werdet Sieger sein.“ An diesem einen Satz erkennt man die zynische Gemeinheit des Juden: Was er als Segen erkannt, gönnt er uns nicht, predigt uns das Gegenteil des von ihm als Heil Erkannten! Er bleibt jüdisch-national-völkisch, gönnt uns die Segnungen des Internationalismus. Er weiß, daß er uns erst beherrschen, unterjochen kann, nachdem wir dem Rassegedanken, dem Blutsbekenntnis abgeschworen haben.

Im Hannoverschen gab es keine „Judenfrage“, in Ostfriesland gedeiht der Jude nicht, in anderen Teilen spielt er keine Rolle, auch zahlenmäßig ist er schwach. Wie würde der hannoversche Niedersachse reagieren? Der Respekt vor dem Bolschewismus half. Vorgänge in Rußland, die ich kannte, über die ich Berichte erhielt, erleichterten die Aufgabe. Aber nicht Erkennen der jüdisch-bolschewistischen Gefahr, war die Hauptsache, auch nicht Abwehr, sondern Gründe für den Kampf waren ausschlaggebend.

Es half nichts, wenn Hab und Gut geschützt werden sollten: Warum wollte, warum mußte man den Juden, den jüdischen Geist bekämpfen? So lautete die Schicksalsfrage. Und der Niedersachse fand die Antwort: weil ich anders als der Jude bin, weil sein Wesen das meinige zerstört, weil ich Deutscher bleiben will, bleiben muß, um mein Volk wieder aufzurichten, darum muß der Jude aus uns selbst heraus.

Damit war die Kampfesfront gegeben. Im Anfang mußte die Judenfrage einseitig behandelt werden; der Schutz- und Trutzbund lieferte durchschlagendes Material. Die gefährlichen Folgen übertriebener Herausstellung der Judenfrage lagen auf der Hand: Eintreten für die armen, verfolgten Juden, das bekannte deutsche Kriechen in Objektivität oder Selbstrechtfertigung durch alleinige Schuld des Juden; diese letzte Folge mußte die gefährlichste werden. Es half aber nichts,

es mußte gewagt werden. Zuvörderst kam es darauf an den Juden in seiner ganzen Nacktheit zu zeigen. Wer zu zart und vornehm war den Antisemitismus anzurühren, dem wurde gesagt, er möge ihn als Dung ansehen. Auch Dünger faßt man nicht gern an und tut es doch, um die Erde fruchtbar zu machen. So sollten die Überfeinen den Antisemitismus als Dung für unser absterbendes Volkstum über die deutsche Erde streuen, um unseren steril gewordenen Volksboden wieder fruchtbar zu machen.

Bei der Aufklärung hat der Schutz- und Trutzbund Hervorragendes geleistet. Vor Übersättigung durch die „Schlechtigkeit des Juden“ mußte man sich hüten. Für Warnungen in dieser Richtung war ich dankbar. Die erste Etappe war erreicht, der Niedersachse hatte die Mahnung meines Landsmannes Gregor von Glasenapp begriffen, daß wir „mit dem Juden überhaupt nicht zu verkehren haben.“

Nun konnte das zweite, wichtigere Kapitel aufgeschlagen werden: unsere Gesamtschuld am Niedergang, unsere eigene Schuld an Entstehung und Erstarkung des jüdischen Einflusses. Das für diesen grundlegenden Gedanken benötigte Material lag auf der Straße, es ist in vorliegender Arbeit oft behandelt worden. Wie aber würde der Niedersachse sich dazu stellen? Durch verständige Aufnahme und Verarbeiten des in dieser Richtung Gebotenen, bewies er den Ernst seiner Auffassung und die Entschlossenheit an sich und an seinem Volk zu arbeiten. Der Niedersachse, der sich am reinsten deutsch erhalten hatte, dessen Sitten und Gebräuche nicht verwildert waren, der als Provinzialmensch, fernab von der großen Straße, geringen Anteil an der Entwicklung unserer Zustände genommen, ja der sich als „Deutschhannoveraner“ zurückgehalten hatte, konnte Beteiligung an gemeinsamer Schuld mit scheinbar triftigem Grunde ablehnen. Er tat das nicht und verstand den Vorwurf richtig, daß er sich zu unrecht zurückzog, daß er Recht wie Pflicht hatte, in

vorderster Reihe in die Front zu treten. Er entzog sich nicht der auf uns allen lastenden Gesamtverantwortung. Die in dieser Richtung geführten Unterredungen haben mich tief beeindruckt. Der Niedersachse mußte aber aus seiner Reserve herausgeholt werden, er mußte begreifen, daß er um seines reinsten Blutes willen in erster Linie dazu berufen war, an Deutschlands Errettung zu arbeiten.

Der Rassegedanke war hier am leichtesten zu vertreten und da er uns allein befreien kann, mußte er immer wieder behandelt werden. Das Streben nach dem „freien Hannover“ kam zu Hilfe, das, wenn man genau zusah, dem Blutsgefühl entsprang. 1866, das Unrecht usw., war Geschichte geworden. Ich glaube in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß auch manche Führer der Deutschhannoveraner noch nicht wissen, daß der Ausgangspunkt der „Bewegung“ sich verschoben, ja grundlegend verändert hat. Die alten Schlagworte sitzen noch fest, werden ausgespielt, aber der Antrieb ruht tiefer — im norðischen Blut —, im Bewußtsein, daß das nach Osten sich neigende Schwergewicht Deutschlands vom Niedersachsen getragen wurde, der dort die größten kolonisatorischen Aufgaben der Weltgeschichte gelöst hatte. Der slavische Preuße war ausgerottet oder aufgesogen worden durch den Niedersachsen. War der S—Achse nicht die Achse der deutschen Entwicklung? (Paul Kamke). Das aufstrebende, später mit vollem Recht bewunderte Preußen haben die vier großen Hohenzollern geschaffen, die aber aus niedersächsischer Kraft schöpften.

Diese Gedanken schienen mir weite Perspektiven zu eröffnen.

Warum lökt der Preuße — Sohn gegen den Vater — Niedersachsen? Ist es Unrecht, wenn der Vater in der höchsten Not des Vaterlandes seine Ansprüche geltend macht? Als Deutschen schlechthin wollte man ihn

gelten lassen, als Niedersachsen wies man ihn zurück! Aber die stammliche Herkunft, die Rasse, hatten wir doch als wichtigstes Mittel gegen Entvölklichung, gegen Internationalisierung erkannt? Können wir hochkommen, wenn unserem reinsten, nordischen Menschen ein Recht zweiter Güte zuerkannt wurde? Nach Kraftquellen für Deutschlands Erneuerung suchen wir alle fiebernden Herzens. Hier ruhten solche, die noch nicht angeschlagen waren, die durch Mißverständnisse, Ungeschicklichkeiten, Parteihader nicht zum Sprudeln kamen. Damit sollen alle „Ostelbier“ nicht von der Verantwortung für unsere Zukunft, von der Pflicht mit zu kämpfen, freigesprochen werden. Im Gegenteil! Auch östlich der Elbe ist reinstes nordisches Blut noch erhalten, wahre Herrennaturen, echte Adelsmenschen sind dort noch zu Hause, die durch traditionellen, kolonisationskämpfe gegen das Slaventum hart geworden sind. Ihrer Mitwirkung kann unser Volk nicht entraten. Was an wahren „Preußentum“ dort lebt, soll sich mit dem Niedersachsentum zusammentun, um in bewußt gemeinsamer Front zu kämpfen, aber es soll kein Vorrecht beanspruchen, wie ich auch dem Niedersachsen keinen Vorrang einräume. Wir haben alle nur die eine Pflicht zu kämpfen, um unser Volk frei zu machen. Wer wahrhaft dient, sieht nicht nach Lorbeer aus, der nie verdient, nur erdient werden darf, er soll das Haupt des mit ihm Geschmückten nicht „zieren“, den Träger dankbar — bescheiden machen mitgerungen zu haben um das höchste Gut unseres Volkes — seine Freiheit. Und wenn aus dem gemeinschaftlichen Ringen ein „Preuße“, der wahres Preußentum in Herz und Hirn trägt, sich als geborene Führernatur abheben sollte, so wird kein Niedersachse ihm Gefolgschaft verweigern, die ein solcher Führer nicht als „Preuße“ beanspruchen darf, nur als Deutscher im Allen gleich ans Herz gewachsenen Befreiungskampf, in dem es keine Vorrechte um der Abstammung willen



geben darf, nur dann wird der Sieg unser sein. Was wir sind und haben, entnehmen wir dem Heimatboden, um es auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. So hat Adolf Hitler die großdeutsche Idee am reinsten vertreten, obgleich er nur ein „Auslandsdeutscher“ ist.

---

Der Streit um das „freie Hannover“ artete durch die angewandten Mittel aus, drohte die Bewegung zu verflachen. Wer offenen Sinnes den Vorgängen folgte, erkannte schon lange, daß es nicht „Hannover“, sondern „Niedersachsen“ zu heißen hat, daß die rechte Bezeichnung für das, was hier gährt, die „niedersächsische Bewegung“ ist, die völkisch ist. Der Hader um bundesstaatliche Selbständigkeit tritt zurück, das Problem liegt tiefer, das wahre Streben aber offen zutage für den, der sehen will, hören kann.

So lange der Feind im Lande steht, kann ich mich für staatliche Neugründungen nicht erwärmen, die Aufregung scheint mir auch übertrieben, weil im Wege der Abstimmung, dem einzigen zur Zeit anwendbaren Mittel, die Ziele der Deutschhannoveraner nicht zu erreichen sind.

Wer das weiß, dem Niedersachsen mehr zutraut, als Bildung eines Teilstaates, mußte mit großer Sorge die ungeschickte Haltung mancher Völkischen verfolgen, die nicht begreifen konnten, was vor sich ging, die sich einbildeten, daß nur Preußomanie uns retten würde und die, entgegen ihrer eigenen, aber leider so unklaren Gedankenwelt, gegen völkisches Wesen und Streben anrannten und es damit auf das Nebengleis des „freien Hannover“ stießen. Statt Erweiterung und Vertiefung der Bewegung, Verengung und Verflachung.

Unsere Aufgabe soll es sein, jede völkische Regung zu pflegen und völkisch einzufangen.

Das rein Völkische lebte schon lange im Niedersachsen, zum rechten Bewußtsein kam es ihm durch unser Elend und dank dem Schutz- und Trutzgedanken. Wer viel im Lande herumkam, konnte deutlich feststellen, wie aus Abwehr und Angriffsgedanken gegenüber dem Judentum der rein völkische Gedanke herauswuchs. Aber die Aufgabe, dem Niedersachsen höchste, weiteste Ziele zu stellen, die Bewegung immer mehr völkisch zu durchtränken, wurde schlecht oder garnicht gelöst, weil man an geschichtlichen Vorstellungen haftend, diese für maßgebend hielt, herrschen wollte, wo man sich in den Dienst des hier gärenden Volkstums, der sich aufreckenden Rasse stellen mußte. Noch ist es nicht zu spät und gerade der hannoversche Mißerfolg des 18. Mai kann, verständig begriffen, den Anstoß zur Vertiefung des noch zu oberflächlichen Strebens werden. Dazu einige Worte: der Terror gegen die Abstimmung war eine Torheit. Einige Tausend mögen durch Drohungen der Abstimmung fern geblieben sein, wer aber den eigenwilligen Charakter des Niedersachsen kennt, mußte sich sagen, daß die angewandten Mittel Zehntausende mit „ja“ stimmen lassen würden. Und so kamen rund 140 000 Stimmen mehr zusammen, als bei der Reichstagswahl für die Deutschhannoveraner.

Politiker machten sich viel bemerkbar, Staatsmänner nicht.

Die Geschichte ist keine Repetieruhr, man hält sie aber dafür. Wie einfach wäre ein bloßes Ablesen unserer Zukunft an der Vergangenheit, man brauchte sich nicht so sehr gedanklich anzustrengen: der Osten ist dazu da, um uns zu befreien, ein neues abgewandeltes Tauroggen (die Mühle in Poscheruny steht allerdings nicht mehr), ein neuer Aufruf an „Mein Volk“, natürlich nur von einem Preußen, die anderen dürfen mitmachen und das alte Deutschland ersteht von neuem. Dieses Rezept habe ich oft allen Ernstes vortragen

gehört. Ich glaube nicht daran und seine Verwirklichung hülfe uns nicht, weil wir Neubaubrauchen.

Der Franzose hat erst einen Teil der „roten Erde“ besetzt, er wird voraussichtlich weitergehen, rein niedersächsische, nicht industrielle Gebiete besetzen. Dann wird der bedächtige Niedersachse aufstehen und der Franzose soll hier seine zweite sizilianische Vesper erleben. Ich glaube fest an eine führende Bestimmung des Niedersachsens in unserem Befreiungskampf, an willigen Opfern wird er sich von niemand übertreffen lassen, auch nicht an Zähigkeit im Angriff und Abwehr. Vielleicht wiederholt sich der Wehrwolf? Die Mahnung über der Missentür des Wulfshofes: „Helf Dir selber, dann helfet Dir unser Herre Gott“, hat der Niedersachse erfaßt. Ich glaube auch darum an eine bedeutende Rolle Niedersachsens bei unserem Neubaue und seiner Gestaltung, weil ich den Bluts- und Rassegedanken für ausschlaggebend halte und hier kreist reines Blut.

Vielleicht verschiebt sich das Schwergewicht in Deutschland?

Glaubt man, daß ein verstümmeltes, vom jüdischen Berlin beherrschtes, unitarisierendes Preußen uns Rettung bringen kann? Bringt es die Kraft dazu auf, ich werde als erster mich darüber freuen, weil es mich nicht entscheidend dünkt, wer, welcher Teil unseres Vaterlandes Rettung bringt. Alle staatsmännisch denkenden Völkischen bitte ich aber ihre Aufmerksamkeit der niedersächsischen Bewegung zu widmen, damit sie nicht nur richtig verstanden, sondern auch gefördert wird. Hier pulst stärkstes Volksleben.

Bayern wird uns nicht Rettung bringen, wer das noch nicht wußte, den hat es der 9. November gelehrt. Man kann nicht Feigen von Disteln ernten und Rom wird den Süden keine völkischen Früchte tragen lassen, es gäbe sich denn selbst auf.

Der Norden erscheint berufen, das Rettungswerk zu vollbringen und der rassebewußte Niedersachse dazu bestimmt, in vorderster Front zu stehen. Der staatspolitische Anstoß für neuen Anfang soll damit nicht nördlich präjudiziert werden.

Unsere Kirche wird sich besinnen, unsere Prediger werden in Vielem umlernen müssen, sie dürfen nicht mehr draußen stehen, sie sollen hinein in den völkischen Kampf, der mit den Parteien nichts zu tun hat. Der kämpfende, von heiligem Zorn beseelte Christus soll ihr Vorbild sein. Und der Niedersachse wird sich immer mehr des furchtbaren Ernstes seiner Verantwortung für das zukünftige, neue, völkische Deutschland bewußt werden müssen. Sein Erkennen der Gesamtschuld nützt nicht, ohne Bekennermut des gemeinsamen Unrechts; im Gegenteil, erkennen ohne bekennen wird zur Lüge vor sich und Anderen. Nur durch ehrliches Bekennen werden wir Vertrauen beim Arbeiter erringen und auch sein Schuldbekenntnis wecken. Erst dieser Zusammenhang wird aussöhnen, ein Volk aus uns werden lassen.

Alle Völkischen aber sollen verstehen, daß unsere völkische Bewegung von innen heraus erschaut, nicht von oben herab betrachtet und befehligt werden darf, sie kann nur von unten hinauf wachsen und niemals darf sie zu einer Rekrutenanstalt erniedrigt werden. Eine richtig gepflegte, nicht „geführte“ völkische Bewegung bringt die Streiter hervor, die unser Vaterland einmal brauchen wird, Mittel sind sie, nicht Zweck.

Geistig-seelische Wehrhaftmachung ist unser Streben. Äußere Bereitschaft bei innerem Nachhinken führt zu Kapp, nach Küstrin und München. Weder die Wirtschaft (Rathenau), noch die Politik (Napoleon), nur der Geist kann uns retten. Ist er er gesund, so wird er deutsche Politik und Wirtschaft hervorbrin-

gen. Die Seele unseres Volkes **finden**, ist der Weg zur Gesundung des Geistes, der auch den Volkskörper baut.

Die an der Spitze Stehenden sollen zeigen, daß sie dienen können. Wollen sie ihren persönlichen Stempel der völkischen Bewegung aufdrücken, so wird sie in ihrer Entwicklung gehemmt werden. Sterben wird sie nicht an solchen Fehlern, dazu ist sie zu stark, wir müssen aber jeden Aufenthalt in der Entwicklung vermeiden. Nie darf eine parlamentarische Partei in ihr herrschen. Die völkischen Fraktionsglieder sollen ihre schwere, undankbare Pflicht erfüllen, aber nicht vergessen, daß man sie gewählt hat, daß sie **Beauftragte** sind, die nicht Befehle geben, wohl aber Anregungen, auch Aufträge entgegennehmen sollen.

Von seltenen Ausnahmen abgesehen, kann der Fraktionsgenosse nicht wissen, wie es im Lande aussieht. Nimmt er Berichte nur von ihm ergebenen Freunden entgegen, so wird er leicht ein falsches Bild sich machen, von dem was not tut. Unsere beste Zeit war die des Verbotes; stille Arbeit wurde geleistet, man ging in sich, Schwätzer konnten nicht gedeihen. **Multum** (viel), nicht **multa** (vierlerlei) wurde geleistet. Der Jude wußte, warum er die Freiheitspartei freigab!

An der Spitze der völkischen Forderungen steht die Volksgemeinschaft.

Mit diesem Wort wird viel Unfug getrieben. Wem es ernst damit ist, der Sorge dafür, daß der Hader zwischen den verschiedenen Gruppen verstummt und aufhört. Vielgestaltigkeit kann Segen bringen, wenn man dem anderen Lager Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der Probleme, Aufgaben sind so viele, daß Teilung der Arbeit nach Stoff und Beanlagung der Arbeitenden gebieterisch verlangt wird. Wer seine Käfte im jüdischen Parlament verzettelt, Reden zum Fenster hinaus halten muß, der kann sich nur in den seltensten Fällen mit tiefgreifenden Problemen erfolgreich befassen.



Wer den Zwischenhandel bekämpft, begibt sich nicht in ihn hinein. Tut er es, so wird er sich mit ihm aussöhnen, an ihm zerbrechen oder ihn als Geschlagener verlassen. Der Parlamentarismus ist schlimmster politischer Zwischenhandel in jeder Hinsicht, nur mit dem verhängnisvollen Unterschiede, daß der Parlamentarier sich anmaßt, Bedürfnisse der Erzeuger und Verbraucher zu bestimmen. Er wird immer solche Gesetze „erzeugen“, die er selbst und seine Kaste brauchen — verbrauchen kann. Nicht nur in geistiger, auch in wirtschaftlicher Hinsicht „verteuert“ der Parlamentarier alle unsere Volksgüter, bis sie entweder durch ausgetriebene Nachfrage verschwinden, so weit sie dem Juden gefährlich sind, oder so „teuer“ werden, daß nur noch der kapitalistische Jude und seine Genossen sie sich leisten können und damit die Möglichkeit gewinnen, das Maß des „Verbrauches“ Deutschen vorzuschreiben.

Die Führerfrage hat man zum Angelpunkt der völkischen Bewegung werden lassen; menschliche Schwäche, gerissene jüdische Mache haben das bewirkt.

Im „Reichswart“ habe ich versucht, meine Ansicht zu dieser entscheidend werdenden Frage u. a. so auszudrücken:

„Immer heftiger wird der Widerstand gegen den Versuch, unsere Bewegung mit bestimmten Personen zu identifizieren. Darin kommt neben mancher persönlichen Abneigung, ein gesundes Gefühl zum Ausdruck. Die aus den Tiefen des ringenden Volkes entstandene Bewegung hat mit Personen nichts zu tun. Werden solche als Träger und Gebieter der Bewegung hingestellt, wird zu viel auf diese exemplifiziert, so muß einmal die Bewegung sich verengen, zum anderen werden die immer vorhandenen persönlichen Gegner auf den Plan gerufen, denen Gleichsetzung von Person und Sache es leicht macht, unsere Arbeit zu stören. Gerade im Hinblick auf den deut-

schen Volkscharakter kann nicht ernst genug auf diese Gefahr hingewiesen werden, zumal Gehässigkeit und Verdächtigung es Juden und Jesuiten so leicht machen, in der Person die Sache zu treffen.

Deutschland ist zum großen Teil am Lehnknechtstum zugrunde gegangen. Wer wahrhaft deutschvölkisch ist, muß alles ablehnen, was ähnliche Beziehungen und Abhängigkeiten erzeugen könnte. Deutschvölkische Zuverlässigkeit darf nicht von der absoluten Anhänglichkeit an bestimmte Personen abhängig gemacht werden, wie das in letzter Zeit wiederholt geschehen ist.

Wer im Innersten deutsch-völkisch empfindet, nach dieser Volks- und Weltanschauung zu wirken sucht, wird solche Gebundenheit ablehnen und derjenige Führer, der sie verlangt, bewiese unvollkommene völkische Einstellung.

Wie in der Politik Gefolgschaft durch dick und dünn nicht gefordert, nicht geleistet werden kann, so erst recht nicht innerhalb einer seelisch-geistigen Bewegung, die erst im Werden ist. Wird versucht ein solches Sich-emporringen mit bestimmten Personen zu verknüpfen, so droht die Bewegung aus dem tief Volkstümlichen in das Menschliche hinüberzugleiten, und da alle „Führenden“ Menschen sind, mit ihnen eigenen Anlagen, mit durch ihr Leben dem Wandel unterworfenen Ansichten und Handlungen, so muß jeder mystische Personenkult die Sache schädigen. Wir denken viel zu hoch von den bekanntgewordenen Führern, um nicht überzeugt zu sein, daß sie sich nicht zu Heroen der Wiedergeburt unseres Volkes aufwerfen wollen. Auch sie bleiben Nehmende am ringenden Volksgeist. — All das hat mit dem tiefen Dank an alle diejenigen, die sich in die vorderste Linie stellten, nichts zu tun: sie sollen zusammenfassen, leiten, vielleicht einmal in ganz bestimmten Fällen befehlend führen, jetzt und fürderhin aber sich ihres Dienens bewußt sein, dann

wird unser Volk ihnen folgen. Dienen und leiten wird aber nur möglich, wenn die in die Erscheinung tretenden Führenden sich nicht nur öffentlich befehlen, sondern mindestens nach außen zusammenstehen. Was sie menschlich trennt, will unsere Volksbewegung garnicht wissen. Wer den Hader nicht lassen kann, soll in der Versenkung verschwinden. Unser Volk hat immer am Dualismus gekrankt: Papsttum—Kaisertum, Protestantismus—Katholizismus, Österreich—Preußen, Preußen—Deutschland. Soll der Gegensatz Alldeutscher-Verband-Freiheitspartei das Elend fortsetzen? Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß die Männer, deren Leben Ringen und Kampf war, sich ihrer Pflichten bewußt, Frieden untereinander halten werden.“

Die schwersten Sorgen löste die Erfahrung aus, daß das falsch eingestellte Führerproblem dem Parteikrämertum entwachsen ist.

Graf E. zu Reventlow spann den Faden in der Nr. 14 seines „Reichswart“ fort: „Der Ausgang des Münchener Prozesses darf uns nicht hindern zu erkennen, daß der Weg, welcher zum 8. und 9. November führte, nicht der richtige gewesen ist, nicht derjenige, welcher ein nüchterner politischer Blick gewiesen haben würde. Der Herausgeber des „Reichswart“ ist sich wohl bewußt, mit diesem Urteil in völkischen Kreisen auf Widerspruch zu stoßen. Jetzt, wo der Prozeß zu Ende ist, und alle Völkischen entschlossen sind, das Beste aus der durch ihn geschaffenen Lage zu machen, darf die Entwicklung politischen Erkenntnisvermögens nicht durch Kritiklosigkeit verhindert und getrübt werden. Es gibt kaum etwas gefährlicheres für die Völkischen, als ein Fehlen von Kritik an sich selbst und an ihren Führern. Das Lebenselement der völkischen Bewegung, also die Bedingung dafür, daß sie lebensfähig bleibt, ist politische Arbeit mit politischem Augenmaß. Zu dem Vorgang des Werdens und Reifens gehören

auch geistige und politische Kämpfe innerhalb der Bewegung selbst. Sie sind ebenso notwendig, wie die Selbstkritik und damit verbunden. — Selbstzufriedenheit und Vergötterung der Führer darf nicht an die Stelle treten.“

Und unser Altmeister Theodor Fritsch, auf dessen Schultern wir alle stehen, fügte in der Nr. 525 vom 1. 5. 24. des „Hammer“ folgende beherzigende Mahnung hinzu: „Auch ich meine, man soll über Führer-Verehrung das politische Augenmaß nicht verlieren.

In einer großen Bewegung geht es gewiß nicht ohne Einordnung und Unterordnung ab. Die Unterordnung kann in solchen Fällen nur eine freiwillige sein. Sie muß aus einem unbedingten Vertrauen zu den Fähigkeiten und Charaktereigenschaften der Führer entspringen, aus der Gewißheit, daß bei ihnen stets die größte Umsicht und Besonnenheit waltet. Wenn im Verkehr mit den Führern leicht Verstimmungen einreißen, so braucht nicht immer ein Mangel an Unterordnung Schuld zu sein; es kann auch am Führer selbst liegen, der vielleicht nicht immer den richtigen Ton trifft. In einer jungen Bewegung, wie der unsrigen, fehlt es noch an Abklärung der Verhältnisse und an Routine im Verkehr. Niemand unter uns kann eine so unbedingte Autorität beanspruchen, daß sich jeder ihm willig fügen müßte. Dazu fehlt es noch an sichtbaren Leistungen und Verdiensten. Und andere Machtmittel als geistige hat keiner von uns hinter sich.

Und wenn wir weiter erwägen, daß wir von all den Männern, die in führenden Stellungen unserer Bewegung tätig sind, annehmen müssen, sie wirken aus edelsten Beweggründen und allerlei Aufopferung, so dürfen wir wohl vor allem eines einander schuldig sein: Hochachtung und ausgesuchte Höflichkeit. Die Vorstellung, als müsse Unterordnung durch barsche Befehlsform erzeugt werden, ist irrtümlich. Die Armeebefehle Moltkes . . . . . hatten meist die Gestalt höflichen Ersuchens und dennoch, — oder gerade des-

halb — wurden sie peinlich und mit Hingabe erfüllt. Es war die Sprache wahrhafter Edelleute, die sich Hochachtung schulden, das Ehrgefühl des Anderen zu würdigen wissen und einander unbedingt vertrauen.“

---

Wer aus den „Oberen Zehntausend“ sich zu unserer völkischen Bewegung bekannt hat, der ist nicht hinab-, nein, zum Volk hinaufgestiegen. Wie man aus dieser Bewegung nicht ausgeschlossen werden kann, so kann man in sie auch nicht aufgenommen werden. Wer sich in ihr als dienendes Glied am Volksganzen bewährt, der gehört ihr an, der wird von ihr geschirmt.

Unsere Bewegung kennt nur einen Schirmherren — den Schöpfer aller Dinge über und in uns.

Einen Sterblichen zum Schirmherren oder gar zum „Schöpfer der deutschen Freiheitsbewegung“ stempeln zu wollen, ist nicht nur abwegig, sondern kann auch verhängnisvoll werden.

Niemand konnte sagen: „Es werde Licht im deutschen Volk.“

Abgesehen von dem weit geringeren Ausmaße des Geschehens vor hundert Jahren, haben York, Scharnhorst, Gneisenau und die anderen Kämpen sich nicht als „Schöpfer“ der damaligen Freiheitsbewegung gefühlt. Erwecker, Entzündeter waren sie. Wie Hitler sich, in weiser Selbstbeschränkung, einen „Trommler“ genannt hat.

Heute handelt es sich um mehr.

Nicht nur ein sichtbarer Feind — der Franzose, der Jude — soll niedergedrückt werden, unser Volk soll und will sich selbst besiegen, es führt einen Kampf auf Leben und Tod mit und um sich.

Der Wille zu solchem Ringen entstand durch Urzeugung im Schoß des Volkes selbst.



Aus diesem Willen können begnadete Führer schöpfen, sie sollen die Bewegung treiben, gestalten. Geschaffen hat das neue Werden die Volksseele. Glücklich derjenige, der teil an ihr hat, von ihr getrieben wird.

Wer Menschen zum Urquell unserer Bewegung machen will, stößt sie aus dem geheimnisvoll-wunderbar Volklichen in das kleinlich Menschliche.

Wer von dieser Volksbewegung als Führer vor die Front der sichtbaren Bewegung getragen wird, bleibt ein Teil des ringenden Volkes, dem er in den geringen Ausmaßen menschzeitlichen Geschehens vorangehen soll. Will er herrschen, so falle der Fluch des Volksgeistes auf ihn. Wir brauchen, ersehnen alle Heldenverehrung; Heldenverhimmelung lehnen wir ab. Auch der Held ist zuerst ein deutscher, völkischer Mann. Die schwerste Pflicht des Vorangehenden kann er nur erfüllen, wenn sein Ohr geschärft bleibt für das unsichtbare Wollen der Bewegung. Da wird er nicht nur taten, auch raten müssen. Hören soll er auf Urteile nicht nur der Verehrer und Anbeter seiner Person, die vielleicht an ihm und durch ihn um Haupteslänge zu wachsen hoffen, sondern auch auf den Rat derjenigen, die ihm entgentreten, wenn ihr Gewissen sie dazu treibt. Ist er ein „Führer“, so darf er Dank empfangen, soll sich über Anerkennung als Antrieb zu neuem Schaffen freuen. Begreifen aber muß er, daß derjenige größere Anhänglichkeit und Verehrung für ihn haben kann, der ihm rückhaltlos seine abweichende Meinung sagt, als derjenige, der in ansichtslosem Gehorsam und Devotion verharret. Kann er Kritik nicht vertragen, so möge er Sklaven um sich sammeln, nicht deutsche Männer und Frauen, die der sittlich-seelischen Erneuerung unseres Volkes dienen wollen, dienen müssen, weil die Volksseele, nicht seine Befehle, sie treibt. — Die Fälle, in denen nur befohlen werden kann, nur

gehorcht werden muß, sind nicht Zweck, gehören zu den Mitteln, deren Anwendung in ungewisser Ferne liegt.

---

Unsere Schicksalsfrage ist zum Teil eine Bildungsfrage. Nicht Proletarisierung der Kultur, sondern Kultivierung des Proletariats ist unsere Aufgabe, und unser „Proletariat“ reicht in Bildungsfragen weit nach oben.

Geist, Gemüt und Gesinnung sollen wir „sozialisieren“, nicht die Wirtschaft, die nur durch Einzelwillen gedeihen kann, der von echt sozialem Volksgedanken getragen wird.

Aber das völkische Führerelend hat noch andere Ursachen: wir leiden an einer Überproduktion von Führern. Jeder geschickte Redner läßt sich durch das Rauchopfer der Versammlungserfolge die Sinne benebeln, hält sich für einen Führer. Dadurch wächst die extensive, seichte Versammlungsarbeit, der Redner wird durch den Applaus über seine „Erfolge“ getäuscht, glaubt Massen hinter sich zu haben. Und die schwerere, intensive Kleinarbeit, die unsere Sache allein fördern kann, wird vernachlässigt. Jeder dieser Helden soll sich gesagt sein lassen, daß derjenige erfahrene Redner, der zum Schluß Beifall nicht zu erzielen versteht, ein Stümper sein muß, wenn er nicht gerade in gegnerischen Versammlungen spricht. Als Heeresschau sind Versammlungen nötig, man veranstalte sie nicht zu oft und lasse keine Schwätzer auf unser armes Volk los. Was man oft von völkischen Analphabeten hört, kann einen Hund zum Jammern und Heulen bringen; ihr Rüstzeug ist: „Das Handbuch der Judenfrage“, „Die Geheimnisse der Weisen von Zion“, etwas „Französische Revolution“ und wenn es hoch kommt, einige Schlager aus dem Alten Testament, und der völkische Wolkenkratzer in seiner satten Zufriedenheit steht vor uns. Gerade die schwierige Frage

der Beziehungen zwischen Altem und Neuem Testament sollte man nur wirklichen Sachkennern überlassen. Mit der Behauptung, daß Christus kein Jude war, woran wir Völkische glauben, wird der verhängnisvolle Einfluß des Alten Testaments nicht gebrochen.

Wer etwas geben will, muß nehmen können; zu häufiges Reden verflacht, raubt die Möglichkeit ernstest Studiums. Gedanken sollen wir bringen, nicht Schlagworte und Gemeinplätze, von denen das völkische Vokabularium strotzt. Nicht Beifall darf Zweck unserer Vorträge sein. Der Wille soll uns leiten die Zuhörer in unsere Gedankenwelt zu zwingen, das erfordert hohe geistig-seelische Anstrengung. Und wenn nur einige ergriffen und still das Haus verlassen, die anderen klatschen oder Beifall verweigern, die Wirkung wird nachhaltiger sein, als wenn die ganze Versammlung tobt.

Auch dem Unfug, der mit dem Wort „radikal“ getrieben wird, muß gesteuert werden. Manche Halbgötter wissen garnicht, was das Wort bedeutet: den Dingen an die Wurzel, zu ihrem Ursprung gehen; glauben, daß das Wort lärmen, auftrumpfen bedeutet. Probleme erkennen und richtig deuten heißt das Wort, das aber wollen, können nur Wenige.

Dieselbe Warnung muß vor dem Wort „revolutionär“ erhoben werden. Wir sind nicht revolutionär im jüdisch-technischen Sinn. Die völkische „Revolution“ wandelt in den Bahnen Luthers, der auch dreinfahren konnte. Aber das Zuschlagen ist nicht der Anfang, hoffentlich das Ende des Weges, den wir gehen wollen. Wer unser Volk nur mit dem Bizeps retten zu können glaubt, soll Ringkämpfer oder Boxer werden. Die Landsknechte, die zu unserer Bewegung gehören, sind oft sehr brave Leute, die ein wehrloses Volk garnicht müssen kann. Sie sollen aber wissen, daß sie nicht Subjekte der Politik sein können. Räumt man ihnen zu viel Einfluß ein, so wird ihr so geweckter Tatenrang die verantwortlichen Führer zu übereilten

Handlungen fortreißen, deren Folgen die Führer zu tragen haben, die dann leicht um Ansehen und Einfluß gebracht werden können. Die heutigen Zustände in Deutschland, die Verhältnisse in der Welt, von denen wir leider auch abhängig geworden sind, sind so verwickelt, so schwer zu beurteilen, daß eine „Revolution“ als solche, nur im Sinn kommunistischer, bewußter Zerstörung, möglich erscheint.

Ohne eine zu schaffende staatsrechtliche Grundlage, mag sie auch anfechtbar sein, wird eine erfolgreiche, dauernde Umwälzung nicht herbeigeführt werden können, es sei denn, daß uns ein Mann geschenkt wird, der aus eigener Kraft unser Volk fortreibt — und einigt. Völkischen Rednern, die ihre „revolutionäre“ Gesinnung betonen, ist schon oft von Arbeitern gesagt worden: kommt es auf „Revolution“ an, so gehen wir zu den Kommunisten, die verstehen das Handwerk viel besser. Den Geist zu revolutionieren, d. h. neu zu schaffen, ist unsere Aufgabe, die bei uns selbst begonnen werden muß.

Jedes Streben auf „Umwälzung“ muß von wahren sozialen Gedanken getragen werden, die das A und das O unseres Denkens und Tuns sein müssen. Sozial sein, heißt gerecht denken und handeln, jeden Klassen- und Kastengeist bannen, in unserem „Nächsten“ nur den Deutschen sehn, dem weder Vorrechte, noch Nachteile angeheftet werden dürfen.

Wir leben im Zeitalter der Schlagworte. Jedes Streben und Wollen, jede Tendenz sucht man zu stigmatisieren, mit einem Wort zu kennzeichnen — eine jüdische Mache, die des Denkens enthebt, die Verflachung fördert. Alles wird einfach, leicht faßlich, man jongliert mit Begriffen, läßt sich von „der Welle der Phrase“ tragen, die den der Verinnerlichung zu Entwöhnenden aufs Trockene setzt, um ihn gleich darauf von einer neuen Welle schaukeln zu lassen. Denn das ist der Sinn der Übung: Vertiefung der Vorstellung

gen und Begriffe zu verhindern; Zwecke, die insonderheit dem deutschen Volke nützlich sein können, durch Verallgemeinerung und Übertreibung in ihr schädliches Gegenteil zu kehren oder sich tot laufen zu lassen.

Dazu gehört namentlich die beliebte Form des Superlatives: das „Militärische“ an sich hätte man der Pflege durch das deutsche Volk kaum entrücken können, das „Militaristische“ war leichter zu diskreditieren. Das „Nationale“ war in seiner Selbstverständlichkeit unangreifbar, das „Nationalistische“ konnte es verwerflich machen.

Wenn die Marxisten das „Soziale“ betont hätten, wäre unser Arbeiter viel schwerer in ein radikales Fahrwasser zu stoßen gewesen. Das „Soziale“ hätte seinen tiefen Gehalt bewahrt und erzieherisch gewirkt. Die superlative Form ermöglichte Verzerrung des sozialen Gedankens. Der Arbeiter sollte um seine gerechten Ansprüche betrogen, das deutsche Volk des „sozialen“ Friedens beraubt werden.

Aus diesem Grunde kann das Adjektivum „sozialistisch“ eine Belastung auch für Diejenigen werden, die, wie die National-sozialistischen deutschen Arbeiterpartei oder die heutigen National-sozialistischen Freiheitspartei, von den besten Bestrebungen beseelt, tatsächlich „sozial“ gesinnt sind.

Eine Grenze zwischen „sozial“ und „sozialistisch“ ist gefühlsmäßig gezogen, sie darf nicht verwischt werden.

Ob die Form des gekennzeichneten Superlatives gewählt bzw. von der ehemaligen Deutsch-völkischen Freiheitspartei übernommen worden ist, um die Partei dem Arbeiter näher zu bringen, wissen wir nicht; ist dem so, so läge ein Irrtum vor. Wir kennen viele Arbeiter, die tief enttäuscht und verbittert, eine Abneigung gegen den Sozialismus als solchen gewonnen haben. Der Jude und seine Trabanten haben durch Übertreibung das erreicht und unsere Aufgabe ist es, dieses Ergebnis auszuwerten. Das wird nur möglich



sein durch eine an die Wurzel des Problems greifende, in diesem Sinn „radikale“ Inangriffnahme des sozialen Gedankens, der dazu vom „sozialistischen“ gelöst werden muß. Diese Grenze zu finden und einzuhalten wird nicht leicht sein, zumal erfolgreiche Vertretung einer neuen Gedankenwelt ohne propagandistische Mittel schwer möglich ist, wodurch die Gefahr einer, wenn auch ungewollten demagogischen Übertreibung erzeugt wird, die immer dem Juden in die Hand spielen muß. Wer völkisch sein will, soll den Mut haben, dem Arbeiter auch unangenehme Dinge zu sagen. Wir sind nicht Zerstörer schlechthin, haben nicht die Aufgabe zu schmeicheln. Es gibt vieles, was erhalten werden muß, oft nur geändert zu werden braucht. Die Spreu vom Weizen sollen wir sondern, nicht den Weizen mit der Spreu zertrampeln und endlich begreifen, daß ein völliger Neubau nur etappenweise geschaffen werden kann. Wer kein Gefühl für das Tempo hat, soll zu den Bolschewisten gehn und dort seine Beglückungstheorien zu verwirklichen suchen.

Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß die gerügte Superlativierung des sozialen Begriffes den bewußten Zweck verfolgte, seinen positiven Gehalt zu zerstören. Die Steigerung sollte und mußte auf die Dauer krankhafte Vorstellungen erzeugen, die Erinnerung an den gesunden Urbegriff vernichten. Wir stehen vor der doppelten Tatsache, daß das wahrhaft Soziale auf den sozialistischen Wegen nicht verwirklicht werden kann und soll, und daß der Arbeiter durch künstliche Überreizung seiner Vorstellungen und Ansprüche dem Grundbegriff mißtraut, ihn als Phrase anzusprechen geneigt gemacht worden ist.

Ausschlaggebend ist der subjektive Grund des bewußt erzeugten Mißtrauens, das aber niemals den erschreckenden Umfang angenommen hätte, wenn es nicht genährt worden wäre durch unsoziales Verhalten weiter Kreise unseres Volkes, die man als „Bürgerliche“ zu bezeichnen gewohnt ist.

Was in uns lebt, ist „völkisch“, für viele Reichsdeutsche leider ein neuer Begriff. Den tiefen Gehalt des Wortes fühlt ein jeder. Was wir wollen heißt „völkisch-sozial“, dieser Begriff hätte der Partei den Namen geben sollen, die den völkischen und damit den sozialen Frieden herbeiführen will.

Das Völkische ist das Primäre, das das Soziale in sich schließt. Die Begründung für Streichung des Wortes „völkisch“ aus der Parteibezeichnung: es nennen sich so viele völkisch, die es nicht seien, zeugt von wenig Nachdenken. Mit derselben Begründung müßte man das Wort „militärisch“ streichen, weil der Papphelm es auch sein wolle! Oder zweifelte man an der Lösung der Aufgabe: dem „Völkischen“ wahren Gehalt und Vertretung zu geben? Gerade die Pflicht einen verzerrten Begriff zu reinigen, hätte reinen sollen.

Unsere Retter können nur völkisch wirken; nur aus der tiefen Fundgrube des Völkischen schöpfende Führer werden Vertrauen genießen.

Ein wahrer völkischer Führer vereinigt in sich die ihm entgegengebrachten Kräfte der Geführten, er lebt vom Geschenk der zu Führenden, aus denen er herausgewachsen ist. Kein noch so starker Wille kann seinen Träger zum Führer machen, wenn die zu Führenden ihm nicht freiwillig folgen. Vielleicht kann er Diktator werden, er wird aber Schiffbruch erleiden, wenn nicht ein beständiges gegenseitiges Nehmen und Geben zwischen ihm und den Geführten vorwaltet und wenn er nicht den Mut der Geduld hat.

Es gibt staatliche, wirtschaftliche, militärische, organisatorische Diktaturen, aber keine Diktatur im Sinne der geistigen völkischen Bewegung. Und wer das uns beschäftigende Problem mit der Frage der „Mon-

archie“ oder „Diktatur“ erschöpft, handelt, abgesehen von anderen Irrtümern, gegen das Wort Moltkes, nach dem „von allen sogen. Autoritäten nur die Vernunft souverän ist.“

---

Unsere völkische Bewegung stellt etwas nie Dage-wesenes dar. In ihr ringt unser Volk um sein Eigenstes, das anderen Völkern erhalten blieb, wir aber verschütten ließen. Unser Volk muß sich unter unsäglichen physischen, geistigen, und seelischen Martern zurückquälen zu den Urquellen seines Seins. Wir sollten erst durch Jahrtausende des Elends und der Schmach wandern, durften nur zeitlich kleine Anhöhen erklimmen, mußten in das tiefste Tal der Ohnmacht und Schande geworfen werden, um zu begreifen, daß wir Aufgaben zu erfüllen haben.

Die selbstverschuldete Not gebar die deutsche Volksbewegung, die germanische Lebensbejahung reckt sich empor; heute wissen wir, daß unser Volk leben wird, weil es mit und um sich selbst zu kämpfen entschlossen ist. Wir haben die geheimnisvollen Urquellen unserer Kraft wiedergefunden, wenn wir sie in ihrem vollen Ausmaßen auch noch nicht kennen.

Die semitische Lohnsittlichkeit fällt von unserem Volk, es sucht seinen Lohn, d. h. Beruhigung seines Gewissens, in der Erfüllung seiner Pflicht sich selbst gegenüber und weiß, daß es so am besten dem Menschentum dienen kann.

„Wir sind nichts, was wir suchen, ist alles,“ hat Hölderlin gesagt, und solange unser Volk hinfort deutschvölkisch sein wird, wird es suchen müssen, und mit ihm diejenigen, die als Vertreter des erneuten deutschen Volkes sichtbar werden. Auch diese

werden immer suchen, nie fertig sein können, des Volkes Schauen werden sie deuten, wenn nötig, in Taten umzusetzen haben, leiten sollen sie, anführen, nicht fürsten schlechthin, Verwalter der zu erkämpfenden, ihnen anzuvertrauenden Volksgüter sollen sie sein.

---

Wir waren noch nie ein Volk. Wir erleben die Volkwerdung und erschauern oft im ahnungsvollen Fühlen der unserem Volk bevorstehenden Wehen, die es braucht, um den Verrat an sich selbst zu büßen, gut zu machen. Wer in die Volksseele hineinzuhören versteht, fühlt die Bejahung dieser Leiden. Das ist das Erschütternde und Zuversicht Gebende: unser Volk ahnt, was ihm bevorsteht, und geht doch seinen schwersten Gang. Nicht gen Golgatha, denn Christus litt unschuldig für Andere, wohl aber zur Richtstätte seines eigenen Gewissens. Und doch wird unser Volk eine Schädelstätte erblicken, weil es nicht nur über sich, auch über andere Feinde siegen muß, wenn es leben will. Und dieser Wille wird es siegen und auferstehen lassen.

Wer wagt es, in diesem furchtbaren Geschehen sich für den berufenen Führer zu halten?

Ob er schon unter uns lebt oder nicht, wir wissen es nicht; erstehen wird er nur so, wie C. F. Meyer, in seiner Bündnergeschichte „Jürg Jenatsch“ es vorhersagt: „. . . . ich rede von der Menschwerdung eines ganzen Volkes, das sich mit seinem Geiste und seiner Leidenschaft, mit seinem Elend und seiner Schmach, mit seinen Seufzern, mit seinem Zorn und seiner Rache in mehreren, oder meinerwegen in einem seiner Söhne verkörpert und den, welchen es besitzt und beseelt, zu den notwendigen Taten bevollmächtigt, daß er Wunder tun muß, auch wenn er nicht wollte.“

---

Ein solcher Führer wird auch die soziale Frage lösen, die nur über den Weg der Erkenntnis unserer aller gemeinsamen Schuld an unserem Elend begriffen werden kann. Es gibt nur diesen Weg zur Volksgemeinschaft.

---



## 9. Kapitel.

# Russische Kriegsschuld und deutsche Schuldflüge.

Wer völkisch gesinnt ist, wird vom leidenschaftlichen Wunsch beseelt, unser Volk möge deutschbewußt werden.

Daß wir es noch nicht sind, hat seinen Grund nicht nur in der Beanlagung, in der geschichtlichen Vergangenheit unseres Volkes, sondern auch in Fehlern und Unterlassungen der jüngsten Zeit.

Nach dem siegreichen deutsch-französischen Kriege waren alle äußeren Bedingungen für eine stolze, deutschbewußte Entwicklung gegeben. Über Nacht wurden wir groß und reich. Aber wir wuchsen nicht innerlich. Im Gegenteil, unsere Volksseele verkümmerte in der Hast des Tages nach Gewinn, Fortkommen und trügendem Tand. Wir waren weniger als wir schienen, aber der Schein genügte und betrog uns. Der Mammon konnte uns nicht retten, er hat uns zugrunde gerichtet. Nicht Wilhelm II. ist der Schuldige, war er doch nur ein Prototyp des deutschen Volkes seiner Zeit. Wie ein Volk ist, so ist sein Sinnbild. Volk und Kaiser spiegelten sich ineinander wieder.

So uns nun der Mammon verdorben, so sollen uns Armut und Elend retten. Und sie werden es tun, wie sie es 1813 taten.

Aber der Kampf ist heute schwerer. Die sittliche Schwäche war vor hundert Jahren so groß, daß sie durch die siegreichen Befreiungskämpfe bis auf ein erträgliches Maß gedämpft werden konnte.

Auch heute bedürfen wir eines solchen siegreichen Kampfes, den wir aber erst führen können, nachdem wir uns von der Schuldlüge frei gemacht haben werden. Ob wir sie allein abschütteln oder andere sie entkräften, ist nicht entscheidend.

So lange weite Teile der Welt und unseres eigenen Volkes an unsere Schuld am Weltkriege glauben, mit vollem Recht glauben dürfen, glauben müssen, weil wir sie anerkannten, werden wir eine solche Gruppierung der vorhandenen Machtfaktoren nicht finden, die uns eine kriegerische Auseinandersetzung ermöglichen wird. Das wissen unsere inneren Feinde, die Bekenner der Schuldlüge, „rollen“ sie darum nicht „auf“. Auch die uns feindlichen Völker haben eine Volksseele, für die wir die Schuldigen sind. Erst wenn uns diese Last genommen sein wird, werden wir „aktive Politik“ treiben können. Die bislang von uns unternommenen Versuche haben nicht den geringsten Erfolg gehabt. Ein jeder völkisch Denkende wird darum nach Mitteln und Wegen trachten, um der Welt den Glauben an unsere Schuld zu nehmen. In diesem Sinn gehört auch der letzte Abschnitt dieser Aufzeichnungen zum „völkischen Wollen“.

**Offener Brief  
an den General der Kavallerie  
Wassili Gurko.**

Herr General!

Kürzlich hörte ich in der Eisenbahn ein Gespräch zweier Russen, die hier Zuflucht vor den Bolschewisten gefunden hatten. Nachdem sie die bekannten Zustände im roten Rußland geschildert hatten, schloß

die russische Unterhaltung so: „Indessen, hier können wir es schwer aushalten, mit diesen zierlich-manierlichen Deutschen kann der Teufel nicht auskommen, General Gurko hat es ihnen ordentlich gegeben in seinen Kriegserinnerungen.“ Leider mußte ich übereilt aussteigen, so daß ich ihnen nicht Bescheid sagen konnte.

Wer den Russen kennt, wundert sich nicht über obiges Urteil. Der Russe haßt uns mit asiatischer Überhebung; deutsche Ordnungsliebe und Pflichtgefühl sind Ihnen, Herr General, im Grunde ein Greuel.

Die Besprechung Ihrer „Kriegserinnerungen“ durch den Herrn Generalmajor a. D. Freiherrn von Tettau in der „Täglichen Rundschau“ hat mich mit Ihrem Werk bekannt gemacht. Militärisch ist die Kritik vernichtend, was auch Ihnen nicht entgehen dürfte. Wir kennen die Ilowaiskischen (russischer Historiograph) Behauptungen, daß der Russe strategisch und taktisch allen Völkern überlegen ist, daß er noch nie einen Krieg verloren hat! Auch den japanischen Krieg haben Sie ja nicht verloren, sondern „hörten nur auf zu kämpfen“, wie das landläufige Urteil lautet und bloß die Revolution hat Sie daran gehindert, den Weltkrieg siegreich zu beenden? Diese typisch russische Ansicht kann man immer wieder hören. Und an dem Verlust hunderter von Schlachten war nur deutsche List und „43jährige Vorbereitung des Krieges durch die Deutschen“ schuld! Rußland bereitete sich garnicht vor, schloß keine Kriegsbündnisse, hetzte nicht die Tschechen zum Verrat gegen ihren Staat?

Aber wie gemein der Deutsche war: er verkleinerte nicht sein Heer, war entschlossen, seine Grenzen zu verteidigen, wagte es zahlenmäßig und technisch weit unterlegen einer Welt zusammengehetzter Feinde, die Rußland zum Kriege fortrieb, gegenüberzutreten und gegen oft mehr als 10fache Übermacht zu siegen! Ja, die größte Gemeinheit war der polnische Feldzug, in dem Hindenburg und Luden-

dorff und ihre Unterführer gegen alle Regeln theoretischer Strategie und Taktik zu handeln wagten! Lautete doch das Urteil eines russischen Generalstäblers über den berühmten Durchbruch des Generals von Lietzmann, dem Sie 40 Eisenbahnzüge zum Abtransport seines „gefangenen Korps“ entgegenschickten, also: „das gilt nicht, so darf man nicht operieren, der Deutsche handelt gegen alle strategische Regeln.“

Ja, wenn er Ihre Methoden angewandt hätte, wärd die „Dampfwalze“ über Tannenberg hinausgekommen und hätte alle besetzten Gebiete ebenso sinnlos und grausam zerstört, wie einen Teil Ostpreußens.

Die Vermessungstürme, die Sie als Wacht- und Beobachtungstürme ansprechen, haben schwere Schuld an Ihren Niederlagen? dieselben Vermessungstürme konnten Sie z. B. auch in den baltischen Provinzen finden, von Russen für Ihnen offenbar unbekannte Zwecke errichtet; aber diese hatten natürlich die verräterischen Balten angelegt, um den deutschen Truppen Zeichen zu geben, ebenso Hochsitze auf Reh- und anderes Wild, nicht zu vergessen die Tennisplätze, die die Balten als Fundamente für die 42-cm-Geschütze vorsorglich angelegt hatten, garnicht zu reden von den entsetzlichen Telephonzentralen auf weitverzweigten Gütern, durch die die Balten „drahtlos“ mit Deutschland in Verbindung standen, endlich die schrecklichen Klosettanlagen auf Gütern mit ihren verdächtigen Schnüren, mit denen, Gott weiß, welche Teufeleien mit Deutschland getrieben wurden!

Für alle diese harmlosen Friedenseinrichtungen sind viele Balten, stille, zuverlässige Untertanen des Zaren, ins Verderben gejagt worden, weil Sie Prügelknaben für Ihre Niederlagen brauchten.

Solange Sie zu siegen glaubten, war es erträglich für Deutsche in Rußland, ging es Ihnen schlecht, so mußten Balten und deutsche Kolonisten, weitab vom Kriegsschauplatz, herhalten, um Ihre Niederlagen durch deutsche List und Tücke zu bemänteln. Wenn

der Deutsche den hundertsten Teil der ihm zugedachten List geübt hätte, der Weltkrieg wäre von Deutschland nicht nur militärisch, auch politisch gewonnen worden. Der Deutsche war ja aber so furchtbar dumm und harmlos; er glaubte an dieselbe Offenheit und Ehrlichkeit beim Feinde; für diese Torheit hat er furchtbar büßen müssen.

Über alle uns von Ihnen zugedachten Listen könnte man ja lachen, wenn Sie nicht die Absicht mit diesen Ammenmärchen verbinden würden, uns Deutschen nach wie vor zu schaden, uns als Urheber des Weltkrieges hinzustellen, Ihre Verbrechen aber zu unterschlagen.

Die bis zum Überdruß widerlegten Lügen über Deutschlands Schuld am Kriege sind Sie so gnädig in der deutschen Ausgabe Ihrer „Kriegserinnerungen“ als russische „öffentliche Meinung“ hinzustellen, ohne ihnen entgegenzutreten.

Sie haben natürlich keine Ahnung davon, daß seit Jahren in Rußland zielbewußt zum Kriege gehetzt wurde, daß mit England und Frankreich Kriegsbündnisse geschlossen waren, daß schon lange vor dem offiziellen Befehl in Rußland mobilisiert wurde, daß Hartwig (ein wirklich „listiger“, aber in Rußland geschulter Deutscher) den Balkan gegen Österreich-Ungarn aufwühlte, daß Sie durch die Panslavisten mit den Tschechen feste Abkommen hatten?! Verkaufte nicht Deutschland unmittelbar vor Ausbruch des Krieges Hafer und Pferde an Rußland? Das tat Deutschland natürlich nur, um seine bösen Absichten zu verschleiern? Ich will Ihnen etwas verraten, aber sagen Sie es nicht weiter: die russische Diplomatie war der deutschen weit überlegen, seien Sie stolz darauf, wenn es ihnen ehrenvoll erscheint, hilflose Narren übertölpelt zu haben!

Frankreich gierte nach Rache für Sadowa und Sedan, England wollte seinen Konkurrenten abschlachten,



Rußland dagegen trieb Frivolität und Größenwahn in den Krieg gegen „das Deutschtum“. Erklärte nicht der Zar, daß der Krieg gegen „das Deutschtum“, nicht gegen Deutschland geführt wurde? Und billige Siege erstritten Sie gegen Wehrlose, die als Untertanen des Zaren auf russischen Schutz bauen zu können glaubten. Lautete nicht Ihr Kriegsgeschrei: „rasgromim chwaljenuju Germaniju, isbawim mir ot njemtza — wraga tschelowestchestwa“, d. h. zerstören wir das gelobte Deutschland, befreien wir die Welt vom Deutschen — dem Feinde der Menschheit! Diesen Ruf konnte man auch die Popen in der Kirche orgeln hören. Daß der zu Gewalttaten neigende Russe alle erdenklichen Grausamkeiten unter dieser hetzenden Peitsche beging, kann nicht Wunder nehmen, aber haben Sie dann den Mut diese Rohheiten einzugestehen und zeihen Sie nicht Deutschland „unmenschlicher Kriegsführung“, das ist eine bewußte Unwahrheit, mit deren Beweis ich Ihnen dienen kann: Ich hatte die Ehre für Nordlivland die private Organisation für Verwundete, Russen und Deutsche, zu leiten, konnte einen Einblick in das namenlose Elend der unglücklichen, in Ihre Hände gefallenen Verwundeten tun. Nur einige Fälle: ein russischer Oberst sagte in meiner Gegenwart: „Was nicht vor der Front fällt, wird hinter der Front erledigt, und unsere Front reicht bis zum Eismeer.“ Dr. R. hat folgende Erlebnisse mir mitgeteilt: In einem russischen Hospital, in der Nähe von Kowno, lagen zwei deutsche Offiziere, der leichter Verwundete bat Dr. R. seinem sterbenden Kameraden Wasser geben zu lassen, um das er den russischen Arzt vier Stunden vergeblich gebeten hatte. Als der Sterbende erquickt wurde, betrat ein russischer Arzt das Zimmer und schimpfte über die Mühe, die man sich mit einem „sterbenden Schwein“ gab. Ein anderes Mal befahl Dr. R. einen durch Bauchschuß schwer verwundeten deutschen Soldaten auf den Operationstisch zu heben, was der operierende russische

Arzt mit den Worten verbot: „Was fällt Euch ein, das deutsche Schwein mag sich selbst helfen.“

Wissen Sie nicht in welcher teuflischer Weise die unglücklichen ostpreußischen Zivilgefangenen behandelt und verschleppt wurden? Und was taten Sie mit hunderttausenden deutschen Kolonisten, russischen Untertanen, deren einziges Vergehen darin bestand, daß sie Kultur nach Rußland gebracht hatten? Im Gouvernement Omsk allein starben 1916 über 17 000 deutsche Gefangene an Seuchen. Fragen Sie Pastor Walter, Frau und Tochter, Frau Dr. Hoerschelmann, welches Elend sie in Moskau sehen mußten und wie sie für ihre rein charitative Tätigkeit gemäßregelt wurden, nachdem ihnen der Besuch der Lazarette gestattet war. Ein deutscher Flieger wurde von Ihnen abgeschossen, landete mit gebrochener Stirn, Nase und Rippen, erhielt noch einen Beinschuß, wurde durch Wochen nicht verbunden, kaum genährt, zu Fuß mit Kolbenstößen vorwärts getrieben, wochenlang im Viehwagen bei eisiger Kälte herumgeschleppt; lesen Sie das im Buch meines Sohnes, „Die Wölfe“, von Leutnant Herbert Volck nach.

Ich kenne einen hochgemuten russischen Offizier, der einen flammenden Protest gegen die unmenschliche Behandlung deutscher Kriegsgefangener an höchste Stelle sandte.

Wie menschenfreundlich dagegen wurden russische Gefangene in Deutschland behandelt, zum Belege folgende Begebenheit: Beim Bau der Murmanbahn verwandten Sie deutsche Kriegsgefangene, die dort in „Dantes Hölle“ zu Tausenden verreckten. Einigen Wenigen glückte die Flucht über Lappland nach Schweden. Ein solcher Transport traf auf einer deutschen Eisenbahnstation ein, plötzlich gerieten die Geretteten, denen die blockierte Heimat nur ein karges Mahl vorsetzen konnte, in wilde Aufregung, wollten sich auf einen Zug stürzen, in dem russische, gefangene Offiziere in der ersten und zweiten Klasse saßen und fidel

Wein tranken, russische gefangene Soldaten reisten behaglich dritter Klasse mit allem versorgt. Die unglücklichen Deutschen, die russische Gefangenschaft gekostet hatten, waren mit Recht empört, über die ängstlich-fürsorgliche Behandlung der Feinde! Den russischen Gefangenen in den Wagen geschah nichts.

Behaupten Sie nicht, daß die deutsche Kriegsführung „unmenschlich“ war, ich kann Ihnen mit einem furchtbaren Anklagematerial dienen. Rußland teilt sich mit Frankreich, England, Rumänien und Belgien in die Kriegsverbrechen!

Sie werden mir vielleicht entgegen wollen: Balten dürfen nicht urteilen, sie standen auf deutscher Seite. Auf diesen billigen Einwurf habe ich ff. zu erwidern: Wir waren stille Untertanen des Zaren, keiner von uns hat Verrat geübt, nicht einmal an solchen gedacht. Alle Anklagen wurzelten nur in Ihrer Phantasie und dem Diensteyer Ihrer Gendarmerie, die doch ihre Fähigkeit beweisen mußte und für jede erlogene Denunziation, zu der Sie auch Esten und Letten anstachelten, belohnt wurde. Auch das Untertanenverhältnis ist ein gegenseitiges; nachdem der Zar sein Wort gebrochen, uns für vogelfrei erklärt hatte, waren wir unseres sittlichen Gehorsams ledig. Daß wir an Deutschland zu kommen hofften, um von dem furchtbaren Russifizierungselend und den sinnlosen Verfolgungen befreit zu werden, dürfen Sie uns nicht vorwerfen, denn was taten Sie mit und durch die Tschechen? Diese österreichischen Untertanen übten offenen Verrat, von Ihnen vor dem Kriege und durante bello dazu angehalten, gingen regimenterweise zu Ihnen über, kämpften auf Ihrer Seite gegen ihren Staat, das war in Ihren Augen natürlich lobenswert und gut? Nichts Ähnliches haben wir Balten getan, Sie hätten uns in die schwersten sittlichen und physischen Nöte gestoßen, aus denen uns nur Deutschland retten konnte.

So wie ich die „wahrhaft russische“ Logik kenne, werden Sie sagen: „Ihr Sohn diente im deutschen

Heer, das war Verrat.“ Sogar zwei meiner Söhne taten das, worauf ich stolz bin. Schon lange vor dem Kriege waren sie deutsche Untertanen geworden, den Krieg sah ich leider nicht rechtzeitig voraus, sonst hätte ich mein Vermögen gerettet, das ich durch Ausweisung als Strafe für die Verwundetenfürsorge verlor. Der Sohn meines Bruders hingegen kämpfte mit Auszeichnung auf Ihrer Seite.

Nun ist Rußland infolge seiner falschen Politik zusammengebrochen. Das unglückliche russische Volk siecht dahin, Sie aber und zehntausende Russen haben im eng gewordenen Deutschland, das Sie vernichten wollten, dessen Volk an schmaler Tafel sitzt, Schutz und Brot gefunden.

Der Russe tut sich viel auf seine Gastfreundschaft zugut, und mit Recht. Dem Gastrecht stehen Gastpflichten gegenüber, die Sie verletzen.

Stellen Sie sich vor, daß in umgekehrter Lage ein deutscher General es wagen würde, in Rußland ein Werk erscheinen zu lassen, das die russischen Gastgeber schmäht, sie des Luges und Truges zeiht, der „Unmenschlichkeit“ anklagt; glauben Sie mir, ich kenne den Russen, nicht nur dieser taktlose General, sondern alle deutschen Flüchtlinge würden schwer gemäßigelt, wahrscheinlich „in kältere Gegenden“ abgeschoben werden. Hier wird Ihnen und Ihren Landsleuten nichts geschehen, trotz der schweren Beleidigungen, die Sie dem zum großen Teil durch alte russische Schuld leidenden deutschen Volk antun, trotz Sawinkows, des Teilhabers an der Ermordung des Großfürsten Sergius, der es wagte, in Deutschland mit Polen und Franzosen gegen Deutschland zu konspirieren. Ich weiß, daß Sie mit ihm nichts gemein haben, aber er ist Ihr Landsmann, Sie hätten öffentlich von ihm abrücken müssen. Der Russe hat ein Sprichwort: „leschatschawo ne bjuit“, d. h. den am Boden Liegenden schlägt man nicht. Nun Sie, Herr General, schlagen offenbar gern den Wehrlosen und Sie hätten an-

ders gehandelt, wenn Sie nicht wüßten, daß heute Deutschland, gewiß auch dank eigener Schwäche, am Boden liegt und sich nicht wehren kann. Sie haben in Frankreich gelernt, daß man heute Deutschland viel bieten darf. Das ist nicht hübsch gehandelt, Herr General, und Sie werden Deutschland noch einmal mehr nötig haben, als heute Sie und viele Ihrer Landsleute ahnen und darauf hinzuweisen ist ein Zweck dieser Zeilen.

Das zukünftige Rußland und Deutschland müssen zusammengehen, verbauen Sie nicht durch Imponderabilien diese Notwendigkeit. Heute muß man nach Ihrem Werk annehmen, daß die alte Deutschenhetze in Rußland wieder einsetzen würde, wenn Sie und Ihre Gesinnungsgenossen dort ans Ruder kämen.

Wenn im privaten Leben zwei Menschen sich entzweit haben, so ist Aussöhnung und Zusammenleben nur möglich, wenn der Schuldige sein Vergehen einsehen und bekennt, nicht anders im Leben der Völker: erkennen und bekennen Sie, daß Sie und Ihr ganzes Volk eine furchtbare Schuld an Ihrem eigenen und dem deutschen Volk durch Kriegshetze und alles, was Sie getan und unterlassen haben, auf sich luden, geben Sie der Wahrheit gemäß zu, daß Sie sich schwer am Deutschtum versündigt haben, daß die deutschen Gefangenen ein entsetzliches Los in Rußland zu tragen hatten, daß in Deutschland dagegen russische Gefangene menschlich behandelt wurden, denn ich halte es für selbstverständlich, daß Sie die Wahrheit nicht scheuen werden, und die kennen Sie, und glauben Sie mir, ich kenne auch den Deutschen gut, dieses einfache, weil selbstverständliche Eingeständnis genügte uns, kein Schatten brauchte die zukünftigen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland zu trüben, die sich finden werden, wenn einmal Ihr unglückliches Vaterland von der Pest des Bolschewismus, dieser geistigen Folge des Weltkrieges und der ihm vorausgegangenen Hetze, befreit sein wird.



Dazu möchte ich auch zu meinem bescheidenen Teil beitragen.

Ich kenne edele Russen, die ähnlich denken, aber nicht zu handeln wagen. Tuen Sie an ragender Stelle, was Ihnen als Ehrenmann nicht schwer fallen darf. Nur Wahrheit kann uns alle retten.

Wenn ich auch an Ihre Adresse schreibe, so wende ich mich an alle durch mein armes Vaterland geretteten Russen, die ich durch jahrzehntelange berufliche und gesellschaftliche Berührung kenne: der Russe täte uns verachten, wenn wir nicht rücksichtslos ihm die Wahrheit sagen würden. Verschweigungs- und Bemäntelungstaktik reizt den Russen zur Überhebung, rücksichtsloses Eintreten für die Wahrheit bringt seine guten Anlagen zum Durchbruch.

Gewiß, Sie können sich mit Recht über so manche deutsche Politik beschweren. Die Bagdadpolitik war ein Fehler, wie Großadmiral von Tirpitz treffend bemerkt: klemmte sich Deutschland dort zwischen England und Rußland — und verfeindete sich Beide, war das auch „listig“ gehandelt? Sie brauchen freien Ausgang aus dem Schwarzen Meer, Deutschland wird dem nicht wehren, auch Wilhelm II. wollte mit der sogenannten Bagdadpolitik nicht aggressiv gegen Rußland vorgehen, dazu war er schon viel zu schüchtern, Deutschland brauchte Luft, die auch Sie ihm mißgönnten und Wilhelm II. glaubte dem Zaren trauen zu können.

Aber erkennen Sie die Lebensnotwendigkeit für Deutschland Siedelungsland im Osten zu erhalten. Wir müssen ersticken, wenn wir unsere landwirtschaftliche Fläche nicht vergrößern können, versperren Sie uns nicht den Osten, Sie haben Ihre unübersehbaren Flächen bislang nicht meistern können, geben Sie das „Sammeln der russischen Erde“ auf, in der Ostsee werden wir uns verständigen; sollen wir noch einmal um sie kämpfen?

Die Erklärung Polens zum Königreiche entsprang täppischer Gedankenlosigkeit. Keine maßgebende Stelle Deutschlands kam auf den Gedanken, daß sie auf den Zaren wie „eine Ohrfeige“ wirken mußte. Diese politische Gedankenlosigkeit hat General Hoffmann zugegeben, als er erklärte, daß man in Deutschland an die Folgen des Exportes der bolschewistischen Bestien nach Rußland nicht gedacht hat!

Die zukünftige deutsch-russische Politik ist klar vorgezeichnet, es ist nicht an der Zeit sie zu entwickeln.

Lassen Sie mich mit der Hoffnung schließen, daß gemeinsames Leid Russen und Deutsche geläutert hat. Wir liegen Beide am Boden, ich habe die Hoffnung, daß in Zukunft Verständnis gegenseitiger Not und Bedürfnisse die beiden großen russischen und deutschen Völker über alles früher Trennende hinweg nähern und einigen wird, denn essentielle Gegensätze bestehen nicht zwischen uns.

Dazu ist auch erforderlich, daß der Russe die Macht des Organischen, des Werden und Gewachsenen anerkennt, den Glauben an das Mechanische, das Gemachte aufgibt.

In vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

gez. Adalbert Volck.

Lüneburg, 19. 2. 1922.

---

**Offener Brief  
an die von unserem Vaterlande geretteten  
russischen Emigranten.**

R u s s e n !

Euer General Wassili Gurko hat auf meinen „Offenen Brief“ an ihn nicht geantwortet. Schlechtes Gewissen und Verlegenheit werden die Ursachen seines Schweigens sein.

Was könntet Ihr, Rechte und Linke, auch antworten?

Habt Ihr nicht in vollster Seelengemeinschaft den Krieg gegen „das Deutschtum“, wie Goremykin sagte, wissentlich herbeigeführt, nicht wie Ihr linken Russen heute behauptet, um durch Krieg, Niederlage und Revolution den Zarismus zu stürzen, die „Welt zu befreien,“ sondern in chauvinistischer, sinnloser Eroberungs- und Zerstörungswut?

Ihr kanntet alle das Wort Trotzki-Bronsteins in seinem Buch „Unsere Revolution“: „Ein europäischer Krieg bedeutet unentrinnbar die europäische Revolution.“

Ihr kanntet die Morschheit Eures Staates und doch arbeitet Ihr seit 1907 in frechster Offenheit für den Weltkrieg. Euer Peter Struve, der große Demokrat, schrieb 1910: „Es kann keinem Zweifel unterliegen: der freie, offene, erobierungslustige Nationalismus ist ein Zeugnis von Kraft und Gesundheit einer Nation“ (!).

Und Euere verlogenen Helden Miljukow, Schingarew, Gutschkow, der revolutionäre Kriegsminister? Wie verstanden Sie es Eueren unwissenden Muschik im Deutschenhaß zu baden! Waren es doch gerade Euere linken Zeitungen, die in „deutschen Greueln“ machten!

Entsinnt Ihr Euch noch Eueres „Helden“, des Unteroffizieres Panaßjuk, der sich Ohren und Nase verletzte, von Euch als erstes „Opfer deutscher Grausamkeit“ empfangen, mit allen Georgskreuzen belohnt, in ganz Rußland herumgeschleppt wurde? Ihr mußtet dann die Rückkehr mit lädierten Gliedmaßen unter Strafe stellen; oder des ersten Kriegshelden Krjukow, der elf Deutsche auf seine Lanze spießte, schließlich als Marodeur von Euch gehängt wurde?

Und Plechanows, des sozialdemokratischen Ministers, der die Parole „alles für den Krieg“ prägte?

Und Euere Rechten, wahrhaft russische Männer,

Purischkewitsch, Schulgin, Markow II? Gab es eine Gemeinheit, die diese Monarchisten uns Deutschen nicht andichteten? Schändeten nicht diese Säulen des Zarismus den monarchischen Gedanken durch Beschmutzung Wilhelm II., von dem auch sie kreischten: sobake sobatschja smertj (dem Hunde ein Hundetod)?

Waren es nicht Euere Rechten, Purischkewitsch, Fürst Jussupow — Graf Sumarokow —, Elston, die den auch uns unsympathischen Rasputin umbrachten, weiler mit Deutschland zum Frieden kommen wollte?

War es nicht Miljukow, der Minister des Halbjuden Kerenski, der verlogenste Politiker und gemeinste Deutschenfresser, der durch seine „große Rede“ Stürmer stürzte, weil er Separatfrieden mit uns für geboten hielt?

Und waren es nicht Gutschkow, der Oktrobist, Schulgin, der Rechte, die an Euerem unglücklichen, von Euch allen betrogenen Zaren, die Exekution der Abdankung vollzogen? Und Euer rechter General Rußki verriet seinen Obersten Kriegsherren durch Arbeit mit dem „Block“ und den Engländern, lange vor der entscheidenden Nacht vom 15. auf den 16. März 1917!

Und seid Ihr nicht alle schuldig an dem furchtbaren Los der in Euere Hände gefallenen Kriegsgefangenen? Habt Ihr nicht kalten Blutes wehrlose Deutsche, auch Euere Untertanen, verkommen lassen?

Mommsen hat Unrecht, wenn er sagt: „Dem Historiker geziemt es zu wissen, daß der Gott, der die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied straft, nicht der Gott der Geschichte ist.“

Die Strafe ist schneller über Euch gekommen; das entsetzliche Los Eueres unglücklichen Volkes ist Euer Werk. Ihr habt es in die Krallen der Juden, der rachsüchtigen Menschenart geworfen!

‘Trotz allem haben wir herzliches Mitleid mit Euch Unglücklichen, deren Fluch es war nur Worte, nicht schaffende Taten vollbringen zu können. Hunderttau-

sende von Euch hat unser arm gewordenes Vaterland gerettet, gibt Euch Dach und Brot, da es selbst an allem Not leidet.

Ihr wißt, daß Ihr auch an unserem Elend schuld seid, denn Rußland riß die noch zaudernde Entente zum Kriege fort.

Die deutsche Schande von Versailles ist Euer Werk; sie knechtet auch Euer Vaterland und droht die Welt dem Bolschewismus in den Rachen zu stoßen.

Wollt Ihr diese Schuld auch noch auf Euch laden, da Ihr doch immer davon faseltet, die Welt zu retten, ihr das Heil zu bringen? Lux wolltet Ihr der Menschheit schenken und sandtet doch nur nox!

In Eueren Händen ruht das Schicksal der Welt!

Ihr wißt, daß der „Friede“ von Versailles auf dem erfolgten, abgepreßten Bekenntnis von Deutschlands alleiniger Schuld am Kriege beruht. Ihr wißt, daß nur Beseitigung dieser Lüge den Schandfrieden zerstören kann. Ihr habt es in der Hand diese gemeinste Urkunde der Weltgeschichte zu zerreißen, die Fetzen Euren früheren Freunden vor die Füße zu werfen und so Euer Vaterland, die Welt zu retten.

Ihr habt die Beweise Eurer und der Entente Schuld, Deutschlands Unschuld am Kriege in der Hand. Seid Ihr zu feige, Euch schuldig zu bekennen, wollt Ihr Euch noch immer am „Deutschtum“ rächen, selbst um den Preis Eurer eigenen völligen Vernichtung?

Schreit hinaus in die Welt die Unschuld Deutschlands am Kriege, bekennt Euer Verschulden, reißt Eueren früheren Verbündeten, die Euch ausschlachteten, die Maske von der Fratze und gebt der Welt Frieden!

Ihr, nur Ihr könnt es!

Es ist die zwölfte Stunde. Seht Ihr nicht Euere hehre Bestimmung?

Macht Euer geliebtes Wort vom „Sinn des Lebens“ wahr, das Leben geben, nicht Leben nehmen soll.



Sühnt Euere Schuld, tragt die Schuld des Gastes ab und die Welt wird Euch preisen.

Rückkehren werdet Ihr in Euer durch Euch zertretenes Vaterland und wenn Ihr die Welt gerettet, Euer Volk wieder aufgerichtet haben werdet, wird man Euch Wohltäter der Menschheit heißen.

Sucht Euch nicht mit politischer Unbrauchbarkeit der Wahrheit herauszureden, Ihr russischen Demokraten ward doch für Abschaffung der Geheimdiplomatie?

Dem Unschuldigen glaubt der Schuldige nicht und der Schuldigen sind so viele; in der Hand von Euch Schuldigen aber muß die Wahrheit bezwingende Gewalt haben!

Proswjäti, Was bog i dai Wam silu na welikoje delo (Möge Gott Euch erleuchten und Euch Kraft geben für das erhabene Werk).

gez. Adalbert Volck.

Lüneburg, im April 1922.

---

Nur eine ernste Antwort habe ich auf diese in den „Altcaer Nachrichten“ und im „Hamburger Tageblatt“ im Frühling 1922 erschienenen „Offenen Briefe“ erhalten. Ein Russe erkannte die Berechtigung meiner Forderung an, gab zu, daß ein russisches Schuldbekenntnis der Welt die Augen öffnen würde, glaubte aber den „Zarismus“ nicht belasten zu dürfen.

Gerade in der gerechten, erwiesenen Belastung des Zarismus liegt aber der Sinn der verlangten, gemeinsamen russisch-deutschen Aktion. Der Zarismus ist tot, wird in der alten Gestalt nicht wieder auferstehen. Die Entente, noch weniger ihre Völker, haben ein Interesse daran, die vernichtete, geschichtlich gewordene Macht zu schonen.

Der Vorteil des vorgeschlagenen Weges besteht in der Tatsache der Beschuldigung einer versunkenen

Macht, die als solche zu respektieren kein Grund vorliegt. Es ist keineswegs erforderlich Nikolai II. anzuklagen, der durch Schwäche, nicht durch bösen Willen gefehlt hat, zumal die russische Demokratie durch ihre Verlogenheit, mit der sie ihren Grundsätzen ins Gesicht schlug, die schwerere Schuld trifft. Das in Rußland damals herrschende System soll preisgegeben werden, das nicht zaristisch, eher demokratisch, vor allem schlechthin verderblich war. Und für das Niemand eintreten wird. Es besteht die Möglichkeit einen nicht mehr existierenden Dritten, dazu ein Neutrum — ein System — neben der Entente verantwortlich zu machen. Dazu kommt der Vorteil, daß unsere russischen Emigranten auf keine „Regierung“ Rücksicht zu nehmen haben; sie sind nur sich — und Deutschland verantwortlich.

Uns glaubt man nicht. Und nicht nur mit Unrecht. All unser Mühen war umsonst. Wir sind Partei, haben uns durch unwürdiges Verhalten um Ansehen und Vertrauen gebracht. Wir unterschrieben die Schuldlüge, in deren Angeln der Schandvertrag von Versailles hängt. In das Tor der Schmach läßt man uns willig ein und mit Annahme des Sachverständigengutachtens des Herrn Dawes unterschrieben wir die Schuldlüge zum zweiten Mal. Der Schlüssel zu unserem Schuldverlies, der berüchtigte Artikel 231, ruht in den Händen der Entente und mit manchen uns entehrenden Sicherheitsvorrichtungen haben wir den Schlüssel willig gesehen.

Wir kommen nicht vorwärts und auch unsere Regierung wird den Kampf gegen die Schuldlüge nie mit durchschlagendem Erfolge führen können, vielleicht auch aus Besorgnis nicht führen wollen. Oder der Feldzug wird dann beginnen, wenn die Entente „saturiert“ die Folgen nicht mehr zu fürchten braucht, dann wird man über unsere Mühen lachen.

Und dürfen wir Selbstmord von den Nachfolgern der Meintat des 9. November 1918 fordern?

Der Dolchstoß in den Rücken unseres Heeres, Vernichtung der Monarchie, Revolution, Republik, Annahme des Waffenstillstandes, des sogenannten „Vertrages“ von Versailles, wurzeln doch in der Behauptung unserer Demokratie, daß Deutschland die Schuld am Kriege trägt? Auf dieser Behauptung ruht unsere armselige Demokratie und zittert um ihr Dasein. Können wir von ihr verlangen, daß sie den Ast absägt, auf dem sie sitzt? Und wird die Straße das erlauben? Sie wadet doch in deutscher Unehre und fühlt sich wohl im Schmutz. Und die Massen sind doch die Zuhälter der neudeutschen Demokratie, die auch beim besten Willen gegen sich selbst und die Massen nicht wüten darf!

Der Sozialdemokrat Dr. David hat seiner Zeit in Stockholm in einer schlagenden Betrachtung Deutschlands Unschuld am Kriege nachgewiesen, der „Vorwärts“ brachte seine Rede in einer Broschüre heraus. Es hat nicht geholfen und ist heute vergessen.

Dr. David und seine Genossen wollen an die ihnen entschlüpfte Wahrheit nicht erinnert werden. Damals war Deutschland noch stark, man mußte schon mit den gegebenen Machtverhältnissen, mit Deutschlands Siege rechnen.

Heute sind diese Rücksichten gefallen, man hat nur solche auf sich zu nehmen und diese erheischen, gebieterisch die Kriegsschuldfrage, bestenfalls, als ein *noli me tangere* zu behandeln.

Nur ja nicht aufbegehren. Denn was seit dem 9. November in Deutschland regiert, lebt von der Gnade der Entente, unseren Feinden verdanken unsere Regierungen das Leben.

Die Nachgiebigkeit hat einen tiefen Sinn. Reizt man den Feind, verliert er das Interesse an der Erhaltung der neuen Gewalthaber, so können sie mittelbar oder unmittelbar fortgefegt werden.

Zielstrebiges Aufrollen der Schuldfrage, Beweis der geschichtlich feststehenden völligen Unschuld Deutsch-

lands am Kriege, Beseitigung auch der Notröhre der „Mitschuld“ Deutschlands am Kriege, müßten auch unser begriffsstutziges Volk aufhorchen lassen. Es könnte die Gefolgschaft denen versagen, die angeködert wurden durch die behauptete Verruchtheit der Monarchie, die unser Volk angeblich vorbedacht in Tod, Not und Elend gestürzt hat.

Der von unseren Marxisten geschickt ausgeworfene Angelhaken mit dem verwesten Wurm des Selbstbestimmungsrechtes, der Volksherrschaft, sitzt fest im Gaumen unseres Volkes. Will es den Widerhaken entfernen, so bedarf es nur eines Anziehens der Angelschnur und es bescheidet sich, und die Entente sorgt dafür, daß unser Volk immer wieder daran erinnert wird, daß es freiwillig angebissen hat, und in der Angst vor angedrohten neuen Schmerzen hört es auf um sich zu schlagen, wird schwächer, bis die geübten Angler den wertvollen ermatteten Fisch auf den Sand werfen können, um ihn vollends verenden zu lassen.

Alle uns gemachten Hoffnungen haben sich als trügerisch erwiesen.

Der „Silberstreifen“ hat sich in einen Nebelstreifen aufgelöst, der aber noch vielen Deutschen das Hirn verdunkelt. Und diejenigen, die ihren Irrtum eingesehen haben, wagen ihn nicht zu bekennen, um nicht ihren vollständigen Bankerott zu erklären. So betrügt man sich weiter und das Volk.

Von den drei Säulen, auf denen unser Staat und Volk ruhten, sind zwei gefallen — Industrie und Arbeiterschaft — und die letzte, dritte, die Landwirtschaft wankt und soll auch stürzen. Denn das ist der Zweck der Übung unserer inneren und äußeren Feinde — uns restlos zu ruinieren. Seit wir den Vogel Strauß in unser Wappen gesetzt haben, sind wir so glücklich keine Gefahren zu sehen.

Und diejenigen, die berufen sind, unserem Volk die Augen zu öffnen, dürfen das um ihrer selbst willen nicht tun.

Quod ab initio vitiosum est, lapsu temporis convalescere nequit (was von Anbeginn fehlerhaft ist, kann durch den Lauf der Zeit nicht gesunden). Und das System, das unser Volk am 9. 11. 18 auf den Thron setzte, war fehler- und lasterhaft, schon weil es grundsätzlich nicht mit Realitäten, sondern mit Illusionen rechnete und diese Illusionen waren Lügen.

Es liegt ein tiefer Sinn in der Erfüllungspolitik, unsere Demokratie stützt sich auf die Verurteilung unserer Vergangenheit, sie kann gar nicht aufbegehren, sie richtete denn sich selbst!

Sie hat Deutschlands alleinige Schuld am Kriege anerkannt, hat die Verruchtheit alles Gewesenen immer wieder bekannt, mußte als selbstverständliche Folge dieser ihrer „Überzeugung“ wieder gutmachen wollen, was die Vorgänger unserer Demokratie angeblich getan und unterlassen haben. Beehrte sie auf, sie gäbe sich selbst preis und hat nur die eine Aufgabe, unserem Volk die Notwendigkeit, die „sittliche Pflicht“ der Erfüllung, des Duldens beizubringen. Und je elender, je hündischer wir werden, umso fester sitzt die Demokratie, um so mehr wird sie von unseren äußeren Feinden geduldet und geschützt.

Darum darf auch die Schuldfrage nicht aufgerollt werden.

Unsere Demokratie lebt von der Gnade der Feinde. Bewiese sie Deutschlands Unschuld am Kriege, erschütterte sie dadurch den „Vertrag“ von Versailles, so hätten unsere Beherrscher, die Feinde, kein Interesse mehr an der Erhaltung des neudeutschen Systems.

Wir glaubten, daß Dr. Stresemann persönlich die Schuldfrage aufzurollen bereit wäre, aber er ist zu



schwach dazu, sein Bündnis mit der Sozialdemokratie nimmt ihm die Möglichkeit, die deutsche Schuldlüge wirkungsvoll zu bekämpfen.

Der Klassenkampfgedanke geriete in Gefahr.

Der Erweis deutscher Unschuld am Kriege müßte dem Klassenkampfgedanken den Todesstoß versetzen, das aber darf der Jude niemals zugeben. Die Erkenntnis der Unschuld der Monarchie am Kriege und allen seinen Folgen, müßte die Meintat vom 9. November richten. Das Volk würde erkennen, betrogen worden zu sein, sinn- und zwecklos Revolution gemacht zu haben, es würde sich gegen diejenigen wenden, die es in die Irre geführt, ihm Freiheit versprochen und nun gezwungen sind die Unwahrheit zu erhalten.

Der Jude käme um die Möglichkeit der Verhetzung des betrogenen Arbeiters, er könnte nicht mehr teilen und herrschen, wenn der Arbeiter begreifen würde, daß er nur ein Werkzeug in der Hand der Pest des Internationalismus ist, die der Jude erdacht und erhält — um uns zu vernichten!

Erfüllungspolitik, Nichtaufrollen der Schuldfrage hängen eng zusammen.

Es ist ein Irrtum, die Schuldlüge bekämpfen zu wollen bei Andauern des Erfüllungswahnsinns. Manche Idealisten unter unseren Demokraten glauben, daß amtlicher Kampf gegen die Schuldlüge die Erfüllungsnotwendigkeit bannen würde, ein frommer Wahn. Nur gleichzeitig können, müssen beide Fragen in Angriff genommen werden, diese siamesischen Zwillinge können nicht getrennt werden.

Die Schuldlüge erzeugte das Erfüllungsrasen, die Erfüllung festigt die Lüge.

Seit dem 9. 11. 18. leben wir mit und von der Lüge und es geschieht uns recht, daß wir immer mehr verelenden.

Es ist ein meisterhaftes Spiel, das der Jude und seine Helfershelfer mit uns getrieben: nachdem unserem Volk durch die jüdische Presse alles vereckelt worden war, was es an Überlieferungen, an idealen Gütern hatte, nachdem es gelungen war, unserem letzten schwachen Herrscher durch ihn umgebende Juden in Torheit und Schuld zu hetzen, ihm dann die Verantwortung für alles zuzuschieben, wird die vorgebliche Wahrheit, in der Tat die gemeinste Lüge der Weltgeschichte, als Götze auf den Thron gesetzt und unserem leichtgläubigen, so gern in Gerechtigkeit für Andere krepierenden Volk die „sittliche Pflicht“ aufgebürdet die Folgen seiner, des Volkes, und seiner Herrscher „Untaten“ im Schweiß seines Angesichts abzu dienen.

Und wir als Flagellanten beugen uns demütig, küssen die Füße der uns tretenden Feinde und hoffen nach 40 Jahren uns frei geschuftet zu haben. Ein teuflisches Werk und Wollen! Was hilft es den heute Lebenden, wenn vielleicht die übernächste Generation frei wird?

Wir selbst wollen frei werden und das können wir nur durch die Wahrheit, die allein uns Kraft zum Widerstande geben, uns vor unserem eigenen Gewissen rechtfertigen muß. Denn solange wir in der Lüge verharren, werden wir vom Juden und allem Bösen nie loskommen.

Schuldfrage, Erfüllungssirrsinn sind Lügen, die wir vornehmlich nach außen, unseren Feinden, gegenüber zu bekämpfen haben.

Aber wir müssen auch eine innere Lüge zertreten, deren Austragung unsere Feinde nichts angeht: das ist die Lüge von der gegenseitigen Behauptung unserer sich zerfleischenden Volksklassen, daß nur „der Andere“ schuld am Elend hat.

Wir tragen diese Schuld gemeinsam.

Alle sind wir schuld, daß es soweit mit uns hat kommen können. Und wenn wir das erkennen, offen und ehrlich bekennen, Arbeiter und Bürger, dann

wird der innere sittliche Frieden uns Kraft geben frei zu werden. Der Jude hätte dann nichts mehr zu bestellen, denn mit der Lüge, die nur den Anderen schuldig macht, würden wir den Juden in uns bannen, der uns in der verhetzenden Lüge erhalten will. Wir gewönnen Vertrauen zu einander, würden ein Volk werden, was wir noch nie waren, und würden die Kraft finden, unsere Ketten zu sprengen.

Der letzte Akt des deutschen Volksdramas hat begonnen, er kann noch einige Jahre währen, aber auch er wird zu Ende gehen und nur von uns Allen wird es abhängen, ob der Schicksalsvorhang sich über das deutsche Volk für immer senken wird.

Kommen wir nicht zusammen, so sollen wir alle Hoffnung fahren lassen. Wie das erlogene Schuldbekennnis am Kriege nach außen uns vernichtet hat, so kann das wahrheitsgemäße Schuldbekennnis nach innen uns allein retten. Ein eigener Weg den uns das Schicksal führt. Diese doppelte Schuldfrage bannt uns in einen Zauberkreis. Er verliert seine Kraft, sobald wir wahr an uns werden, sobald wir bekennen, daß nicht die „Monarchie“ schuld ist, sondern wir alle schuldig wurden an uns, unserem Volk.

Dieser Mut zur Wahrheit wird Versöhnung bringen. Und das Bürgertum sollte den ersten Schritt tun, eingestehen, daß wir am Arbeiter viel gut zu machen haben und der Arbeiter, ich kenne ihn, wird nicht selbstzufrieden aufbegehren, nein, er wird auch seine Schuld erkennen, daß er sich verhetzen ließ.

Erst der Sieg über uns selbst wird uns den Sieg über unsere Feinde bringen.

---

Wer es besser weiß, der suche mich zu widerlegen.  
Der vorgeschlagene Weg befreit die Demokratie für längere Zeit von ihren Existenzsorgen. Treten die

Russen hervor, bekennen sie sich schuldig, überzeugen sie die Welt von ihrer Schuld, so besudelt sich unsere Demokratie noch nicht mit der vollen Wahrheit, sie kann ihr Heil immer noch im Schlupfloch der „Mitschuld“ Deutschlands suchen. Schon die durch Hilfe der Russen erwiesene „Auchschuld“ Rußlands am Kriege, würde uns Erleichterung bringen und den ersten Schritt ins Freie bedeuten. Für Beseitigung unserer „Mitschuld“ wollen wir dann besorgt sein. Ein Anfang muß endlich gemacht werden, er liegt beim Russen.

Vor zwei Jahren habe ich durch Monate um das russische Schuldbekennnis gerungen, vergeblich. „Erwägungen“, auch von befreundeter Seite, ließen nicht einmal ernste Prüfung zu und das elende Geld setzte meinen Arbeiten ein Ziel. Nur die „vereinigten vaterländischen Verbände“ hatten den Kern der Sache erfaßt, suchten zu helfen. Andere „Stellen“, die mit viel Lärm in der Schuldfrage arbeiten, würdigten unseren Vorschlag nicht einmal des Nachdenkens, weil er nicht ihrem Hirn entsprungen? Der Gedanke liegt auf der Straße, man braucht ihn nur aufzuheben, gründlich zu durchdenken und in die Tat umzusetzen. Vielleicht werden die neun mal Weisen sich einmal des Wortes entsinnen:

Wer allen etwas vorgedacht, wird jahrelang erst ausgelacht.

Begreift man die Entdeckung endlich, so nennt sie jeder selbstverständlich.

Ich bin noch heute der Ansicht, daß der vorgeschlagene Weg beschritten werden kann und muß. Selbst wenn er nicht zum Ziele führen sollte, würden die Mühen in der vorgeschlagenen Richtung uns dienlich sein durch Lockerung des Bodens. Es ist ein Unterschied, ob der Unschuldige seine Unschuld beteuert oder ob ein Schuldiger seine Schuld bekennt; darin liegt der tiefere Sinn des neuen Weges.

Alle mir zu machenden Einwände können widerlegt werden.

Allerdings müssen unbeugsamer Wille, Kenntnis der russischen Geschichte und des russischen Charakters denen zur Seite stehen, die die Aufgabe in Angriff nehmen.

Vorgänge in Rußland, wachsender religiöser Einfluß dort kommen uns zu Hilfe.

Und in weiter Ferne sehe ich ein anderes Ergebnis einer gemeinsamen russisch-deutschen Aktion gegen die Lüge von der deutschen Schuld am Kriege: eine gegenseitige Annäherung, wachsendes, gegenseitiges Vertrauen.

Wer Seite an Seite die gemeinste Lüge der Weltgeschichte bekämpft, Russen, Deutschen, der ganzen Menschheit einen Dienst von ungeheueren Ausmaßen, von unübersehbaren Folgen erweist, muß sich so aneinander schließen, daß hinfort Konflikte zwischen beiden ausgeschlossen sein werden und die Möglichkeit gegeben sein wird, auch gegensätzliche Interessen, die nicht ausbleiben können, friedlich zu erledigen.

**Ein russisch-deutscher Weg, der Sinn und Ziel hat, liegt vor uns.**

---

Es war kein großer Weg, den mich das Schicksal gehen ließ, ob er auch aus dem Rahmen des Alltäglichen fiel.

Wenngleich ich verloren, was ich hatte und war, ich tauschte nicht mit denen, die keinen Teil am Kämpfen nahmen.

Ich bin seit dem 1. 8. 1914 nur noch Deutscher und fühle mich geborgen im Bewußtsein, keine anderen



Aufgaben zu haben, als meinem Volk zu leben. Viel konnte ich nicht schaffen, viel werde ich auch hinfort nicht tun können, noch weniger, als mir vielleicht beschieden sein könnte, schon darum nicht, weil mancher Reichsdeutscher eine Todesangst davor hat, daß die Nase eines „Auslandsdeutschen“ einige Zentimeter über den faulen Durchschnitt herausragen könnte. Habeant sibi et sapienti sat!

Ich strebe nicht nach Ehren und Würden, auf meine sichtbare Mitwirkung kommt es nicht an. Der Anwärter auf ragende Posten sind genug. Alle, die nicht berufen sind, werden abwirtschaften und werden auch nützen durch Lehren, die von ihren Fehlern ausgehen. Kein Vorwurf soll das sein, wir müssen noch alle viel lernen und der negative Anschauungsunterricht ist der nachhaltigste.

Die Stillen im Lande, denen die Sorge das Brot bricht, die fernab vom Marktgeschrei zu wirken suchen, werden und wollen keinen Dank ernten. Das Bewußtsein mitgerungen zu haben, kann ihnen Niemand rauben und das genügt ihnen. Sie werden dazu beitragen, die Milch der deutschen frommen Denkungsart in gährend Drachenblut zu wandeln.

Die Erfüllung nur eines Wunsches beseelt sie: die Vergeltung zu erleben.

Und die soll furchtbar werden.

Unsere Feinde sollen zerschmissen werden, Heulen und Zähneklappern soll sie packen, Sodom und Gomorrha komme über sie und kein Deutscher soll auch nur um eines Gerechten willen Gnade für sie erleben.

Und wer sich nach unseren Feinden umschaute, soll zur Salzsäule erstarren.



## Anhang I.

# Kurzer Abriß der russischen Geschichte.

Weite Kreise unseres Volkes sind der Ansicht, daß Deutschland aktive Politik nicht treiben kann. Es ist zwecklos, mit anationalen Pazifisten darüber zu streiten. Die heute Regierenden und ihre gleichgesinnten Nachfolger werden sich wohl noch lange passivem Dulden nicht entziehen wollen und können, schon weil unser Volk krank ist. Dostojewski spricht einmal von der Lust, im Bewußtsein der ganzen Größe eines zugestoßenen Unglücks zu schwelgen. In diesem Seelenzustande befinden sich alle, die Feinde der Monarchie als solcher sind. Man vertieft nicht nur sein Leid, man bietet unseren Feinden immer neue Waffen gegen sein eigenes Volk, weil man recht behalten will in der Verurteilung unserer jüngsten Vergangenheit; das sind Versuche, sein schlechtes Gewissen zu betäuben, man fürchtet die Wahrheit.

Vielleicht liegt hierin ein Anzeichen beginnender Genesung, die künstliche Steigerung des Fiebers unseres kranken Volkskörpers treibt zur Krisis, wie sie ausgehen wird, wissen wir nicht.

Wer an die Zukunft unseres deutschen Volkes glaubt, wird trotz aller „Passivität“ unserer Politik sich darüber klar werden wollen: welche Chancen sich uns in der Zukunft bieten, welche Wege jetzt schon eingeschlagen werden können, um spätere Aussichten zu nutzen. Wer durch Pazifismus und Internationalismus noch nicht seiner Urteilskraft beraubt ist, weiß, daß wir mit Frankreich und England in deutschem

Sinne nicht zur „Verständigung“ gelangen werden. Auch sind wir noch zu schwach, um die vorhandenen Gegensätze in einer England und Frankreich trennenden Weise zu verwerten. Italien, Spanien, die skandinavischen Staaten kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Japan scheidet nach Verlust unserer Flotte und Kolonien aus, bleiben Amerika und Rußland.

Es ist zum Glaubenssatz geworden, daß wir mit Rußland gegen England hätten gehen müssen. Heute können wir uns nicht mehr durch Rußland „rückversichern“. Ein Bündnis mit Rußland ist heute ausgeschlossen, wer sich mit der Unterwelt verbündet, weicht sich selbst dem Untergange. Ob ein zukünftiges, geordnetes Rußland für uns bündnisfähig und bündniswillig sein wird, läßt sich heute nicht feststellen, wird aber zum Teil von unserer Politik abhängen. Darum ist es an der Zeit, sich über die möglichen Beziehungen zu einem neuen Rußland klar zu werden. Dazu müssen wir als „Propheten mit rückwärtsgewandtem Gesicht“, wie man den Historiker genannt hat, in die Vergangenheit schauen, um aus ihr die Deutung der Zukunft zu gewinnen.

Seit Peter III. stand die preußische, später die deutsche Politik unter dem Zeichen der „traditionellen“ Freundschaft mit Rußland. Die Kabinette machten diese Politik und Stimmung für sie in Deutschland, nicht aber in Rußland. Das russische Volk hatte keinen Teil an der „deutsch-freundlichen“ Politik. Wer das wußte und objektiv aussprach, wurde der subjektiven Russenfeindschaft bezichtigt. — Die deutsche Politik baute auf schwankendem Grunde, weil sie die russische Psyche und Vergangenheit nicht kannte. Ein kurzer Rückblick tut not: Die russische Geschichte beginnt mit dem bekannten Hilferuf an die Warjäger (Normannen), das große, reiche, aber von Unordnung heimgesuchte Rußland zu beherrschen; sie gründeten den Staat Kiew, blieben aber Fremdlinge. Mos-

kau löste Kiew ab, ohne seine Fortsetzung zu sein, unterwarf sich den Sünden, russische Herrscher traten an die Stelle der Germanen.

Das über ein viertel Jahrtausend währende Tatarenjoch verwüstete Rußland, zerrüttete den Russen; wieder herrschten Fremdlinge, deren asiatische Herrschaftsmethoden tiefe Wurzeln schlugen, die noch heute zu erkennen sind. Auch nach dem Siege Dmitri Donskoi's über die Tataren auf dem Kulikoffschen Felde (1480) blieb Rußland tatarisiert. Instinktiv schloß sich Rußland gegen die Außenwelt ab, der Russe wollte unter sich sein. Eine schwere Leibeigenschaft lastete auf dem Volke, die die Abneigung der Russen gegen Arbeit vertiefte. Innere Unruhen, Kämpfe der Teilfürsten erschütterten das Reich, das trotz zunehmender innerer Schwäche immer mehr um sich fraß. Extensive Wirtschaft, die in jeder Hinsicht, mangels Ausdauer und Liebe zur Arbeit, getrieben wurde, hatte das Streben nach immer weiterer Hinausschiebung der Grenzen des Reiches erzeugt; mit auf dieser Grundlage entstand der dem Wesen des russischen Staates, sowie des Russen nicht entsprechende Glaube, daß der Russe von der Vorsehung dazu bestimmt sei, anderen Völkern das Heil zu bringen, das er für sich selbst gar nicht zu verwirklichen suchte. Alles das, was der russische Staat, der Russe nicht hatte, hielt er für verwerflich. Errungenschaften fremder Staaten und Völker waren nur wert, vernichtet zu werden. Die russische Psychologie sagt: du darfst es nicht besser haben als ich, sollst auf meinen Stand herabgedrückt werden; die russische Demokratie trieb nie nach oben, drückte immer nach unten. Neid und Haß gegen höhere Kultur sind charakteristische russische Merkmale. Im Grunde haßt der Russe deutsche Ordnung und Sauberkeit. Aber ohne „Fremdlinge“ konnte Rußland nicht gedeihen, auch Iwan der Grausame (nicht der „Gestrenge“, wie Professor Hoetzsch ihn in schönfärbender Historiographie nennt), der das Deutschtum

in den baltischen Provinzen auszurotten trachtete, duldeten die „deutsche Vorstadt“ in Moskau, der, vornehmlich aus Handwerkern, technischen Spezialisten und Kaufleuten bestehend, Sonderrechte eingeräumt wurden. Diese Deutschen blickten mit Geringschätzung auf ihre russische Umgebung; ihren Fleiß und ihre Ordnungsliebe erkannten die Russen widerwillig an, empfanden sie als mahnende Musterknaben. Die Russen nannten sie „Njemtzi“, d. h. die Stummen, weil sie die russische Sprache gar nicht oder schlecht sich aneigneten. Die Beziehungen zum Westen nahmen zu, deutscher Zuzug verstärkte sich, Abneigung gegen die „Fremdlinge“ wuchs. Der Feindschaft gegen das Abendland gab die Wahl des ersten Romanow — 7. 2. 1613 — als Protest gegen die polnische Zwischenzeit Ausdruck. Peter des Großen Wunsch, den Westen kennen zu lernen, empfand der Moskowiter als Entweihung des heiligen Rußland; er meuterte. Peter der Große schlug den Aufstand nieder, er meinte nachher: „Mit anderen europäischen Völkern kann man menschlich verfahren, nicht mit Russen. Ich habe nicht mit Menschen zu tun, sondern mit Vieh.“ — Peters des Großen Gewaltpolitik trieb den russischen Staat auf eine Stufe, der die Entwicklung des Russen nicht folgen konnte. Durch das von ihm „nach Europa durchbrochene Fenster“ strömten meist Deutsche aus Deutschland und den baltischen Provinzen nach Rußland. Ein Austausch fand nicht statt. Rußland mußte nehmen, was ihm von einer stärkeren Kultur aufgezwungen wurde. Den neuen Fremdlingen wurden Vorzugsrechte eingeräumt, die sie nicht mißbrauchten, um derentwillen sie aber vom Russen gehaßt wurden. — Der von Peter dem Großen geschaffene Dienstadel (Tschin-Rang) ließ eine neue Menschenkaste entstehen, die den alten Bojarenfamilien (einen Adel im westlichen Sinn gab es in Rußland nicht) feindlich gegenüberstand, auch zu keinem Zusammenhang mit den breiten Schichten gelangte. Der Tschinownik (Beamte) wurde



eine typisch-russische Erscheinung, von ihm sagte ein Franzose: „en Russie il y a une espèce de bête, qui s'appelle tschinownik“ (in Rußland gibt es eine Tiersorte, die sich Tschinownik nennt).

Der rangfreudige Deutsche gab dem Tschin eine unheilvolle Bedeutung. Gewissenhaft und arbeitsfreudig rückte der Deutsche rasch in führende private und öffentliche Stellungen; seine Aufgaben erfüllend zwang er den arbeitsscheuen Russen zur Arbeit. Die spezifische russische Hörigkeit konnte er nicht ändern, an leitender Stelle stehend, wurde er aber für den Zwang verantwortlich gemacht. Regierung und Fremdherrschaft, Arbeit und Sklaverei wurden für den Russen Synonima.

Auch die Nachfolger Peter des Großen zogen Deutsche in ihre Dienste, die im 19. Jahrhundert solchen Einfluß gewannen, daß General Jermoloff Alexander I. um die Gnade bitten konnte, ihn „zum Deutschen zu befördern“.

Elisabeths Teilnahme an der Kaunitzischen Koalition gegen den Staat Friedrichs des Großen entsprach der russischen Volkspsyche. Daß das „Mirakel der Hohenzollern“ — die Rettung Preußens — auf den Kretin Peter III. zurückzuführen war, ist geschichtlich nicht genügend gewertet worden. Peter III. handelte im Widerspruch zu seinem Volk. Katharina II., die deutsche Semiramis des Nordens, machte rein russische Politik; die baltischen Provinzen mußten die ersten Russifizierungsversuche dulden (Statthalterchaftsverfassung). Der anormale ermordete Paul I. hob wieder den deutschen Einfluß.

Das politische Wirken Alexander I., der zu Unrecht den Beinamen des „Gesegneten“ trug, lebt noch in Deutschlands Erinnerung. Er trieb doppeltes Spiel, wollte in Europa herrschen, nicht Preußen helfen. Wie häßlich handelte er an seinem verdienstvollen Feldherrn General Barklay de Tolli! Der verschlagene Kutusoff war sein Mann. Vernichtung Moskaus durch

Rostoptschin, die man als Heldentat zu werten gewohnt worden ist, entsprach russischer Zerstörungswut, der russischen passiven Natur. Die Rolle Alexander I. auf dem Wiener Kongreß ist bekannt; Preußen wurde um die Früchte seiner Siege gebracht. Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den russischen und deutschen Fürstenhäusern beeinflussten die russische Politik nicht, wohl aber glaubte der Deutsche aus ihnen sentimentale Folgerungen ziehen zu müssen.

Der zum Nachfolger Alexander I. bestimmte Bruder Konstantin hatte demokratische Neigungen, war polenfreundlich; beginnender Einfluß der Polen auf die russische Politik ist mit auf ihn zurückzuführen. Konstantin leistete Verzicht, sein Bruder Nicolai bestieg unter den Wirren des Dekabristenaufstandes den Thron seiner Väter. Nicolais I. Frau war die Schwester König Wilhelm I. Nicolai I. war eine imponierende Erscheinung, er erkannte die Gefahr revolutionärer Umtriebe, übertrieb die Scheu vor „westlichen“ Einflüssen, suchte Rußland mit einer chinesischen Mauer zu umgeben. Auslandsreisen waren nur mit allerhöchster Genehmigung gestattet. Auf einem Gesuch Viktor Hehns um einen Reisepaß resolvierte der Zar mit einer strengen Zensur solch verwerflicher Absichten. In Dorpat durften nicht mehr als drei Studenten auf der Straße zusammen gesehen werden. Abneigung der Nicolaitischen Autokratie gegen den „Westen“ und Abkehr der Russen von Europa begegneten sich. Der „verfaulte Westen“ wurde gangbare Phrase.

Die russische Demokratie begann ihr unterirdisches Leben, der Beginn des „Nihilismus“ fiel mit der Regierung Nicolais I. zusammen.

In Preußen verherrlichte man Nicolai I. Man hat das damalige Preußen eine „russische Provinz“ genannt. Der Glanz des russischen Zarenhofes blendete den alles Fremde anstauenden Deutschen; man jagte russischen Orden nach, die preußischen Auszeichnungen vorgezogen wurden. Auch Wilhelm I. räumte russi-

schen Großfürsten den Vorrang vor preußischen Prinzen ein. Nicolai I. Urteil über Preußen-Deutschland war echt russisch: Anerkennung des Fleißes, der Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit, gepaart mit Geringschätzung des peinlichen, kleinlichen, „zierlich-manierlichen“ Deutschen gegenüber der „weiten Natur“ des Russen, der sich mit einer frivolen Geste — nitschewo — über Schwierigkeiten hinweghalf. Damit im Widerspruch stand zunehmender Einfluß deutscher Würdenträger, Offiziere, Diplomaten, Instruktoren auf den verschiedensten Gebieten in Rußland. Die beginnende panslawistische Bewegung verstand es, diesen Widerspruch zu nutzen. Gegen die Rußland beherrschenden „Fremdlinge“ wurde Mißtrauen gesät. „Rußland den Russen“, das „Sammeln der russischen Erde“ wurden zugkräftige Parolen. Nicolai I. überlebte den Krimkrieg nicht, er soll nach dem Fall Sewastapols Gift genommen haben.

Sein Sohn Alexander II. war für seine Person deutsch-freundlich gesinnt, von seiner Gemahlin, einer deutschen Prinzessin, wurde er darin bestärkt. Er war eine vornehme Natur, bewunderte ehrlich das aufstrebende Preußen; Bismarck genoß sein volles Vertrauen. Alexander II. neutrales Verhalten im Deutsch-Französischen Kriege war um so mehr anzuerkennen, als sich damals französisierende Einflüsse in Petersburg zu regen begannen. Die russische „Gesellschaft“ stimmte mit dieser neutralen Haltung nicht überein. Wenn eine geringere Kraft als Bismarck die deutsche Politik geleitet hätte, so wäre es Alexander II. schwergéfallen, neutral zu bleiben, aber der russische Zar war noch absolut, auch die Panslawisten beugten sich dem Willen des Herrschers; dafür sollten sie aber auf anderem Gebiet aufbegehren. Die Probe auf ihre Kraft machten sie in den baltischen Provinzen. Alexander II. lehnte anfangs einen Katkow, Juri Samarin ab, schritt sogar gegen sie ein, mußte aber bald dem zielstrebigen Drängen nachgeben. Der eingebildec, man kann auch sagen,

der künstlich geschaffene Feind der Panslavisten war der Deutsche, nur der Deutsche. Der Panslavist hat im Verein mit dem revolutionären Judentum den Krieg gegen das Deutschtum großgezogen. In den baltischen Provinzen begannen die furchtbaren konfessionellen Bedrängungen. Letten und Esten wurden durch Versprechungen von Land und anderen irdischen Vorteilen zum Verrat an ihrem lutherischen Glauben verleitet. Pastoren, die ihrer Hirtenpflicht treu blieben, wurden gemäßigelt. Flügeladjutant Graf Bobrinski berichtete Alexander II. von dem „offiziellen Betrüge“, der von der orthodoxen Geistlichkeit verübt wurde. Gortschakow fand das Wort von einem „Skandal vor Europa“. Endlich am 19./31 März 1865 wurde durch geheimen Befehl das Reversale bei Mischehen, das zur Erziehung in der griechischen Konfession verpflichtete, aufgehoben. Alexander II. wagte aber nicht, diesen Befehl zu publizieren, wußte er doch, daß er sich mit ihm in scharfen Widerspruch zu den Panslavisten, „der Gesellschaft“, setzen würde, die eine Macht geworden waren, mit der die russische äußere und innere Politik rechnen mußte.

Der Russisch-Türkische Krieg offenbarte die Schwäche Rußlands; ohne rumänische Hilfe hätte Rußland den Feldzug verloren. Der Berliner Kongreß wurde zum mächtigen deutschfeindlichen Hebel in der Hand der Panslavisten, die durch damals beginnenden tschechischen und polnischen Einfluß an Zielstrebigkeit gewannen. Es war ein Fehler, den Kongreß in Deutschland, unter deutschem Vorsitz, deutscher Verantwortung tagen zu lassen. Bismarck erklärte, daß er alle russischen Wünsche erfüllt bzw. begünstigt habe, und doch war die Folge Feindschaft gegen Deutschland, nicht gegen das russischen Belangen widerstrebende England. Nicht Schuwaloffs, des offiziellen Vertreters Rußlands, Einfluß war ausschlaggebend, sondern der des eitelen Gortschakoff, der ohne Vollmacht als russischer Außenminister, dem Kongreß beiwohnte. Er

hatte sich vor den Wagen der Panslavisten spannen lassen, die in geschickter Weise zu Frankreich Beziehungen angeknüpft hatten. Der Grund zum russisch-französischen Bündnis ist damals gelegt worden. Rußland bekam seinen „Hausschlüssel“ nicht; die Dardanellen blieben ihm verschlossen. Seitdem grassierte in der russischen Presse das Thema von dem heimtückischen Deutschland, das Rußland um die Früchte seiner türkischen Siege gebracht hatte. In geschickter Weise wurde zudem der mystische Hang der Russen durch Anreiz zur Errichtung des Kreuzes auf der Hagia Sophia angeregt. Trotz liberaler Reformen (Aufhebung der Leibeigenschaft, Städteverfassung, Gerichtsreform, Semstwo) waren die letzten Jahre der Herrschaft Alexanders II. von revolutionären Umtrieben angefüllt.

Unter westlichem Einfluß geriet die „Intelligenz“, die „Gesellschaft“ (in gehobener Stellung sich befindende Russen, die an der Regierung keinen Anteil hatten) in immer schärferen Gegensatz zur Regierung, in der deutscher Einfluß geschickt vorgespiegelt wurde. Panslavisten und Revolutionäre reichten sich die Hände! — Die Frauenbewegung schlug in Rußland üppig ins Kraut. Früher als in Deutschland forderten die russischen Revolutionäre und Demokraten Emanzipation der Frau, sie sollte teilnehmen an den Segnungen der Bildung; Zugang zur Hochschule wurde ihr leicht gemacht. Rußland wurde überschwemmt von „gebildeten Weibern“. In der Regel fleißiger als der Mann, pferchten sie größeres formales Wissen in die Scheuern ihres Gedächtnisses. Mit dem Studenten kämpften sie um den Lebensunterhalt; gemeinsames Elend führte sie zusammen; frühe, materiell unversorgte Ehen, häufiges Konkubinat waren die Folgen. Häuslichkeit, Familienleben konnten nicht gedeihen, die jungen Mütter, behindert im Fortkommen, empfan- den Kinder als Last; elternlose, uneheliche Kinder vertieften das Elend; auch dafür wurde die Regierung verantwortlich gemacht, die man, wie vor Jahrhun-



dernten, als Fremdkörper ansah. Ein geistiges Proletariat wuchs in Rußland heran, das zum willigen Opfer des Umsturzes wurde, an dessen Spitze meist Juden standen; der demokratische Sinn der russischen Jugend wollte nationale Unterschiede nicht gelten lassen. Zum Arbeitshaß der Bauern und Arbeiter gesellte sich Bildungsfeindschaft der proletarisierten Intelligenz. Die überstürzte Aufhebung der Leibeigenschaft (19. 2. 1861) hatte den Gutsbesitzer verarmt, den Bauern mit dem kommunistischen Gemeindelande beglückt, dessen Struktur wie eine Prämie auf Faulheit wirkte. Die Arbeit, von der die Aufhebung der Leibeigenschaft den Russen nicht befreit hatte, deren Sinn und Zweck der Russe nicht erkannte, machte ihn mißmutig. Für alle Mißerfolge machte er den Staat, die Regierung verantwortlich, die aus „Fremdlingen“ — Deutschen — bestehen sollte, die kein Verständnis für den „Sinn des Lebens“ haben sollten. Diese Deutschen hielt der Russe für so gerissen, daß sie sogar „den Affen ausgedacht hatten.“ Am 1. März 1881 fiel Alexander II. von nihilistischer Mörderhand; kurz zuvor hatte er das Manifest betreffend Einführung der Konstitution unterschrieben. Das durfte nicht verwirklicht werden, die Revolutionäre mußten recht behalten, von oben sollte dem Volke kein Segen kommen, von unten, aus dem Volke heraus sollte „die Freiheit“ wachsen!

Alexander III. war ein „wahrhaft russischer Mann“, unbegabt und schwerfällig, von seinem Gottesgnadentum überzeugt, glaubte er ehrlich an die Zukunft Rußlands, an die Unterlegenheit Deutschlands; nicht den Westen als solchen, „Deutschland“ haßte er. Seine Frau, die dänische Prinzessin, beherrschte ihn. „Rußland den Russen“ war sein Leitstern. Zu Rußland aber, das seine weiten Flächen nicht meistern konnte, sollten Gebiete gehören, die es brauchen konnte: Asien, die Ostsee, der Balkan und, wenn es glückte, auch Ostpreußen und Pommern! (cf.: den Brief Professor

Mitrofanows an Professor Hans Delbrück, Mai 1914 der Preußischen Jahrbücher). — Nur der überragenden Staatskunst Bismarcks war es möglich, den „Rückversicherungsvertrag“ mit Rußland zu schließen, Alexanders III. Deutschfeindlichkeit zu bannen. Dieser Vertrag wurzelte nicht in der „Gesellschaft“, geschweige denn im russischen Volk. Wie anders wirkten Kronstadt und Toulon! Man muß die franzosenfreundliche Begeisterung weiter Volkskreise erlebt haben; Frankreich wurde Trumpf. Mit dem Abgang Bismarcks hatte der deutsche Einfluß verspielt. Man respektierte den einzelnen Deutschen, haßte ihn aber seiner mahnenden Schwerfälligkeit wegen gegenüber dem leichtlebigen Franzosen. Die Allrussen bekamen das Heft in die Hand.

Die feminine — unlogische Beanlagung — des Russen, dessen Verstand seine Vernunft überragt, wird so recht gegenständlich, wenn man den Beifall kennt, den Leo Tolstois bildungsfeindliche, anarchische Lehren auch auf viele Panslavisten hatten, die doch staaterhaltend wirken wollten. Tolstois Evangelium wurde begrüßt als Kampfmittel gegen den „verfaulenden Westen“, unter dem nur Deutschland mit seiner Ordnung, Disziplin und Pflichterfüllung begriffen wurde. Wieder begegneten sich Panslavisten und Revolutionäre, die Tolstoi als Schrittmacher geschickt zu benutzen verstanden. Die proletarisierte Intelligenz wollte nur die Arbeit der „schwierigen Faust“, gelten lassen. Kunst, Wissenschaft, Kultur waren Werkzeuge der das Volk knechtenden Oberen, sie mußten verschwinden. Durch Abstieg der Höheren ins Volk sollte eine „geheiligte“, homogene Masse geschaffen werden; alles, was dem im Wege stand, mußte der Vernichtung anheimfallen.

Der in Livadia von einem jüdischen Arzt vergiftete Alexander III. hinterließ seinem schwachen Sohn Nicolai II. ein unzufriedenes Volk. Die Herrscherwürde nahm Nicolai II. widerstrebend an. Ohne Willen wurde

er ein Spielball in der Hand der Großfürsten, des von Frankreich beeinflussten Militärs, der Allrussen, die sich nun „Neoslavisten“ nannten, um das Streben auf Sammeln aller Slaven inkl. der Tschechen, Polen und Serben auszudrücken. Der Allpole Dmowski schloß ein Bündnis mit den Allrussen — ein ernstes Wetterzeichen des herannahenden Weltkrieges! Die Ziellosigkeit, unzuverlässige Sprunghaftigkeit Wilhelms II. schürte die Abneigung gegen das „Deutschtum“. Nach dem Gesetz der Trägheit verblieben viele Deutsche in maßgebenden Stellungen. Um so leichter hatten es alle unzufriedenen Elemente, deutschen Einfluß als verhängnisvoll für Rußland zu deuten.

Der japanische Krieg wurde nicht als Schachzug Englands erkannt, im Gegenteil, die Legende fand Glauben, Deutschland habe ihn durch Zuweisung von Port-Arthur und Daljni an Rußland verschuldet. Deutschlands brave Haltung im russisch-japanischen Kriege und während der Revolution 1905/06, trug ihm keinen russischen Dank ein. Englands Plan, ein schwaches Rußland in Asien, ein starkes Rußland in Europa zu schaffen, das zudem seine in Asien verlorene Waffenehre herstellen wollte, reifte seiner Vollendung entgegen. Die Revolution 1905/06 war keine direkte Folge der russischen Niederlagen im fernen Osten, historisch handelte es sich um ein post, kein propter hoc.

Stolypin und Kriwoschein versuchten durch Umwandlung des kommunistischen Gemeindebesitzes in Individualbesitz dem Russen Seßhaftigkeit und Liebe zur Arbeit beizubringen; gleichzeitig propagierte Stolypin als Gegengewicht gegen die Revolution einen „zoologischen“ Nationalismus.

Die nahen Beziehungen der führenden Neoslavisten zu den freimaurerischen Großlogen setze ich als bekannt voraus. Dr. Kramarsch ist von Dr. Wichtl mit Recht als der „Anstifter“ (nicht Ursacher) des Weltkrieges bezeichnet worden. Wie gut die Neoslavisten

orientiert waren, geht daraus hervor, daß Brancanow drei Monate vor dem Morde in Serajewo schreiben konnte, daß der Krieg bald ausbrechen würde; derselbe Mann versicherte im Frühling 1914 die Zusage Greys, daß England am Kriege teilnehmen würde: nur die deutschen Diplomaten blieben ahnungslose Waisenknaben!

Systematisch wurde zum Kriege gegen Deutschland gehetzt, warnende deutsche Stimmen (cf. „Kölnische Zeitung“ Frühling 1914) verhallten. Die deutsche Diplomatie ignorierte grundsätzlich unangenehme Nachrichten und Mahnungen. Wilhelm II. hatte „das Wort“ seiner regierenden Kollegen in England und Rußland; einen ersten Bericht des deutschen Militärbevollmächtigten in Petersburg verzierte der Großsohn Wilhelms I. mit der Zensur „Feigling“.

Der Weltkrieg brach aus.

Diejenigen Russen, die von der Kriegsfurie noch nicht ergriffen waren, fielen ihr haltlos anheim, als von der Höhe des Thrones erklärt wurde, daß der Krieg gegen „das Deutschtum“ geführt werde, das durch Ukas des dirigierenden Senats vor den Gesetzen Rußlands für vogelfrei erklärt wurde. Von häßlichen Folgen war die Kriegshetze für die in russische Gefangenschaft gefallenen Deutschen, vor allem die Verwundeten, die keineswegs nur in Frankreich, England und Belgien unmenschlich behandelt wurden. Auch die bürgerlichen Russen, die in Deutschland Asyl gefunden haben, haben es nicht für angebracht gehalten, die menschenunwürdige Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen zu bedauern, das wohlwollende deutsche Verhalten zu den russischen Gefangenen anzuerkennen, womit Deutschland im Urteil der Welt genützt werden könnte. Die äußerste Rechte der Duma (Purischkewitsch, Schulgin, Markow II) vertrat bis zum Kriege deutschfreundliche Politik, die sie restlos aufgab. Germaniam esse delendam brüllten alle Russen.

Über die vernichtenden Niederlagen im ersten Kriegsjahr gingen die Russen mit dem üblichen Nitschewo hinweg; nach dem Verlust Ostpreußens und Galiziens, nach dem Fall der polnischen Festungen aber, wurden ernste Russen nachdenklich.

Ende 1915 sagte mir ein russischer Oberst: „Rußland hat noch keinen größeren Krieg aus eigener Kraft militärisch siegreich beendet, wir kämpfen nur gegen einen Teil der deutschen Macht und werden doch unterliegen.“ England hatte sich tief in Rußland hineingefressen, überall saßen englische Kontrolleure, die den charakterschwachen Russen nicht aus den Krallen ließen.

Die aufdämmernde Neigung Nicolais II. zu einem Separatfrieden mit Deutschland wurde durch die törichte Erklärung des „Königreichs Polen“ erstickt, die der Zar als „Ohrfeige“ empfinden mußte. Daß der verbrecherisch und erotisch veranlagte mönchische Usurpator Rasputin für den Frieden mit Deutschland war, erleichterte den Ententefreunden die Gegenwirkung. Aber England wollte sicher gehen. Die englische Botschaft an der Newa wurde revolutionäres Hauptquartier (Buchanan). Nicolai II. wurde beseitigt, der Halbjuden Kerenski, ein Schwätzer, ergriff die Zügel. Das Wort des Bolschewisten Maxim Gorki ist wie für ihn gesprochen: „Als uns der Schnaps genommen wurde, besoffen wir uns an Worten.“ Anstatt Frieden zu schließen, hetzte Kerenski, von England diabolisch beraten, von Frankreich gekauft, den russischen Muschik in die vergebliche zweite Brussilowsche Offensive; die Front löste sich auf, das russische Reich zerrann den Engländern unter den Händen.

Unterdessen hatte Deutschland die nachmaligen Bolschewistenführer in plombierten Wagen nach Rußland geleitet. General Hofmann hat eingestanden, daß die deutsche Leitung an die späteren Folgen dieser Maßnahme nicht gedacht hat, er hätte schweigen sol-



len. Nach kurzem Kampf mußte Kerenski fliehen, Verbrecher setzten sich auf den Zarenthron, narreten die Welt durch Errichtung der „Diktatur des Proletariats“. Rußland zerfiel.

Der Russe hält alles für gemacht, nichts für gewachsen, er ist darum traditionslos, er haßte seinen Staat. Seiner asiatischen Zerstörungswut konnte er nun die Zügel schießen lassen, mit Wollust zerfleischte er sich. Wir bekennen uns nach der Gaya scienzia zum Wort: „Nur der Schaffende darf zerstören“, der russische Philosoph Berdjajew dagegen sagt: „Im Zerstören liegt eine schaffende Lust“. Das falsch verstandene, beim Russen beliebte Schillersche Wort: „Aus Ruinen blüht neues Leben,“ sollte in russischer Auffassung und Aufmachung verwirklicht werden. Jede Revolution war dem Russen gleichbedeutend mit Verringerung der Arbeit, von der er sich nun gründlich zu befreien hoffte.

„Land und Frieden“, mit diesem Schlagwort waren die russischen Bauern (über 90 Prozent der Bevölkerung) auf die Beine gebracht worden. Die dem Russen anhaftende Ehrfurchtlosigkeit vor dem Menschentum als solchem brach sich zügellos Bahn; sein geringer Rechtssinn läßt Achtung vor Rechten anderer nicht aufkommen. Die in Dogmen erstarrte orthodoxe Kirche konnte kein Gegengewicht bieten. Der Russe ist im allgemeinen nicht fromm, wohl aber mystisch-fatalistisch beanlagt. Im Westen stehen Revolutionen im Zeichen des Klassenkampfes, nicht so in Rußland, wo sich Regierung und Volk, geführt von der „Intelligenz“, gegenüberstanden. Die russische revolutionäre Psyche muß darum ganz anders beurteilt werden.

Die Jagd nach dem „Sinn des Lebens“ hat die russische Intelligenz furchtbar büßen müssen; das sogenannte Bürgertum ist ausgerottet, der unglückliche Arbeiter unter Herrschaft der „Diktatur gegen das

Proletariat“ zum Kuli geworden. Heute ist Rußland ein Chaos, eine Hölle, wieder „Fremdlinge“, diesmal Juden, beherrschen Rußland.

Daß der deutsche Große Generalstab die östliche Front liquidieren wollte, war verständlich, daß das nicht möglich werden konnte (zirka eine Million Truppen verblieben auch nach dem „Frieden“ im Osten), hätte begriffen werden müssen; nur ein geringer Teil dieser Truppen richtig verwandt, hätte Rußland befreien, Europa vor dem Chaos bewahren, Deutschland mächtige Trümpfe in die Hand geben können; statt dessen ließ man die tatenlose Front durch Berührung mit den roten russischen Truppen verludern.

Der russische General Kraßnow verfügte über noch zuverlässige Truppen, er schlug der deutschen Regierung vor, die Sowjetregierung zu stürzen. General Hofmann hätte für diesen leicht auszuführenden Plan gewonnen werden können. In gerissener Weise verstand es Joffe, der in Berlin unter roter Flagge residierte, durch Scheinverhandlungen mit der deutschen Industrie, der riesige in Rußland zu hebende Gewinne vorgegaukelt wurden, diese Gefahr für die russische „Arbeiter- und Bauernregierung“ zu bannen. Geschäftssinn und Pazifismus siegten.

Deutschland ging nach Brest-Litowsk, errichtete dort den dialektisch überlegenen Joffe und Trotzki (Bronstein) eine Kanzel zur Revolutionierung Europas, erkannte durch die Verhandlungen und durch den „Frieden“ als erste Großmacht die Sowjetherrschaft de facto und de jure an. Wer damals, wie Schreiber dieser Zeilen, einem Friedensschluß mit Verbrechern widerstrebte, galt als unverbesserlicher Russenfresser! Daß Deutschlands Zukunft auf dem Spiele stand, konnte der engstirnige deutsche Diplomat nicht fassen oder wollte es nicht begreifen, weil verräterische Kräfte das Heft in der Hand hatten?

Der deutsche Geschäftsträger Graf Mirbach wurde in Moskau von Sozialrevolutionären ermordet, die da-

mit den herrschenden Bolschewisten Schwierigkeiten zu bereiten hofften. Das bürgerliche Rußland erwartete bestimmt Vergeltung. Einer Strafexpedition wäre von weiten Kreisen der russischen Bevölkerung jede Hilfe zuteil geworden, nur die Bolschewisten wußten, daß Deutschland einen Versuch zur Herstellung seiner Ehre nicht machen würde. Die staatserhaltenden russischen Kreise begruben jede Hoffnung auf Hilfe durch Deutschland, ihre Urteile über das damalige Verhalten Deutschlands verschwiegen wir lieber. Der große Exodus aus Rußland begann. Männer von politischer Bedeutung flohen, fast ausnahmslos zur Entente. In London, vor allem in Paris, taten sich russische deutschfeindliche Klubs auf (Ssasonow, Miljukow, Kerenski, Burzew, der zweimal in Deutschland von nationalen Russen geohrfeigte Gutschkow). Auch Deutschland erhielt Zuzug, aber fast nur von politisch indifferenten Personen. Bermond-Awalow, der weder als Politiker, noch als Soldat Bedeutung hat, hat als einziger Emigrant Deutschland für das gewährte Asyl öffentlich gedankt. Wer, des Russischen mächtig, Unterhaltungen der sich unbeobachtet glaubenden Russen folgen kann, ist betroffen, (wenn er den Russen nicht kennt) von dem gleichgebliebenen Urteil des Russen über das Deutschtum. Dank und Anerkennung für Rettung aus der kommunistischen Hölle findet man selten. Der Russe kann, will wohl auch nicht den Deutschen verstehen. Aber noch schlimmere Dinge gestatteten sich hier lebende russische Flüchtlinge, so General Wassili Gurko, der Sohn des Feldmarschalls, der im November 1916 Vertreter des erkrankten Generalstabschefs der russischen Armee wurde. Als Vorsitzender der „Kriegsgeschichtlichen Kommission“ des russischen Generalstabes hat er in der Darstellung des japanischen Krieges England als größten Feind, Deutschland als einzigen uneigennützigem Freund Rußlands erkannt; dafür glaubte er der Entente Abbitte leisten zu müssen. In seinen zunächst in England

und Amerika erschienenen „Kriegserinnerungen“ zeihet er Deutschland des falschen Spiels, bürdet ihm die Schuld am Weltkrieg auf. In der deutschen Ausgabe ist er so gnädig, diese erlogenen Urteile als „öffentliche russische Meinung“ abzuschwächen. Würde sich ein Deutscher in umgekehrter Lage in Rußland solch dreiste Provokation erlauben? Und täte er es dennoch, seines Bleibens wäre nicht länger in Rußland. Uns glaubt man, dank der Revolution, viel bieten zu können, selbst der in hundert Schlachten besiegte Russe glaubt aufbegehren zu dürfen. Des Russen Psyche wird eine grundlegende Revision ihres Verhaltens zum Deutschtum vornehmen müssen, wenn in Zukunft russische und deutsche Interessen parallel laufen sollen, worauf das gegenseitige Streben gerichtet sein muß.

Gewiß hat der nationale Russe allen Grund mit der deutschen Politik seit 1918 unzufrieden zu sein. Auch der mit Rußland geschlossene Handelsvertrag, der für Deutschland aussichtslos ist, nur den bolschewistischen Verbrechern nützen kann, muß ihn stutzig machen, er soll aber wissen, daß das Deutschland, mit dem er einmal zusammengehen wird, keinen Teil an der kurzsichtigen, von der Straße diktierten bolschewistenfreundlichen Politik hat! Was haben die deutschfreundlichen russischen Emigranten getan, um die Möglichkeit eines zukünftigen Zusammengehens zwischen einem wiederhergestellten Rußland und einem geordneten Deutschland anzubahnen? Bislang noch nichts.

Der russische Kongreß in Reichenhall vom 28. Mai 1921 hat mit Recht in Deutschland geringen Widerhall gefunden; wir sehen davon ab, daß es nicht geringe Mühe kostete, ihn auf deutschem Boden stattfinden zu lassen, daß fast gleichzeitig in Paris unter dem Ehrenvorsitz des Juden Rjabuschinski ein ähnlicher russischer Kongreß mit Frankreich verherrlichender Tendenz stattfand. Die Reichenhaller Beschlußfassung

hat nichts zutage gefördert, was von Deutschland als Aktivposten gebucht werden könnte. Wir stimmen mit den dort getroffenen, auf Rußland bezüglichen Vereinbarungen, überein, aus dem Gebiet der Phrase sind sie aber nicht hinausgetreten; deutsch-russische Wege sind nicht aufgezeichnet worden, diese müssen aber beiderseits genannt werden, wenn anders man die Zukunft präjudizieren will.

„Ihr schnürt uns die Kehle durch Eure Bagdadpolitik zu,“ klagten die Russen. „Ihr drückt uns die Brust ein, wenn Ihr uns nach Osten keinen Raum geben wollt,“ antworten wir. Deutschland braucht Siedelungsland, das nur im Osten zu haben ist, sonst muß es verkümmern und kann nicht zur Ruhe kommen. Wollen die Leiter des zukünftigen Rußlands: Esten, Letten, Litauer, Polen und und Tschechen im geraubten Besitz schonen? Mit welchem Recht, mit welcher moralischen Kraft wollen sie das ihnen Geraubte reklamieren, wenn sie Verbrechen an fremdem Gut dulden? Soll die Frage der nordwestlichen Flußmündungen, insonderheit der Düna, das A und O der russischen Politik bleiben? Man denke an Rotterdam und den Rhein und erhalte nicht Streitpunkte, die drängenden Tatsachen nicht standhalten.

In der Politik gilt der Grundsatz: Do ut des, do ut facias. Rußland und Deutschland können sich gegenseitig viel geben. Es wäre noch nicht angebracht, dieses Thema eingehender zu behandeln. Russen und Deutsche sind noch nicht reif für solche öffentliche Diskussionen, aber große Richtlinien können schon heute gezogen werden.

Eine Schwierigkeit für nutzbringende Verständigungsversuche besteht auch darin, daß die in Rußland kämpfenden oder arbeitenden antibolschewistischen Kreise die Emigrantpolitik auch der in Deutschland lebenden Russen ablehnen. Der Russe hadert unter



sich nicht weniger als der Deutsche. Herstellung einer gemeinsamen Front zwischen den Emigranten und den Antibolschewisten dort, würde dem gemeinsamen Werk förderlich sein; dazu wäre Verringerung des von Paris ausgehenden Kadetteneinflusses geboten.

Wir werden noch lange auf gemeinsame, aktive deutschrussische Politik warten müssen. Diese Zeit muß genutzt werden, vor allem durch gegenseitiges Verstehen und Kennenlernen. Im Laufe der letzten Jahrhunderte hat sich viel künstlicher Zündstoff zwischen den beiden großen Völkern angesammelt, der abgetragen werden muß. Beweise unserer menschlichen Teilnahme haben wir den Russen gegeben, werden es auch hinfort gern tun. Das furchtbare Schicksal, Heimat und Vaterland verloren zu haben, wird uns über manche Mißverständnisse hinwegsehen lassen, aber auch in dieser Hinsicht wird Gegenseitigkeit obwalten müssen. Der Russe wird er- und bekennen müssen, daß er schwere Schuld am Weltkriege und damit an des deutschen Volkes Elend trägt. Wir sind kein Freund des Wilhelminischen Zeitalters, wissen aber, daß der Kaiser keine Schuld am Weltkriege hat; sein Verschulden besteht nur seinem Volk gegenüber; Unvermögen, die Pläne der Entente zu durchqueren, ihre Entschlossenheit zu begreifen; pazifistischer Wahn, durch Nachlaufen und Entgegenkommen den Gegner „nicht zu reizen“, gar zu versöhnen und die daraus resultierende ungenügende militärische, politische und wirtschaftliche Vorbereitung der von den Gegnern gewollten kriegerischen Auseinandersetzung. Äußerste Waffenbereitschaft in jeder Gestalt, festeste Kriegsentschlossenheit hätten vielleicht den Krieg vermeiden können; der Russe kann Deutschland nur vorwerfen, nicht rechtzeitig die Zähne gezeigt zu haben!

Die Russen stehen wieder am Anfang ihrer Geschichte: „Unser Land ist groß und reich, aber Ord-

nung ist nicht in ihm," stöhnt der anständige patriotische Russe und hofft auf Deutschland, das in den Fesseln der Entente schmachtet. Seine früheren „Freunde“ hat der Russe erkannt, hat begriffen, daß England gegenseitige Aufreibung Rußlands und Deutschlands beschlossen hatte, daß Frankreichs sadistische Rachsucht seine Verpflichtungen Rußland gegenüber überwog. Die von Russen in Verkennung der Tatsachen gegen die Balten aufgehetzten Letten und Esten schaufeln im Verein mit vertierten Chinesen als jüdische Prätorianergarde am Grabe des russischen Volkes, nur Deutschland kann es retten. Beide Teile wissen, daß deutsche Kraft beim Aufbau Rußlands unentbehrlich sein wird. Der Deutsche wird sich angelegen sein lassen müssen, nicht an erster Stelle zu stehen, fremder Einfluß soll hinfort nicht als maßgebend in Rußland gedeutet werden können. Koloniasatorische Ausbeutungspolitik nach englischem Muster dürfen wir in Rußland nicht treiben. Der in noch nicht naher Zukunft zu erwartende Zusammenbruch des Bolschewismus verspricht den Kommunismus und Marxismus ein für allemal zu richten. Bringt das unglückliche russische Volk diese Tat zutsande, so würde es durch seine Leiden der Welt sozialen Frieden bringen und das Wort wahr machen: Ex oriente lux.

---

## Anhang II.

### Das Lettentum in Kurland.

Die Letten sind ein lito-slavischer Volksstamm, deren Gesamtzahl nach der russischen Volkszählung von 1897 1 380 200 Seelen betrug; davon 1 069 823 in Kurland und Südlivland.

Die zuverlässigsten Daten über die Letten gibt das Werk von Pastor Dr. A. Bielenstein: „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache.“ Pastor Bielenstein hat seine Lebensarbeit den Letten gewidmet; am 19. Dezember 1905 haben die Letten das Pfarrhaus des greisen Gelehrten in Doblen mit seinen unersetzlichen Bücher- und Manuskriptenschatzen eingäschert.

Die Letten sind vorwiegend Bauern und Landarbeiter; doch beherrscht sie ein starkes Streben in die Städte. 1897 wurden in den Städten Kurlands und Livlands 209 583 Letten gezählt, was für Kurland 42 Prozent der städtischen Bevölkerung ausmachte.

Auf die Geschichte der Ostseeprovinzen kann hier nicht eingegangen werden, obgleich Kenntnis der historischen Entwicklung notwendig ist, um die nationalen Probleme dieser ältesten deutschen Kolonie richtig beurteilen zu können, die staatsrechtlich zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gehörte.

Kurz sei bemerkt, daß seit 1561 die Verhältnisse in Kurland sich anders als in den Schwesterprovinzen entwickelten; an Rußland kam Kurland erst 1795. Katharina II. garantierte den Ritterschaften von Kurland und Pilten alle ihre bisherigen Rechte und Vorzüge. Seit 1795 haben die drei Ostseeprovinzen gemeinsames russisches Schicksal.

Auf den Landtagen hatte ursprünglich nur der Adel Sitz und Stimme, in der Folge sämtliche Eigentümer von Rittergütern, die seit 1866 von Angehörigen aller Stände erworben werden konnten. Anfangs genossen die nichtritterschaftlichen Landtagsglieder nur Stimmrecht in Besteuerungsfragen (sogen. Willigungen), seit 1881 auch in allen anderen Fragen, ausgenommen: Verfassungsänderungen, Wahlen in die zentrale Landesverwaltung und korporative Angelegenheiten der Ritterschaft. Um dieselbe Zeit projektierten die Ritterschaften Teilnahme des bäuerlichen Kleingrundbesitzes an der Landesverwaltung, besonders des Steuerwesens, durch eine neue Kreis-Kirchspielordnung. Das Projekt widersprach der Russifizierungspolitik und wurde nicht bestätigt. Dasselbe Schicksal erlitten andere liberale Projekte der Ritterschaften. Die russische Regierung wollte trennend und zersetzend wirken, veranlaßte aber gleichzeitig Letten und Esten über die „reaktionären Junker“ zu klagen und herzufallen.

Es sei darauf hingewiesen, daß die großzügige, noch heute mustergültige agrare Gesetzgebung, die die Letten und Esten zu einem wohlhabenden Volk gemacht hat, von den Ritterschaften einer widerstrebenden Regierung abgerungen worden ist.

Kurland hat weniger als die Schwesterprovinzen unter Kriegen gelitten. Patriarchalische Beziehungen zwischen Adel und Bauernschaft hatten in Kurland tiefere Wurzeln gefaßt. Das irrigerweise angefochtene Kirchenpatronat entsprach durchaus den traditionellen Zuständen, das sich auf reiche Dotierungen der Kirchen und Küstorate durch die Patrone gründete, die als solche nur wohlherworbene, zum Segen des Landes wirkende Rechte ausübten.

1817 beschloß die Kurländische Ritterschaft Aufhebung der Leibeigenschaft; 1819 trat die Kurländische Bauernverordnung in Kraft, d. h. die Besitzverhältnisse unterlagen freier Vereinbarung zwischen Gutsherrn und Bauern.

Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist die Agrargesetzgebung im wesentlichen abgeschlossen. Die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung für Preußen hatte eine Verringerung des bäuerlichen Grundbesitzes zur Folge; in den Ostseeprovinzen wurde Aufsaugung bäuerlichen Grundbesitzes unmöglich gemacht; hier errichteten die unmittelbaren Interessenten — die Gutsherren — das Emanzipationswerk, in Westeuropa die Staatsregierungen. Der Adel hat damit Reife und Uneigennützigkeit bei Verwaltung des Landes bewiesen: seine Dienste sollten darum tunlichst herangezogen werden.

Die Entwicklung der Verhältnisse in Kirche und Schule der Ostseeprovinzen sind neben den Russifizierungsbestrebungen von besonderer Bedeutung bei Beurteilung des „Lettentums“; ihnen muß darum größere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Das Kirchengesetz von 1832 nahm der evangelisch-lutherischen Kirche den Charakter der „Landeskirche“; neben der griechischen „Staatskirche“ wurde erstere in der Folge zu einer nur geduldeten Sekte. Die Hungerjahre 1839 bis 1841 benutzte die russische Regierung unter Nicolai II. zu einer Propaganda der griechischen Kirche; für den Übertritt wurden Land und andere Vorteile versprochen, immer auf Kosten des Adels, der als stetes Hindernis der Verständigung zwischen Regierung und Volk hingestellt wurde. Popen überschwemmten das Land und machten viele zu Konvertiten (cf. „Das jüngste Gericht“, Predigt des Pastors Körber in Fenner, abgedruckt in der „Täglichen Rundschau“ vom 17. Februar 1917, Nr. 41).

Aber der kirchliche Sinn der Bevölkerung war zu tief gedrunken; die Verführten drängten zurück zu ihrem alten Glauben. Die Ritterschaften wurden in Petersburg vorstellig. Alexander II. schickte seinen Flügeladjutanten, den Grafen Bobrinski, ins Land, der seinem Zaren von dem „offiziellen Betrug“ berichtete, den die orthodoxe Geistlichkeit verübt hatte.



Erzbischof Platon dagegen behauptete, daß die unglücklichen Letten und Esten durch Übertritt zur Orthodoxie sich aus ihrer „traurigen ökonomischen Lage“ retten wollten; auch separatistische Tendenzen der Balten ließ man durchblicken. Charakteristisch für die Lage war die Antwort eines Letten an einen Popen, der ihm für den Übertritt zur Orthodoxie Land versprach: „Wenn mir ein Händler vorschlägt, mein Pferd gegen das seine zu vertauschen, und mir noch zu zahlen will, so weiß ich, daß ich das bessere Pferd habe.“

Spurlos konnte diese Verhetzung nicht vorübergehen; das aber wollte die Regierung. Der Einfluß deutsch-evangelischer Kultur sollte gebrochen werden; nur Entsittlichung des Volkes konnte diesen Erfolg gewährleisten.

Gortschakow sprach von einem „Skandal vor Europa“. Endlich am 19./31. März 1865 wurde durch geheimen Befehl angeordnet, daß der Revers aufzuheben sei, nach welchem Kinder aus gemischten Ehen in der griechischen Konfession zu erziehen waren. Aus Furcht vor der orthodoxen Geistlichkeit und der panslavistischen Strömung wurde aber dieser Befehl nicht publiziert; so mußte auch diese „Wohltat“ entsittlichend auf das Landvolk wirken. Die Pastorenprozesse hatten denselben Erfolg. Es erwies sich, daß z. B. in Livland von 105 Pastoren nur 12 sich keiner Amtshandlung an Personen orthodoxer Konfession schuldig gemacht hatten, weil in ihren Kirchspielen Konvertiten nicht lebten. In steter Treue standen die Pastoren zu ihren verführten lettischen und estnischen Gemeindegliedern. Ein doppelter Beweis wurde dadurch erbracht, daß

1. die von der theologischen Fakultät der Dorpater Universität ausgebildeten, vom Adel vozierten, bzw. von den Gemeinden gewählten Prediger auf der Höhe ihrer Aufgaben standen, und

2. evangelischer Glaube in der Bauernschaft wurzelte. Alexander III. hob den Toleranzbefehl seines Vaters auf und befahl 1885 den Ritterschaften anlässlich einer Supplik um Glaubensfreiheit — „solche Gesuche nie mehr vorzubringen.“

Wieder begannen Versprechungen von Land usw. für Übertritt zur Orthodoxie; lutherische Prediger wurden von den Popen öffentlich geschmäht und als Knechte des Adels hingestellt, die nur darnach trachteten, das Landvolk zu ruinieren. Die Deutschen sollten einer Verschmelzung der Provinzen mit dem Reich hinderlich sein. Seitdem haben die Versuche zur Vernichtung des Deutschtums nicht mehr geruht. Immer wurde dabei nach dem Grundsatz — „divide et impera“ — die Psyche der Letten und Esten malträtiert; deutsch-evangelische Kultur mußte dem Landvolk ausgetrieben werden, wenn anders die russische Regierung deutsches Wesen ausrotten zu können hoffen durfte.

Zelotische, ungebildete Popen zerrütteten systematisch die Seele des Landvolkes. Ritterschaften und Pastore aber suchten es wie mit einem Wall zu umgeben; wir werden sehen, nicht ohne Erfolg. Angriffe auf die lutherische Kirche und ihre Diener brachten der Regierung nicht das erhoffte Resultat; die Volksschule wurde in Angriff genommen. Auch bei uns war die Volksschule ein kirchliches Institut, ohne welches seelsorgerische Tätigkeit unvollkommen bleiben mußte. Auf diesem Gebiet hatte Herzog Gotthard von Kurland (1562—1587) im Einvernehmen mit der Ritterschaft segensreich gewirkt; seine Kirchenreform von 1570 betonte die Bedeutung der Schule; handschriftliche lettische Texte biblischer und anderer Erbauungsschriften wurden im Druck verbreitet; in dieser Richtung arbeitete der Adel mit Erfolg weiter, so daß Pastor Hupel 1786 feststellen konnte: „In beiden Herzogtümern, sonderlich in Livland, sieht man

sehr auf die Anlegung und Unterhaltung der Gebiets- und Dorfschulen. Gewiß muß manches europäische Reich uns hierin weit nachstehen.“ Man erinnere sich demgegenüber an die Worte Friedrich des Großen: „Auf dem platten Lande ist es genug, wenn die Leute ein bißchen Lesen und Schreiben lernen; wissen sie zuviel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretärs oder so was werden.“

Die Bauernemanzipation gab das Fundament für regere Pflege der Volksschule, für die Ritterschaft, Geistlichkeit und Bauerngemeinden ehrenamtlich sorgten. Nach den Vorschriften von 1875 für die Volksschule und Lehrerseminare haben die Schulen „zum Zweck in der örtlichen Bevölkerung die religiösen und moralischen Begriffe zu kräftigen und nützliche Kenntnisse zu verbreiten.“ Diesen Zweck haben sie erfüllt bis zur „Reform“ des Schulwesens durch die russische Regierung.

Der Kurator des Dorpater Lehrbezirks Kapustin leugnete den konfessionellen Charakter der Volksschule und verlangte Bevorzugung der Reichssprache vor der Muttersprache. Volksschulinspektoren wurden ins Land geschickt und die Ver lumpung der Letten und Esten wurde nunmehr systematisch betrieben. Gemeindeschulen wurden in sog. Ministerschulen mit russischer Unterrichtssprache umgewandelt. Der Lehrstoff wurde beschnitten. Vergeblich warnten die Ritterschaften und Pastore. Das Verhängnis nahm seinen Lauf; durch diese Maßnahmen hob Alexander III. die örtliche Revolution aus der Taufe.

Die Ukase vom 19. Oktober 1901 und 13. Februar 1902 verpflichteten nur Lutheraner zum Unterhalt der Volksschule beizutragen; somit winkten dem „Orthodoxen“ wieder Vorteile.

Am 9. Dezember 1903 erklärte der Volksschuldirektor Somtschewski: Hauptzweck der Schule ist Verbreitung der russischen Sprache! Die Schule war In-

strument politischer Russifizierung geworden. Zusammenhang zwischen Kirche und Schule ging verloren; der Schulbesuch ging zurück; die Bauern verloren Interesse an der Schule. In einer Denkschrift vom Februar 1896 erklärten die Schulältesten einer Landgemeinde u. a.: „So verschwindet die Liebe und die Schulen werden zu Zwangsanstalten und das Resultat: Mangel an guten Schullehrern und Lasterhaftigkeit der jungen Generation.“ Diese nahm in erschreckendem Maße zu; wiederholt kamen Bauern in der Sorge um ihre Söhne zu Gutsbesitzern und baten, doch für Einführung der Körperstrafe besorgt sein zu wollen, um der Zügellosigkeit der Jugend zu steuern!

Der Jugend nahmen sich aber die revolutionär gesinnten russischen Volksschullehrer an; sittliche Regungen wurden zielbewußt ertötet, Haß und Auflehnung gegen das Deutschtum wurden ihr eingeimpft.

Zu spät kam die Regierung zur Besinnung; in der am 18. Mai 1905 Allerhöchst bestätigten Resolution des Ministerkomitees bekannte sie: „Es muß . . . der ausgesprochene Grundsatz betont werden, daß die Lehranstalten vor allem das Ziel einer Heranbildung der Kinder und der Jugend gemäß den Anforderungen der örtlichen Gesellschaft und zwecks Einflößung guter Sitten im Auge haben müssen.“ (sic!)

Das Verhängnis war nicht mehr aufzuhalten.

Die Revolutionäre, vornehmlich russische und jüdische Studenten, fanden aufgehende Saat vor, die schnell üppig ins Kraut schoß. Die „Bewegung“ artete in Raub, Mord und Brandstiftung aus, die sich nicht nur gegen Deutsche, sondern auch gegen die „grauen Barone“ — lettisch-estnische Bauernhofbesitzer — richtete. Überall dasselbe Bild: gemeine Auftritte in den Kirchen und Schulen, Verunglimpfung der Prediger, Zerstörung der Kaiserbilder usw., Errichtung lokaler lettischer Republiken.

Manche Letten und Esten kämpften in den Reihen organisierter deutscher Selbstschutzverbände gegen ihre tobenden Volksgenossen. Ende 1905 schaffte die russische Garde Ruhe.

Der Este, ruhiger, besonnener und konservativer als der Lette, kehrte rascher zur Ordnung zurück. Die Folgen der Verhetzung hatten in der Seele des weicheren, auch von Natur verschlageneren Letten tiefere Spuren gezogen.

Äußerlich wurde auch in Kurland durch Bemühungen des Adels und der Geistlichkeit der Kontakt wieder hergestellt; liberale Projekte wurden gemeinsam mit der Bauernschaft beraten, von der Regierung aber nicht verwirklicht. Statt dessen eröffnete die Bauer-agrarbank ihre „segensreiche“ Tätigkeit. Nicht vorhandener „Landhunger“ sollte durch Parzellierung deutschen Eigentums gestillt werden. — Die Regierung hatte nichts gelernt und nichts vergessen. — Von neuem wurde die Begehrlichkeit des Landvolkes aufgepeitscht, das über die Hälfte des Grund und Bodens schon besaß (Eigentum oder Arrende).

Die Deutschen wußten, daß sie und die Letten nur eine Etappe auf dem Wege der Regierung bildeten, die Ansiedelung großrussischer Bauern als Vorbereitung für den Krieg plante.

In Kurland wurden unter schweren Mühen und Opfern des Adels zirka 20 000 deutsche Kolonisten, meist aus Wolhynien angesiedelt, die in gutnachbarlichen Beziehungen zu den Letten sich bald eingewöhnten.

Der Krieg unterbrach dieses Werk und wieder wurde der Lette in schwere Konflikte gebracht. Die Deutschen wurden als Spione Deutschlands an den Pranger gestellt. Denunziantenwesen wucherte. Der gepflegte Haß, angestachelt durch Bestechung, konnte sich frei betätigen. Aber ein großer Teil der Letten bewies, wie tief deutsch-evangelische Kultur in ihm wurzelte; lettische Zeitungen geißelten die käuflichen Umtriebe ihrer



Volksgenossen. Esten verlangten offen nach deutscher Zucht und Ordnung und auch Letten begannen ihr Heil von Deutschland zu erhoffen. Rechtsanwalt Weinberg sagte auf einer geheimen Versammlung der Letten in Riga: „Also bleibt uns nur die Wahl, im zähen, schwarzen Sumpfe russischen Volkstums unterzugehen und zu ersticken, oder im klaren Quellwasser deutscher Kultur zu ertrinken! Ich ziehe die letztere Todesart vor.“ Aufgehen im Deutschtum erscheint dem Letten selbstverständlich. —

Ich rekapituliere kurz:

1. Wie alle Bauern ist auch der Lette mißtrauisch und begehrlieh.
2. Wie alle kleinen unterworfenen Nationen ist auch der Lette anpassungsfähig.
3. Russische Mißwirtschaft hat das sittliche Niveau des Letten gedrückt.
4. Dank seiner deutsch-evangelischen Kultur, die nicht wieder vernichtet werden konnte, wird es nicht schwer sein, ihn wieder an Zucht und Ordnung zu gewöhnen und ihn zu germanisieren. Dazu ist zielbewußte Behandlung erforderlich, die keine Zweifel an den Tendenzen der deutschen Verwaltung aufkommen läßt. Allem zuvor muß alles vermieden werden, was den Letten an russische Maximen, auch nur im entferntesten erinnern könnte! Maßnahmen, die Zurücksetzung des örtlichen deutschen Elements vermuten lassen können, müssen vermieden werden. Im Grunde vertraut der Lette doch am meisten dem Gutsbesitzer und Prediger. Wird die Verbindung mit diesen Personen nicht gepflegt, sondern sogar unterbrochen, so müssen Reminiszenzen in ihm erwachen, die der Eindeutschung hinderlich sein werden. Ohne breiteste Heranziehung der örtlichen deutschen Kräfte muß die Germanisierung verzögert, vielleicht sogar unmöglich gemacht werden. „Deutsch“ muß die Parole sein; der opportunistische Lette wird sie sich bald zu eigen machen.

Die Einführung von Pässen in deutscher und lettischer Sprache muß darum bedauert werden. Bis dahin gab es nur russische Pässe. Aufnahme der lettischen Sprache muß im Letten irrige Vorstellung vom Wert der lettischen bezw. der deutschen Sprache erwecken, die nur aufreizend wirken kann.

Man vergesse nicht den von der russischen Regierung künstlich erweckten Volksdünkel!

Die meisten Letten verstehen deutsch; noch in den achtziger Jahren sprachen Esten und Letten ostentativ deutsch, um für Deutsche gehalten zu werden.

Hervorzuheben ist, daß die Deutschen Germanisierungspolitik nicht treiben konnten, weil

1. die russische Regierung das nicht zuließ.

2. Einfluß und Stellung der dünnen deutschen Oberschicht durch Aufsaugung des Landvolkes verloren gehen konnte, was den deutschen Charakter des Landes in Frage gestellt hätte.

3. Kämpfe gegen die russischen Entnationalisierungstendenzen es nicht annehmbar erscheinen ließen, dieselben Bestrebungen gegenüber Letten und Esten zum Ausdruck zu bringen. Der Weg nach oben war aber nicht verschlossen; viele Letten und Esten sind vollgültige Deutsche geworden. —

Heute handelt es sich darum: will Deutschland durch Eindeutschung der Letten Wälle gegen das andrängende Slaventum bauen oder nicht?

Da diese Frage bejaht werden muß, ist zu prüfen, welche Schulpolitik zu beobachten ist.

Sollen die demoralisierenden Wirkungen russischer Verwaltung beseitigt werden, so muß an die gewaltsam unterbrochene Tradition angeknüpft werden. In einem Schreiben vom 13. Juni 1866 betonte der Kurator des Dorpater Lehrbezirks, Graf Keyserling: „In den baltischen Provinzen besteht die notwendige Ver-

bindung des Volksbildungswesens mit der Kirche in vollem Maße,“ und fügt hinzu, „daß die Mitarbeit des Adels beibehalten werden muß.“

Die Volksschule bot den Lehrstoff in der Sprache der Letten und Esten. Dieses Prinzip kann auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. Es wurde schon angeführt, daß die Deutschen nicht germanisieren konnten und durften; mit diesem Grundsatz muß gebrochen werden. Als Übergang muß dem Unterricht in der deutschen Sprache ein breiter Raum gewährt werden. In jeder der Volksschule übergeordneten Anstalt muß als Unterrichtssprache ausschließlich die deutsche eingeführt werden. Kreisschulen und Mittelschulen mit lettischer Unterrichtssprache müßten verwirrend wirken; weder sind lettische Schulbücher, noch zuverlässige lettische Lehrkräfte vorhanden. Schon der livländische Landtag vom Jahre 1765 konstatierte: „Der hauptsächlichste Fehler, welcher alle gute Anstalten bisher gehindert, ist wohl der Mangel an guten und tüchtigen Schulmeistern und die Unmöglichkeit, solchem durchgängig abzuhelfen.“ Die in der Folge errichteten Lehrerseminare in Irlau, Walk und Dorpat bildeten tüchtige Lehrer aus; durch die Russifizierung sind sie verschwunden. Was heute an lettischen und estnischen „Lehrern“ herumläuft, ist ein anarchistisch verseuchtes Element, das sich seiner Beziehungen zur Internationale rühmt.

Wer das Wohl der Letten fördern will, muß dieses von den Russen gepeinigte Volk vor seinen eignen Lehrkräften bewahren. Die Gegenwart bietet die günstigste Gelegenheit, das Land zu einem deutschen zu machen. Diese Aufgabe wird durch sinkende Geburtenziffern des lettischen Volkes — 19,7 Prozent — wesentlich erleichtert; die Geburtenziffern der deutschen Kolonisten beträgt dagegen 75 Prozent. Nachdem ein großer Teil der lettischen Bevölkerung freiwillig oder gezwungen das Land verlassen hat, ist baldige

numerische Überflügelung der lettischen Bevölkerung durch anzusetzende deutsche Kolonisten zu erwarten.

Rücksichtlich der Unterrichtssprache darf nicht außer acht gelassen werden, daß die lettische Sprache zu arm ist, um Aneignung höheren Lehrstoffes zu vermitteln. Schon über die gesuchte neulettische Zeitungssprache beklagten sich die Bauern, die sie oft nicht verstehen. Lettische Unterrichtssprache würde die deutschen Beamten der Möglichkeit berauben, den Schulunterricht und die sittliche Erziehung des Landvolkes zu kontrollieren. Endlich müßte bei den Letten die Vorstellung erweckt werden, daß die deutsche Regierung durch Bevorzugung der lettischen Sprache das Volk gewinnen wolle. Der Lette ist aber so geartet, daß er in solchem Entgegenkommen Schwäche erblicken und den Wunsch vermuten würde, trennend zwischen Deutschen und Letten zu wirken; auf die Konsequenzen einer solchen Annahme brauche ich nicht hinzuweisen.

Das lettische Volk ist durch den Russen depraviert worden. Soll es gesunden, so muß es in strenge Zucht genommen werden. Die sieghafte Macht deutschen Wesens, die sich in so leuchtender Weise in diesem Kriege offenbart, kann das lettische Volk aufwärts führen. Dazu ist die Sprache das geeignetste Mittel, die als Ausdruck der deutschen Volksseele bei zielbewußter Anwendung den Letten zu einem brauchbaren deutschen Bürger machen wird.

**Berlin, den 13. März 1917.**

Klopstock-Straße 56 I.

gez.: **Adalbert Volck.**

### Anhang III.

## Leutnant Baron Manteuffel, der Führer des Stoßtrupps, gefallen in Riga, am 22. Mai 1919.

Dem Stoßtrupp zugeeignet  
von Gertrud von den Brincken.

Du bist gefallen . . . — Ein Morgenrot  
wird nimmer zum Tage steigen.  
Du warst voll Feuer, Du bist verloht.  
Du warst voll Taten, nun bist Du tot,  
gegangen ins große Schweigen. — —

Wir hören noch Deinen Kommandoruf  
aus Rauch und Flammen erschallen,  
Der spielende Wellen zur Sturmflut schuf,  
Du stürmtest voran uns allen.  
Hinein in das Feuer jenseits vom Strom!  
Und wacht auch der Tod an der Schwelle,  
wir schützen das Schloß, und wir schützen den  
Dom,  
und wir sprengen die Zitadelle!

Wie kannst Du jetzt schlafen, so still und kühl?  
Du weißt doch, wie sehr wir Dich brauchen,  
Du weißt doch, daß rings noch vom Kampfgewühl  
verwüstete Herde rauchen.  
Viel Arbeit wartet noch unerreicht,  
zu rächen nicht gilts nur und retten,  
Viel Arbeit, — die allerschwerste vielleicht —  
liegt unter den Trümmerstätten.



Du darfst nicht schlafen! Steh auf und lausch,  
wir haben so viel zu melden:

Durch Riga brausts wie im Jubelrausch,  
und die Sterbenden sterben als Helden.

Wir müssen Dir sagen wie Riga fiel,  
wie kühn sich Dein Stoßtrupp geschlagen;  
wir müssen Dir sagen so viel, so viel  
von diesen gewaltigen Tagen!

Du kannst nicht schlummern, — Du wartest bloß  
ob wieder man rufen Dich wolle . . .

Noch gehn Deine Träume so heiß und groß  
hin über die baltische Scholle.

Noch steigt Deine Liebe aus Nacht und Bann  
empor, bis ihr Werk sie vollendet.

Wir wissen's: Du stürmst uns aufs neue voran,  
wenn wieder zum Sturm wir gesendet.

Wir wissen: Du führst uns. Dein Auge loht,  
Du rufst uns mit herrischem Halle:

Bis die Heimat aufsteht aus aller Not!

— Wer zögert? — Vorwärts! — Du bist nicht tot,  
und wir folgen, wir folgen Dir alle!



Von **Herbert Voldk** bisher  
erschienene Bücher:

1. **Die Wölfe**  
Mein sibirisch-kaukasisches Abenteuerbuch.  
1—75 Tausend. G.-Mk. 1.35 (broschiert)  
(Verlag Th. Weicher, Leipzig, Inselstraße 10)
2. **Reschett**  
Die Tragödie eines Starken.  
1—5 Tausend. Gebunden G.-Mk. 3.—  
(Verlag Th. Weicher, Leipzig, Inselstraße 10)
3. **Deutscher Wegweiser:**  
Marxismus—Völkisch.  
1—10 Tausend. Broschiert G.-Mk. 1.—

**In Vorbereitung:**

4. **Der Fetisch  
des Sowjetsternes**  
als Detektiv gegen die rote Armee in Thüringen 1920.
5. **Das Verbrechertum  
im Spiegel der Republik**



---

Druck von Max Schmidt-Römhild, Lübeck.

---